This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08231624 5

Mueller
QOV

Charakterbilder

aus der

Länder- und Völkerkunde.

Bird

Mueller
QOV

Man (Uncivilized)
Indians
2 att

THE NEW YORK
PUBLIC L...
AST...

Indianer des Gran Chaco.

Charakterbilder

aus der

Länder- und Völkerkunde.

Kultur- und sittengeschichtliche Skizzen

zu Lust und Lehre für die reifere Jugend gebildeter Stände

von

Karl Müller,

Verfasser der „jungen Büffeljäger", der „jungen Pelzjäger", der „jungen Boers", der „Esperanza", der „jungen Canoéros", des „Robinson der Wildniß" u. s. w.

Mit acht Bildern in lithographischem Farbendruck

Breslau,

Verlag von Eduard Trewendt.

1865.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
79411A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATION.
R 1923 L

Vorwort.

In meinen früheren Jugendschriften habe ich meine lieben jungen Leser in fremde Zonen geführt und ihnen am Faden einer Erzählung das Natur- und Menschenleben in fernen Ländern von Nord- und Süd-Amerika und Süd-Afrika vorzuführen gesucht. In diesem Buche sollen mich meine lieben jungen Freunde zu einer Reihe von Völkern begleiten, die noch auf einer ziemlich tiefen Stufe der Kultur stehen, und deren Zustände in ihrer Ursprünglichkeit nach unseren Begriffen manchmal sonderbar und auffallend erscheinen mögen. Wenn diese Schilderungen den Beifall meiner Leser erhalten, wie ich wünsche und hoffe, so soll im künftigen Jahre ein weiterer Band solcher Charakterbilder aus dem Völkerleben folgen und besonders solche Völkerschaften umfassen, welche wir als halbcivilisirt betrachten können, und die nach unseren Begriffen gleichsam den Uebergang von der Wildheit oder Ursprünglichkeit zur Civilisation bilden, wie z. B. die Zigeuner, die Beduinen der Wüste, die Kosaken, die Morlachen, Montenegriner u. a. m., und welche durch ihre streng bewahrte Stammes-Eigenthümlichkeit ein tiefer gehendes Interesse beanspruchen dürfen.

Möge das vorliegende Buch von der männlichen Jugend gebildeter Stände und ihren Lehrern und Freunden ebenso freundlich aufgenommen werden, wie meine früheren Jugendschriften, dann bin ich reich belohnt!

Der Verfasser.

Inhalt.

		Seite
I.	Die Lappen	1
II.	Die Turkomanen	26
III.	Die Bewohner der Andamanen	41
IV.	Die Buſchmänner	59
V.	Die Eskimos	82
VI.	Die Yamparicos oder Wurzelgräber	110
VII.	Die Comantſchen	131
VIII.	Das Waſſervolk des Maracaibo-See's	145
IX.	Die Guaraunen oder Palmen-Bewohner	162
X.	Die Indianer des Amazonen-Stroms	176
XI.	Die Mundrucus	196
XII.	Die Ottomaken	212
XIII.	Die Centauren des Gran-Chaco	226
XIV.	Die Indianer der Pampas	244
XV.	Die Patagonier	259
XVI.	Die Bewohner des Feuerlandes	277
XVII.	Die Menſchenfreſſer der Fidſchi-Inſeln	297
XVIII.	Die Bewohner der Freundſchafts-Inſeln	314

I.

Die Lappen.

Wie viel thörichtes Zeug ist nicht seit dem entfernten Zeitpunkte, wo man zum ersten Mal von den Lappen oder Lappländern gesprochen hat, über diese geschwatzt und geschrieben worden! Alten Reisenden zufolge, welche wahrscheinlich die Kleidung der Lappen nicht von ihrer Person unterschieden hatten, sollten sie mit Haaren bedeckt sein wie Thiere; und einer dieser Kurzsichtigen oder allzu erfinderischen Reisenden schildert sie uns gar als Leute, die nur ein einziges Auge mitten auf der Brust haben!

Man braucht übrigens nicht erst Fabeln zu erfinden oder die Thatsachen zu übertreiben, um die Lappen interessant zu machen. Das ganze Leben dieses Volkes, seine Sitten, sein Kunstfleiß, das Land, worin es wohnt, und die Persönlichkeit des Einzelnen sind merkwürdig genug, um die Aufmerksamkeit des Lesers zu fesseln.

Den Ursprung dieses seltsamen Exemplars des Menschengeschlechts haben sehr viele Schriftsteller zu ermitteln versucht, ohne jedoch ihre Aufgabe genügend zu lösen. Diese gründlichen Untersuchungen kümmern jedoch nur die Gelehrten und sind gewöhnlich mehr scharfsinnig als lehrreich; deßhalb wollen wir uns nicht auf dieselben einlassen; die einzige Thatsache steht fest: der Lappe ist entweder ein Ureingeborner des Landes, das er bewohnt, oder er ist

dorthin von irgendwo her eingewandert; aber was von beiden das richtigere ist, hat noch Niemand zu beweisen vermocht.

Wenn wir uns mit seinen Familienbanden zu beschäftigen oder die Aehnlichkeit zu erörtern hätten, welche der Lappe mit andern Völkerstämmen haben mag, so würden wir sagen, er sei ein Bruder oder naher Verwandter der Eskimos, der Samojeden, der Tschuktschen, kurz all' derjenigen Stämme, welche die Küsten des Eismeers bewohnen. Es liegt im Wuchs, in der Lebensweise, ja sogar in der Gesichtsbildung dieser verschiedenen Völkerstämme eine große Uebereinstimmung, und doch beweist dies noch nicht, daß sie von einem und demselben Stamme ausgegangen seien. Die Aehnlichkeit, welche sie uns darbieten, kann möglicher Weise das Ergebniß von Klima, Oertlichkeiten und Umständen sein. Die Gleichheit oder Verwandtschaft der Sprache, auf welche die Völkerkundigen so großen Werth legen, scheint uns in derartigen Angelegenheiten der unsicherste Leitfaden zu sein. Der Neger von Süd-Carolina, der blauäugige Engländer von echtem sächsischem Blut, der Irländer mit der röthlichen Haut reden alle dieselbe Sprache; wenn sie sich nun zerstreuen und ihr Idiom dennoch beibehalten, sollte dies ein Grund sein, ihnen den gleichen Ursprung zuzuschreiben? Eine Sprache, oder auch nur die gewöhnlichsten Ausdrücke in einer solchen, deuten auf eine langjährige Berührung zwischen zwei Völkern, aber noch nicht auf ihre Verwandtschaft; sie sind ein werthvoller Nachweis für Denjenigen, der ihre Geschichte schreiben will, haben aber in Beziehung auf Abstammung keinen Werth, wenn sich nicht andere charakteristische Beweise daran knüpfen.

Hinsichtlich des Lappen suchen wir unsere Aufgabe nicht darin, zu erfahren, woher er kommt, sondern wo er sich heut zu Tage befindet, und unter welchen Umständen er lebt. Nimmt man eine Karte von Europa und zieht auf derselben eine Linie vom Golf von

Kandalask im weißen Meere mitten durch die Lofoden an der Küste von Norwegen, so hat man dadurch Lappland von dem übrigen Europa abgeschnitten. Allein gleichwohl wäre diese Linie, welche Lappland nach Süden hin begrenzen würde, eine rein eingebildete, denn dieses Land hat keine wirklichen Grenzen, und die Bevölkerung, die sich darin bewegt, bildet keine Nation. Man spricht bisweilen von einem alten Königreich Lappland; allein Nichts beweist, daß es jemals vorhanden war; und falls die Bewohner dieses Reiches je einer gewissen Civilisation sich erfreuten, so ist bei den heutigen Lappen keine Spur mehr davon zurückgeblieben. Der nördliche Theil von Europa, den ihr auf der Landkarte abgegrenzt habt, ist also einfach ein Gebiet, das man Lappland nennt, weil die Lappen seine einzigen Bewohner sind. Es giebt zwar noch südlich von der oben gezogenen Linie ebenfalls echte Lappen, aber sie vermischen sich dort mit den Finnen, die einer ganz verschiedenen Race angehören.

Wir müssen zunächst diese beiden Ausdrücke erklären, denn man hat sie allgemein so miteinander verwechselt, daß es schwierig ist, sich darin zurecht zu finden. Die Bewohner von Lappland werden allerdings von den Schweden und Russen Lappen genannt, aber sie selbst geben sich den Namen Samlasch; und in Norwegen wie in Dänemark nennt man sie Finnen oder Finnländer. Aber die Menschen, die wir Finnländer nennen, sind durchaus keine Lappen und haben sogar nicht einmal eine Aehnlichkeit mit jenem Volke, welches die Norweger Finnen nennen. Der Volksstamm, welchen wir Finnen nennen, beschäftigt sich mit Ackerbau und hat daher feste Wohnsitze, während der Lappe ein Nomade ist und ein Hirtenleben führt.

Aber auch im Physischen sind sie so weit von einander verschieden, wie der Kaffer vom Buschmann. Diejenigen Finnen, welche sich tiefer nach Lappland hinein vorfinden und daselbst Colonieen

bilden, führen bei den Schweden, Norwegern, Dänen und Russen den Namen Kuenen. Jetzt, nachdem diese Frage erschöpft ist, kehren wir zu unserm kleinen Volke zurück und behalten dafür den Namen Lappen bei, unter dem es von jeher bekannt war. Das arme Volk hat kein eigenes Land mehr, wenn dieses auch Lappland heißt. Das Gebiet, welches der Lappe durchstreift, ist das Eigenthum anderer Völker, seiner mächtigen Nachbarn, die sich längst darein getheilt haben. Rußland, Schweden, Norwegen haben jedes einen Fetzen davon weggenommen, sich über ihre gegenseitigen Grenzen verständigt und dem Eingeborenen Nichts gelassen als seine Nutznießung, welche in Gestalt der Kopfsteuer noch mit einem jährlichen Tribut belastet ist. Jeder seiner neuen Herren hat dem Lappen noch überdies seine eigene Anschauungsweise vom Christenthum auferlegt; der Russe hat aus dem Lappen einen griechischen Christen, der Schwede einen Lutheraner gemacht; aber eben darum ist sein Glauben nicht ganz rein, und wenn er weit von der Grenze ist, mengt sich immer noch was Zauberei und Aberglaube darein, — mit andern Worten, wenn man den Lappen fragt, sei er Protestant oder griechischer Katholik, so kommt stets mehr oder weniger vom Götzendiener zu Tage.

Seine Lebensweise ist allerdings für Bekehrungen nicht sehr günstig, und das Land, das er bewohnt, weit mehr dazu angethan, in seinem schwachen Geiste alle Schrecken des Aberglaubens zu unterhalten. Lappland ist eine wirre Anhäufung von furchtbaren Felsenmassen und durcheinander geworfenen Bergen, deren Häupter mit Schnee bedeckt, deren Hänge von tiefen Thälern durchschnitten sind, deren Thalsohlen von einer Menge von Bächen durchrieselt werden, welche sich in die Flüsse und Seen ergießen. Manche von diesen Seen haben eine bedeutende Ausdehnung und enthalten zahlreiche Eilande, von denen der See von Enara z. B. so sehr ange-

füllt ist, daß nach dem Sprüchwort der Lappen ein Mensch nie lange genug leben könne, um sie alle zu durchlaufen. Hieraus entsteht eine Landschaft, die sehr mannichfaltig wäre ohne das Siegel der Oede, welches ihr das Klima aufprägt. Hier ist der Berg nackt bis zu seiner Schneekuppe; dort sind die Abhänge der Hügel mit Fichten und Birken bekleidet, anderwärts sind düstere Tannenwälder von ungeheuren Schluchten oder von Sümpfen unterbrochen, und allenthalben findet man große Ebenen mit einem weißen Mantel bedeckt, den man für Schnee halten würde, obschon er nur aus der Rennthierflechte besteht. In der schönen Jahreszeit schmücken sich viele Oertlichkeiten mit saftigem Grün, das gleichsam mit Blumen gestickt erscheint; die Heckenrose entfaltet hier noch ihre hübschen Blüthen, und eine Anzahl Sträucher und Halbsträucher liefern Beeren im Ueberfluß. Allein der Sommer ist sehr kurz, und an solchen Stellen, wo ein reiches Pflanzenleben sich entfaltet und der Gegend einen stillen Reiz verleiht, machen Schnaken und Bremsen das Land unbewohnbar. Kaum sind die Beeren gereift, so tritt der Winter wieder ein, und neun Monate hindurch ist Alles mit Schnee bedeckt.

Haben wir nun das Land kennen gelernt, so wollen wir auch den Menschen, der es bewohnt, genauer in's Auge fassen. Der Lappe ist nicht groß; er erreicht höchstens eine Höhe von fünf Fuß; trotzdem ist er kräftig, wenn auch nur selten wohlbeleibt. Natürlich giebt es auch Ausnahmen, im Allgemeinen ist aber der Bewohner des norwegischen Theils von höherem Wuchse, als die der übrigen Provinzen. Die Gesichtszüge des Lappen sind klein, seine Augen in die Länge gezogen, ein einfacher Schlitz, wie bei den Stämmen der mongolischen Race. Er hat vorspringende Backenknochen, einen großen Mund, ein sehr spitzes Kinn und gewöhnlich schwarze oder auch braune Haare, obschon an der Küste auch blonde nicht sehr

selten sind. Wie der Eskimo hat auch der Lappe nur wenig oder gar keinen Bart; sein Körper ist vierschrötig, eckig, schlecht gebaut, aber sehr sehnig und seine Körperkraft bedeutender, als man es bei einem so kleinen schlechtgebauten Menschen vermuthen sollte. Er ist rührig und vermag die größten Entbehrungen zu ertragen; allein er ist weit weniger behend, als man früher geglaubt hatte, denn was man für seine Geschwindigkeit im Lauf gehalten, war einfach nur seine Gewandtheit als Schlittschuhläufer.

Unser Kleiner hat kleine Füße und kleine Hände und gleicht hierin wieder dem Eskimo. Seine Stimme hat nichts männlich Klangvolles, sondern ist im Gegentheil schwach, kreischend und von geringem Umfang. Seine Hautfarbe scheint sehr braun zu sein, was aber auch vom Rauch herrühren kann, der ihn umgiebt, und worin er den größten Theil seiner Zeit zubringt. Ist er schon in physischer Beziehung wenig begünstigt, so steht er in moralischer noch tiefer; er ist ein selbstsüchtiges fühlloses Geschöpf, von düsterem, mürrischem Charakter. Für ihn ist die Ehe nur ein Gegenstand des Interesses: jede Frau ist ihm am Ende willkommen — die reichste aber ist in seinen Augen die beste, und die größten Reize wiegen ihm kein halbes Dutzend Rennthiere auf.

Gastfreundschaft ist sämmtlichen Lappen unbekannt. Die einzige Frage, die ihm ein Reisender einflößt, geht nicht dahin, wie er ihn aufnehmen soll, sondern beschränkt sich auf die Neugier, was derselbe inmitten seiner Schneefelder zu suchen habe; er beargwöhnt ihn und verschließt ihm seine Thür, wenn der Fremde nicht ein russischer oder norwegischer Händler ist, der ihm sein Pelzwerk abkaufen will. Wird ein Handel angeknüpft, so legt der Lappe darin weit mehr Schlauheit an den Tag, als man von seinem geringen Verstande erwarten sollte. An Zahlungsstatt nimmt er nur Werthgegenstände, über deren Werth er im Klaren ist; er giebt niemals

Credit und nimmt kein Papiergeld, sondern nur gute und baare Silbermünze an. Sein Mißtrauen gegen das Papiergeld ist jedoch gerechtfertigt, denn er ist damit schon vielfach betrogen worden und will sich jetzt nur vor Uebervortheilung sicher stellen.

Der Unterdrückung gegenüber ist er feig: der Fremde, sei er nun Russe oder Norweger, kann ihm Schläge, Ohrfeigen oder Fußtritte geben, er wird nur Thränen vergießen und sich nicht vertheidigen. Unter gewissen Umständen hat er aber dennoch Muth; er kämpft kaltblütig gegen die Elemente, greift ohne Furcht Bären und Wölfe an und erträgt unerhörte Strapazen. In früheren Zeiten soll er sich gar nicht vor dem Kriege gefürchtet haben; aber heut zu Tage ist er jedenfalls der friedlichste und schüchternste Mensch. Nur selten zankt er sich, und das gefürchtete norwegische Messer, das er bei sich trägt, hat noch nie Jemand verwundet. Bekommen zufälligerweise zwei Lappen Händel mit einander, so zerkratzen sie sich, stoßen sich herum, ziehen sich an den Ohren oder den Haaren, aber fügen sich nicht viel Leid zu und greifen niemals zu den Messern. Man müßte ihnen in dieser Beziehung nur Lob spenden, wenn dies Alles aus einem guten Herzen käme; allein nur aus Furcht greifen sie sich nicht heftiger an, und die Feigheit verdient nie ein Lob.

In Folge seiner schon erwähnten Fühllosigkeit kennt der Lappe weder Liebe zu seinen Eltern, noch Zärtlichkeit zu seinen Kindern. Der Sohn verläßt das elterliche Haus, sobald er die Kraft dazu hat, die Eltern kümmern sich nicht darum, was aus ihm werden kann, und treten ihre Tochter demjenigen Bewerber ab, der ihnen am meisten Branntwein dafür giebt. Dies ist die schwache Seite des Lappen. Er trinkt gerne und verwendet den größten Theil seines Gewinns auf den Trunk. Die Händler wissen dies und machen es sich zu Nutzen; sie bezahlen ihn vorzugsweise in schlechtem Branntwein, und da sie dabei ihren Vortheil finden, so wird wahrscheinlich

trotz aller Bemühung der Missionäre die Mäßigkeit noch nicht so bald unter den Tugenden des Lappen glänzen.

Die Tracht des Lappen ist eine sehr einfache und eigenthümliche. Seine Kopfbedeckung besteht aus einer großen spitzen Mütze aus dickem Wollenstoff, den er Wadmal nennt und von den Händlern eintauscht. Die Spitze dieser Mütze ist mit einer Eichel geschmückt und der Rand mit einem Streifen Rennthierfell oder Fischotterpelz besetzt, welcher zurückgeschlagen werden kann. Eine Art weiten Hembes aus Rennthierfell mit nach außen gekehrtem Haar und ohne Taille bedeckt seinen Körper und wird um die Hüften durch einen breiten Ledergürtel festgehalten. In diesem Gürtel steckt das schon erwähnte große Messer, und an demselben hängen außerdem noch ein Tabaksbeutel aus Rennthierblase und eine kleine Tasche, welche ein Feuerzeug, eine Pfeife und einen Löffel enthält. Das Beinkleid, ebenfalls aus dem Fell von jungen Rennthieren verfertigt, reicht bis zum Knöchel herab und wird an seinem untern Theile durch die Halbstiefeln bedeckt, die sich an die Wade anschließen; die Halbstiefeln, wie die Faustfandschuhe, welche die ganze Kleidung vervollständigen, sind ebenfalls von Rennthierfell, und Hemd und Strümpfe kennt der Lappe gar nicht.

Dies ist die Männertracht; aber die der Frauen ist im wesentlichen genau dieselbe; findet irgend ein Unterschied statt, so liegt dieser in der Form der Mütze, aber der Rock, das Beinkleid, die Handschuhe und die Halbstiefeln sind absolut dieselben, und die Dame legt für die Leibwäsche eine ebenso große Geringschätzung an den Tag wie ihr Gatte. Dies ist also die Winter- und die Werktagstracht. Die Sommerkleidung unterscheidet sich ein wenig davon, namentlich bei feierlichen Gelegenheiten. An der Form wird Nichts verändert, aber das Rennthierfell wird bei dem gemeinen Volk durch das Wadmal ersetzt, und bei wohlhabenden

Leuten durch Tuch von einer mehr oder minder lebhaften Farbe, bisweilen sogar durch Scharlachroth. Der Stoff ist übrigens nicht die Hauptsache und darf zuweilen grob sein, wenn nur auf die Verzierungen immer die gehörige Sorgfalt verwendet wird. Die Mode will es einmal, daß am Rande des Rockes und der Aufschläge Einfassungen, Streifen und gestickte Leisten von Roth oder irgend einer schreienden Farbe angebracht seien; die Weiber, welche dort zu Lande die Stelle der Schneider versehen, bringen am Kragen, an den Aufschlägen und auf den Nähten hübsche Stepparbeiten und Figuren von Litzen an; und namentlich der Gürtel ist mit dünnen Blättchen von verschiedener Form, theils aus Messing, theils aus Silber, versehen; dieses Geschmeide ist beim Lappen sehr beliebt, und man muß ihm schon eine bedeutende Summe bieten, wenn er sich dieses Schmuckes entledigen soll.

Die Mütze für die festliche Tracht ist ebenfalls von schönerem Stoffe, besserem Schnitt und lebhafterer Farbe; die umgeschlagene Krempe daran ist breiter und die Eichel reicher verziert.

Bisweilen, und namentlich in den Bergen, behält der Lappe seinen Rock aus Rennthierfell das ganze Jahr, nur legt er während der Sommerhitze den Gürtel ab und läßt die Schöße fliegen. Im Winter, und namentlich beim Schlittenfahren, fügt er seiner gewöhnlichen Tracht noch einen großen Pelzkragen bei, der ihm die Schultern bedeckt und bis zum Ellbogen herabsteigt; dieser Pelzkragen ist von Bärenfell, und die daran gelassenen Tatzen des Thieres fallen als Verzierung auf die Brust herab.

Die verschiedene Beschäftigung der Lappen bedingt auch einen Unterschied in ihrer Lebensweise. Sie scheiden sich in Lappen der Küste, Lappen der Wälder und Lappen der Berge. Die Ersten bewohnen den norwegischen Theil, dehnen sich bis zum Nordkap aus und bewohnen kleine Weiler und Dörfchen an den zahlreichen

Meeresarmen und Buchten, welche in jene Küste einschneiden. Sie sind natürlich auf den Fischfang angewiesen, nähren sich vorzugsweise von Fischen und verkaufen den Ueberschuß ihrer Ausbeute an Russen, welche die getrockneten Fische bei ihnen abholen. Der Küstenlappe besitzt gewöhnlich einige Schafe, bisweilen auch eine magere Kuh, aber nur Wenige haben Rennthiere. Ihre Sitten und Lebensweise bieten gar nichts Merkwürdiges dar und stimmen mit derjenigen der meisten Fischervölker so sehr überein, daß wir sie nicht speciell zu schildern brauchen.

Der Lappe der Wälder ist weit weniger bekannt als die beiden Anderen; er bewohnt die Fichtenwälder des russischen Lapplands, errichtet daselbst Hütten, wie diejenigen des norwegischen Lappen, und besitzt einige zahme Rennthiere. Zum Ertrag seiner Heerde fügt er noch Fische hinzu, die er in den Seen und Flüssen fängt, sowie das Fleisch des Elenthiers und wilden Rennthiers, auf welche er emsig Jagd macht. Seine Hauptbeschäftigung aber ist die Jagd auf die Pelzthiere, wie den Hermelin, die kleine Vehe, den Zobel, den Dachs, den Fuchs, den Marder, den Vielfraß, den Wolf und den Bären, deren Felle ihm den besten Ertrag abwerfen. Seine Lebensweise ist also die aller Jägervölker und bedarf auch keiner ausführlichen Schilderung.

So kommen wir denn endlich an den Lappen der Berge, dessen Lebensweise sich wesentlich von derjenigen der beiden vorerwähnten Stämme unterscheidet. Der Berglappe fischt auch manchmal oder gönnt sich gelegentlich das Vergnügen einer Jagdpartie, allein entweder nur zur Zerstreuung, oder um eine Abwechslung in seine Kost zu bringen. Sein Hauptunterhalt besteht in seiner Heerde, die ihm Nahrung und Kleidung, Obdach und Gespann, kurz alle Mittel zu seinem Fortkommen liefert. Er führt

ein vollkommenes Hirtenleben, das natürlich ein unſtetes Wandern und Umherziehen bedingt; im Allgemeinen iſt man aber ſehr im Unklaren über den Beweggrund, welcher den Lappen antreibt, ſeinen Wohnſitz zu wechſeln. Es ſteht in vielen Büchern zu leſen, und meine jungen Leſer glauben es wohl ſelbſt, er wechsle ſeinen Wohnort nur, um neue Weideplätze aufzuſuchen, wie es bei den meiſten Nomaden der Fall iſt. Dieſer Beweggrund trifft jedoch beim Lappen gar nicht zu; er verläßt ſeine Thäler und Ebenen in dem Augenblick, wo die Weiden ſich zu belauben, das Gras zu wachſen beginnt, wo die Blüthen ſich entfalten, und beeilt ſich, die trockenſten und unfruchtbarſten Theile des Gebirgs zu erreichen; wenn er dem zarten Graſe nachliefe, ſo würde er es ſehr ungeſchickt anſtellen, denn er wendet ihm gerade den Rücken. Wir wollen ihm aber auf ſeinem Zuge folgen oder vielmehr ſehen, was er das ganze Jahr hindurch treibt, und wir werden vielleicht den Grund ermitteln, welcher ihn zu ſeiner Wanderung bewegt. Damit er zunächſt von ſeiner Heerde leben kann, muß er wenigſtens 100 Rennthiere haben; hat er nur 50, ſo bleibt ihm nichts Anderes übrig, als ſie zu verkaufen, auf den nächſten beſten Pachthof zu gehen und ſich als Taglöhner zu verdingen, oder ſich als Fiſcher an der Küſte niederzulaſſen — eine grauſame Alternative, die ihm durchaus nicht behagt, denn nach ſeiner Anſicht vergiebt er ſich Etwas, wenn er ſein freies Hirtenleben aufgiebt. Hat er ſich jedoch ſeiner Heerde nicht ſorgſam genug angenommen, oder zuviel Branntwein getrunken, oder ſonſt Unglück gehabt, ſo bleibt ihm keine andere Wahl. Bei einem Beſitz von 100 Rennthieren kann er ſich leidlich durchſchlagen, wenn er etwas ſparſam iſt; mit 300 wird er wohlhabend, mit 500 kann er ſehr gut leben, mit 1000 wird er ein reicher Mann, mit 1500 ein Millionär, und 2000 machen ihn ſchon zu einem großen Herrn. Aber es giebt bei den Lappen nur wenige Millionäre, ja die reichen

Leute ſind ſogar bei ihnen ſchon ſelten, und die meiſten Heerden beſtehen aus 300—500 Thieren.

Bei dieſer Gelegenheit wollen wir auch bemerken, daß es unter den Lappen gar keine Regierung, und im Gebirge nicht einmal einen organiſirten Stamm giebt, ſondern jeder Heerdenbeſitzer iſt daſelbſt das Haupt einer Familie, und dieſer Patriarch hat nur wenig Anſehen, wenn ſich unter ſeinem Zelte nicht auch einige erwachſene Söhne befinden. Ihr ſtaunt wohl, daß wir von einem Zelte als dem Aufenthalt des Lappen reden, denn es fällt auf, daß ein Menſch in einem ſo kalten Lande unter einem Zelte von Leinwand, oder ſelbſt von Thierfellen wohnen ſoll, und doch iſt es ſo. Trotz des ſtrengen Klima's ſeines Landes erbaut ſich der Berglappe, der Beſitzer der Rennthierheerden, keine Hütte, ſondern wohnt in einem ſo groben und plumpen Zelte, wie man ſie vielleicht bei keinem andern Volke mehr trifft. Einige junge Birkenſtämme, die er in den Schnee geſtoßen und am oberen Ende gegen einander geneigt hat, bilden das Gerüſte eines ſolchen Zeltes. Dieſes Gerüſte wird von Wadmal, das man vom ruſſiſchen oder norwegiſchen Händler einhandelt, bedeckt, und das ganze Gebäude iſt fertig. Es hat höchſtens ſieben Fuß Höhe und kaum einen größeren Durchmeſſer. Vater, Mutter, Töchter und Söhne, zuweilen einer bis zwei Dienſtboten und mehr als ein Dutzend Hunde ſuchen in dieſer kleinen Rotunde ihr Obdach, liegen darin durcheinander und athmen ſo gut ſie eben können. Rechnet man noch dazu den Raum ab, den ein ſteinerner Herd mit einem großen eiſernen oder kupfernen Keſſel oder Topfe einnimmt, einen Herd zur Heizung, der ſich mitten im Zelte befindet, einen Schrank und ein Gerüſte zur Aufbewahrung von Rennthierkäſen, geräuchertem Fleiſch, Schüſſeln mit Milch, Blaſen mit Rennthierblut und Würſten, ſo wird man kaum begreifen, wie all' dieſe Leute in einem ſo kleinen Raume ihr Unterkommen finden können.

Der Winter neigt ſich zu ſeinem Ende, das Eis auf den Bäumen (denn man iſt mitten im Walde) beginnt zu ſchmelzen; der Schnee iſt verſchwunden und durch einen Teppich von grünem Gras und niedrigen Gewächſen verdrängt, der ſich bald mit Blumen ſchmücken wird. Dies iſt das Zeichen zum Aufbruch. „Welche Thorheit, in dem Augenblicke fortzuziehen, wo das Gras zu ſprießen beginnt, wenn man eine Heerde zu ernähren hat!“ werdet ihr einwenden. Eure Ueberraſchung iſt eine ſehr natürliche; allein wenn der Lappe da bliebe, wo er den Winter verbracht hat, wenn er ſich hier des Frühlings freuen wollte, der den Wald in ſolch' lachende Farben kleidet, ſo könnte er, ehe zwei Monate vergehen, genöthigt ſein, ſich als Knecht zu verdingen oder Fiſcher zu werden. Der arme Mann wäre ſicher ruinirt, nur noch wenige Tage, und die warme Sonne weckt alle Inſekten auf oder führt ſie zurück. Schwärme von Stechmücken werden ſich dann auf die Rennthiere werfen, und die Rennthierbremſe, Oestrus tarandi, eine abſcheuliche Stechmücke, wird ihre Eier den Rennthieren in die Naſe legen, aus dieſen Eiern werden Würmer auskriechen, die nicht allein den armen Thieren tauſend Qualen bereiten, ſondern ſie krank machen und vielleicht ſogar umbringen würden. Die Rennthiere wiſſen dies wohl, und wenn der Eigenthümer ſie warten ließe, würden ſie mit einem Male und aus gemeinſamem Antriebe aufbrechen und ſich in die Berge flüchten.

Beim Aufbruch iſt gar nicht daran zu denken, daß man ſich der Schlitten bediene, denn das Thauwetter hat das Land in einen wahren Moraſt verwandelt; auch nimmt der Lappe nur die allernothwendigſten Gegenſtände mit und packt auf die ſtärkſten ſeiner Rennthiere den großen Kochkeſſel, einige Schüſſeln, etliche Teller, die Zeltdecke und die Felle, welche ihm die Stelle von Bettzeug vertreten. Die kleinen Gegenſtände bringt man in Körben unter, hängt dieſe an Riemen und legt ſie auf den Rücken der Saumrennthiere,

wo manchmal eine kleine weidengeflochtene Wiege mit einem kleinen Kinde darin das Gegengewicht eines ſolchen Packkorbes bildet. Iſt der ganze Hausrath aufgeladen, ſo macht ſich die Familie auf die Wanderung.

Die Reiſe wird eine lange ſein; es finden ſich zwar viele Berge in der Nachbarſchaft, aber man muß die große Bergkette erreichen, welche die Küſte von Norwegen beherrſcht; hier allein, und noch beſſer auf einer der felſigen Inſeln, die ſich längs der Küſte hinziehen, werden die Rennthiere vor den Stechfliegen ſicher ſein. Ueberdies iſt der Beſitzer der Heerde überzeugt, daß ſeine Thiere mindeſtens einmal im Jahre mehr Waſſer trinken müſſen, um geſund zu ſein. So viel iſt gewiß, daß die Rennthiere, wenn ſie an der Küſte ankommen, ſich alsbald in's ſalzige Waſſer ſtürzen und begierig dieſes bittere Naß in langen Zügen trinken, was um ſo ſeltſamer iſt, als man ſie hernach durchaus nicht dazu bringen kann, es auch nur zu koſten. Wahrſcheinlich hat dieſer Trank nur den Zweck, die Bremſenlarven zu zerſtören, die ſich ſchon bei dem Rennthier entwickelt haben, und dieſes verſchmäht nach geſchehener Heilung das Heilmittel, deſſen es nun nicht mehr bedarf.

Iſt der Lappe am Ziel ſeines Zuges angekommen, ſo wählt er ſich einen Weidegrund; zuweilen läßt er ſich im Gebirge nieder, gewöhnlich aber giebt er einem der zahlreichen Eilande, die an der Küſte liegen, den Vorzug, denn hier ſind ſeine Rennthiere nicht nur weit mehr vor den Stechfliegen geſchützt, ſondern er braucht ſie auch nicht zu hüten. Ein ſolches Eiland mag vielleicht zuweilen einige tauſend Schritte von der Küſte entfernt liegen, aber das hat Nichts zu ſagen: die Rennthiere ſtürzen ſich in's Meer, ſchwimmen wie die Enten und haben die Ueberfahrt bald zurückgelegt. Hierauf ſchlägt man das Zelt auf, und die Sommerarbeiten beginnen; ſie beſtehen hauptſächlich in der Bereitung von Käſe, in der Verpflegung und

Aufzucht der jungen Rennthiere und im Fiſchfang, der nun nöthig geworden iſt.

Der Sommer iſt für den Berglappen eine ſchlimme Jahreszeit, mit einer Menge von Strapazen und Entbehrungen verbunden; ſeine Heerde iſt mager; würde er eines ſeiner Thiere ſchlachten, ſo hieße dies, ſein Gut vergeuden. Der Lappe erlaubt ſich kaum den Genuß von etwas Milch, die ihm ſehr nothwendig iſt, — nicht etwa, um Butter daraus zu machen, ſondern um der Käſebereitung willen, die dem Lappen den meiſten Gewinn einträgt; für ſeinen Käſe tauſcht er ſeinen Bedarf an Wadmal, Werkzeugen und Geräthen und hauptſächlich an Branntwein ein. Da die Händler, welche dieſen Branntwein verkaufen, ganz in der Nähe ſind, ſo iſt die Verſuchung für ihn um ſo größer; es liegen an der ganzen Nordküſte von Norwegen kleine Handelsniederlaſſungen, die ihr Fortkommen nur durch den Einkauf von Pelzwerk, getrockneten und geräucherten Fiſchen, Seehundsthran, Rennthierkäſen und Rennthierfellen finden, und die für den Lappen nur eben ſo viele Schenken bilden. Aber der Sommer verſtreicht raſch, und der Beſitzer der Rennthierheerde denkt wieder an die Heimkehr in ſeine Berge; die Stechfliegen, Bremſen, Mücken und alle andern Inſekten ſind verſchwunden; er kann in aller Sicherheit das Vieh nach ſeiner Winterwohnung zurückführen, die ſein eigentlicher Wohnſitz iſt. Hat er ſich nach ſeiner Heimkehr wieder unter ſeinem Zelte niedergelaſſen, ſo braucht der Lappe nur ſeine Heerde zu hüten und für deren Unterhalt gar nicht bange zu ſein. Seine Rennthiere erkennen ſehr gut den Ort, wo die Rennthierflechte unter dem Schnee verborgen liegt; ſie kratzen dieſen mit ihren großen Hufen hinweg, finden dann ihr Lieblingsfutter, werden davon fett und ganz zur Schlachtung geeignet. Jetzt kommt die Zeit, wo ihr Herr im Ueberfluſſe lebt; wenn er reich iſt, hat er alle Tage friſches Fleiſch, und

ſollte er ſelbſt nur wohlhabend ſein, ſo wird er doch zwei oder drei Mal in der Woche ſchlachten.

Der Lappe ſchneidet ſeinem Rennthier die Kehle ab, gebraucht aber dabei die eigenthümliche Vorſicht, das Meſſer in der Wunde ſtecken zu laſſen, bis das Thier todt iſt. Würde er es nämlich ſogleich herausziehen, ſo würde das Blut aus der Wunde ſpritzen, und es liegt dem Lappen ſehr viel daran, davon auch nicht einen Tropfen zu verlieren. Schon bei der Aufzählung der Gegenſtände, womit der Schrank und das Gerüſt im Zelte des Lappen angefüllt ſind, gedachten wir der Blaſen mit dem koſtbaren Rennthierblute, das eines der Lieblingsgerichte des Lappen iſt und daher von ihm ſorgfältig aufbewahrt wird. Würde man glauben, der Lappe bleibe während der ſtrengen Winterkälte in ſeinem Zelte verſteckt oder an Ort und Stelle anſäſſig, ſo würde man bedeutend irren. Der Winter iſt vielmehr für ihn die Zeit der Arbeit, der Bewegung und des Vergnügens; er zieht hin und her, wechſelt das Lager und nimmt dabei nicht nur ſein Zelt, ſondern alle ſeine Geräthſchaften und ſeine ganze Haushaltung mit ſich. Er wählt ſich eine geſchützte Stelle, beſeitigt den Schnee, der die Erde bedeckt, auf einem Flächenraum von dem ungefähren Durchmeſſer ſeines künftigen Zeltes und bildet aus dem aufgehäuften Schnee eine Art Wall, in welchen er die Pfähle ſteckt, die das Gerüſt ſeines Zeltes bilden. Dann belegt er den Boden mit Fichtenzweigen und bildet daraus eine Art Fußboden oder Teppich, um darauf die Rennthierfelle auszubreiten, die ihm die Stelle von Matratzen, Stühlen, Tiſchen und Bettdecken vertreten.

Der Herd befindet ſich, wie ſchon geſagt, mitten im Zelte, und auf der Kochplatte deſſelben ſtehen der Kochkeſſel und ein metallener Eimer, der die Stelle der Quelle verſieht, denn er iſt mit Schnee gefüllt, der hier ſchmelzen ſoll, um der Familie das nöthige

Waſſer zu geben. In den dicken Wollſtoff, welcher die Zeltdecke bildet, iſt ein Loch eingeſchnitten, das ſtatt des Rauchfanges dient, aber ſeinen Dienſt ſehr ſchlecht verſieht, denn die Rauchwolke, welche das Zelt erfüllt, iſt ſo dicht, daß man die einzelnen Gegenſtände in dem Zelte gar nicht unterſcheiden kann.

Nur ein Lappe iſt im Stande die Atmoſphäre zu ertragen, welche in einem ſolchen Zelte herrſcht; die Reiſenden trotzen lieber der Kälte und ſchlagen ihr Lager im Freien unter einem Baume auf, anſtatt ſich ſo einräuchern zu laſſen. Der Lappe ſelbſt leidet darunter ein Wenig, denn wenn auch die Gewohnheit als zweite Natur ihm erlaubt, in dieſem erſtickenden Medium zu athmen, ſo hat er es doch noch nicht ſo weit gebracht, daß ſich ſeine Augen daran gewöhnen, die roth angelaufen ſind, entzündete Lider haben und unaufhörlich thränen. Dies kann jedoch möglicherweiſe eine andere Urſache haben; in den Hütten der Eskimos, die nur Thran brennen, giebt es weit weniger Rauch und doch ebenſoviel kranke Augen; wahrſcheinlich überreizt und ermüdet die blendende Weiße des Schnee's den Geſichtsſinn nnd verurſacht das Thränen der Augen.

Die Kochkunſt der Lappen beſchränkt ſich auf ſehr wenig: ein Stück Rennthierfleiſch wird mit Waſſer im Keſſel zugeſetzt und langſam geſotten, bis das Fleiſch zart geworden iſt; dies iſt die Suppe, der nur noch die Gewürze und die Hülſenfrüchte, ja ſelbſt das Salz fehlen. Iſt das Fleiſch gar gekocht und das Fett ſorgſam von der Fleiſchbrühe abgenommen, ſo nimmt man es aus dem Keſſel und richtet es auf einer großen Platte von Birkenrinde an. Jedes Glied der Familie erhält nun ein Stück von dieſem geſottenen Wildpret, taucht daſſelbe in das abgeſchöpfte Fett, verzehrt es ohne Brod und löſcht den Durſt mit der Fleiſchbrühe, die im Keſſel zurückgeblieben iſt. Dieſe Mahlzeit iſt zwar nicht ſehr lecker, allein da das

Rennthier einen ſehr ausgeſprochenen Wildpretgeſchmack hat, ſo iſt ſie doch weniger fade, als man denken ſollte. Gemüſe hat der Lappe nur wenig und denkt natürlich auch nicht an den Anbau von ſolchen; das gewöhnlichſte iſt die Engelwurz, Angelica Archangelica, von der er die Blätter vor der Blüthe als Salat verſpeiſt, die jungen geſchälten Stengel roh ißt und die getrocknete Wurzel kaut. Wahrſcheinlich kennt der Lappe aus Erfahrung die heilkräftigen Eigenſchaften dieſer Pflanze, welche ein treffliches Mittel gegen den Scorbut iſt, und zu der er aus Geſundheitsrückſichten ſeine Zuflucht nimmt; denn aus demſelben Grunde verſpeiſt er auch die Blätter des Löffelkrauts, Cochlearia danica, und des Meerrettigs, Cochlearia armoracia, welche beide Gewächſe am Strande häufig vorkommen. Weniger arm iſt ſeine Heimath an Früchten, denn jene Menge von Büſchen, welche in dem Augenblicke blühen, wo er ſich beeilt, den Stechmücken das Feld zu räumen, haben ſich inzwiſchen mit Beeren bedeckt, die im Herbſte nicht abfallen, ſondern vielmehr unter dem Schnee noch ausreifen. Dies ſind namentlich die verſchiedenen Arten von Brombeeren, Steinbrombeeren, Heidelbeeren, Preißelbeeren, Moosbeeren u. ſ. w., die er zum Theil im Herbſte ſammelt, oder auch zu Ende des Winters, wenn ſie durch das Thauwetter bloß gelegt werden. Er verſpeiſt einige davon in friſchem Zuſtande, allein weitaus die Mehrzahl davon wird von ihm in eine Art Torte verwandelt, indem er ſie mit geronnener Milch vermiſcht, dieſes Gemeng in Blaſen einſchließt und für eine künftige Gelegenheit aufbewahrt. Will er ſich dann ſpäter daran gütlich thun, ſo ſchneidet er ſich eine Schnitte von dieſem Teig ab, welcher die Conſiſtenz von Rahmkäſe hat, und beißt friſch darauf los.

Ein anderer landesüblicher Leckerbiſſen iſt Gefrorenes von Rennthiermilch, oder beſſer geſagt, eine Schüſſel voll Milch, die in einen Eisklumpen verwandelt iſt. Ein ſolcher iſt ſehr leicht herzu-

ſtellen, denn man braucht nur ſein Gefäß mit Milch in's Freie zu bringen, damit dieſe ſogleich gefriert, und wenn man ſie dann trinken will, ſo genügt es, ſie nur an's Feuer zu rücken.

Der Grund, warum man ſie erſt gefrieren läßt, um ſie hernach wieder aufzuthauen, iſt leicht zu begreifen; in gefrorenem Zuſtande läßt ſich die Milch den ganzen Winter hindurch aufbewahren, und da man die Rennthiere zur Zeit der großen Kälte nicht melken kann, ſo iſt man hierdurch in den Stand geſetzt, ſich von den erſten Fröſten an ſeinen Vorrath davon aufzubewahren. Dieſe gefrorene Milch bildet ſogar einen Handelsgegenſtand; die Händler legen einen großen Werth darauf und verſtehen ſich gerne dazu, ihren hölliſchen Branntwein gegen dieſen koſtbaren Artikel einzutauſchen.

Die Zeit des ſtrengen Froſtes liefert dem Lappen Gelegenheit zu Ausflügen und Reiſen; er begnügt ſich dann in der That nicht blos die paar Wegſtunden zurückzulegen, welche ihn von der kleinen Kirche trennen, die die Schweden für ihn erbaut haben, ſondern er reiſt ſogar bis zur Küſte. Eine Entfernung von 20—30 deutſchen Meilen ſchreckt ihn weder von einer Fußwanderung, noch von einer Reiſe im Schlitten ab. Hat er ſich einmal ſeine Schlittſchuhe untergeſchnallt, ſo legt er eine ſolche Entfernung in wenigen Tagen zurück, wenn er auch unterwegs Berge, Seen und Flüſſe überſchreiten müßte. Kein Hinderniß kümmert ihn: Sümpfe und Felſen, Teiche und Thäler, Alles iſt unter dem Schnee verſchwunden; der Winter hat ſeine Eisbrücken über die Flüſſe geſchlagen, und die ſpiegelglatten Berghänge ſind leicht zu überſchreiten.

Der Lappe hat dreierlei Arten von Schlitten oder Pulkas, zweierlei für ſeine eigene Bequemlichkeit und die dritte für ſein Gepäck. Die beiden erſteren gleichen ſich ſehr und unterſcheiden ſich nur durch eine Decke, womit die eine von ihnen verſehen iſt, um die Beine des Reiſenden vor der Kälte zu ſchützen; im Uebrigen ſind ſie

nach Größe, Geſtalt und Beſpannung ganz gleich. Um euch einen Begriff davon zu machen, ſo vergegenwärtigt euch ein kleines Boot von 6—7 Fuß Länge, das in ſeinem ausgeſchweifteſten Theile, nämlich am hinteren Ende, etwa zwei Fuß breit iſt. Vorne läuft es beinahe in eine Spitze zu und ruht auf einem drei Zoll breiten Kiel; der Sitz iſt auf dem Brette angebracht, das zugleich als Rücklehne dient, und die Verlängerung des kleinen Bootes enthält die Beine des Reiſenden. An den bequemeren Schlitten iſt dieſe Verlängerung mit Leder oder mit Pelzwerk verdeckt und gleicht ſo einem Boote mit halbem Verdeck. Die Händler haben keine anderen Schlitten; allein jene Decke mißfällt dem Lappen, der ſie unbequem findet, weil ſie ihn ſowohl beim Einſteigen in den Schlitten, wie hauptſächlich beim Ausſteigen hindert, wenn derſelbe umgeworfen wird, was häufig begegnet.

Das Geſpann beſteht immer nur aus einem einzigen Rennthier, deſſen Geſchirr von einer primitiven Einfachheit iſt. Ein Lederſtreifen, der den Hals des Thieres umgiebt, vertritt die Stelle eines Kummets; am untern Theile dieſes Andreaskreuzes iſt eine Art lederner Bruſtlatz befeſtigt, an welchen ſich ein Riemen anſchließt, der zwiſchen den Beinen des Rennthiers durchläuft und an einen eiſernen Ring am Vordertheil des Schlittens angeſchnallt iſt. Dieſer Riemen wird durch eine Art Sattelgurt von ſorgfältiger Stepparbeit und mit reicher Verzierung in ſeiner Lage erhalten, und die Zügel beſtehen nur in einem dünnen Riemen, der mittelſt einer Schleife an der linken Stange des Rennthiergeweihes befeſtigt iſt. Das Rennthier iſt ſo gut dreſſirt, daß die Stimme ſeines Herrn in Verbindung mit den Bewegungen, welche derſelbe jenem Riemen mittheilt, zu ſeiner Führung hinreicht; aber das Thier iſt nicht immer bei guter Laune und wendet zuweilen den mit einem ſtarken Geweih verſehenen Kopf gegen ſeinen Herrn, der es leiten will.

Bei einer derartigen Gelegenheit ergreift der Lappe ſeinen Schlitten und bedient ſich ſeiner als Schild, um damit die Stöße des Rennthiers zu pariren, bis ſich die Wuth deſſelben gelegt hat. Außer den Unarten des Thiers hat der Schlittenreiſende noch häufig mit den Unannehmlichkeiten durch das Umſchlagen ſeines Schlittens zu kämpfen, weil dieſer nicht immer genau im Gleichgewicht bleibt und dadurch häufig umſtürzt; allein dies hat wenig zu ſagen. Das leichte Boot iſt im Nu wieder aufgehoben, der Reiſende ſetzt ſich wieder hinein und fliegt mit Pfeilgeſchwindigkeit über den Schnee dahin. Mit einem guten Rennthier legt der Lappe in einer Stunde 6—8 deutſche Meilen zurück und kann, wenn gehörig für Relais geſorgt iſt, in einem Tage ſeine 80 Meilen weit reiſen.

Die große Wichtigkeit, welche das Rennthier für den Lappen beſitzt, rechtfertigt es vollkommen, wenn wir etwas ausführlicher auf die Schilderung dieſes nützlichen Thieres eingehen. Das Rennthier, Cervus tarandus, entſpricht an Größe unſerm Damwild, hat aber einen gedrungeneren Körper und ſtämmige Beine, welche auf breiten Hufen ruhen, die bei jedem Schritt knackend auseinander weichen. Der Bau dieſer Hufe ſetzt das Rennthier in den Stand, ebenſo ſchnell über den Schnee hinzueilen, als reißende Gewäſſer leicht zu durchſchwimmen, eine Fähigkeit, welche es mit dem ſchwieligen Fuße des Kameels gemein hat. Kopf und Hals des Rennthiers ſind kurz und dick, Vorderbug und Schultern von maſſiver Stärke, als ob die Natur ſelbſt es zum Ziehen großer Laſten auf beſchwerlichen Wegen geſchaffen habe. Die Farbe ſeines Fells iſt im Sommer braun, im Winter beinahe weiß und bei den zahmen Thieren mmer etwas heller, als bei den wilden. Schon die di chte dunkle Behaarung, die unter dem Halſe eine Mähne leidet, kennzeichnet das Rennthier als einen Bewohner des hohen Nordens. Männichen wie Weibchen haben Geweihe, die anfangs dünn und ſpitz

ſind, bei zunehmendem Alter aber in breite zackige Schaufeln auslaufen. Auch dieſe Schaufeln des vieläſtigen Geweihes bilden eine Ausrüſtung, welche dem polaren Aufenthalt des Thieres ganz angemeſſen iſt, denn ſie dienen ihm nicht nur zur Waffe, ſondern auch zum Grabſcheit, um im Winter die nährende Rennthierflechte, Cladonia rangiferina, unter dem Schnee hervorzuſchaufeln. In Beziehung auf ſeine Nahrung iſt das Rennthier überhaupt nicht wähleriſch; im Sommer äst es ſich faſt von allen Gewächſen ſeines Vaterlandes, ſelbſt von Schwämmen und ſogar von dem giftigen Fliegenpilze, der es auf eine Weile betäubt; im Winter bilden die Flechten beinahe ſeine einzige Koſt. Einen Stall beanſprucht das Thier zu keiner Jahreszeit und kann ſelbſt das Waſſer entbehren, da es ſtatt deſſelben Schnee leckt. Leichten und ſicheren Fußes zieht es den Schlitten des Lappen, trägt dieſen ſelbſt, liefert ihm eine kräftige nahrhafte Milch und ein vorzügliches Fleiſch; ja es iſt kein Theil an dieſem Thiere, bis auf Knochen und Sehnen hinaus, den der Lappe nicht zu ſeinem kärglichen Haushalte zu verwenden wüßte. Die Haut liefert dem Lappen Kleidung und Bett, Zelt und Schlittendecke, ja ſogar das Todtenkleid. Die Zähmung und der Unterhalt des Thieres erfordern beinahe keine Mühe; es ſucht den Menſchen auf, ſchließt ſich an ihn an, bleibt ihm eigen und verlangt nicht einmal einen Hüter, denn es erwehrt ſich des Bären mit ſeinem Geweih und des Wolfs mit ſeinem Hufe. Es verlangt keine ſaftigen Wieſen, ſondern die wüſten Hochebenen und Fjellen, die fürchterlichen Sümpfe, deren Decke das bittere Rennthiermoos und die Moltebeere (Rubus chamaemorus) bilden, ſind ſein liebſter Aufenthalt, und wo nur immer jene nahrhafte Flechte die Moore, Berghänge und Felſen mit ihrem dürren weißlichen Anfluge überzieht, da weiden allenthalben die zahlreichen Heerden dieſer Thiere und geben ſich ſchon aus weiter Ferne dem Auge des Lappen als ein

wandernder Wald von Geweihen zu erkennen. Die Behendigkeit des Rennthiers ist außerordentlich, wenn auch nicht von anhaltender Dauer; klappernden Fußes jagt es über die beschneiten Flächen, stürzt steile Hänge mit Blitzesschnelle hinab, läßt sich beinahe von keinem Hinderniß in seinem Laufe aufhalten, eilt im leichtesten Sprung über einen nur halb zugefrorenen Fluß und weiß mit glücklichem Instinkte selbst im Dunkel von Nebeln und Schneestürmen seinen Weg zu finden und die steilen Abgründe zu entdecken, an denen es plötzlich Halt macht. Darum ist das Rennthier für die Wüsten des hohen Nordens dem Menschen ebenso unentbehrlich, wie das Kameel dem Bewohner der heißen Wüsten, und der Lappe ist mit seinem Unterhalt so sehr darauf angewiesen, daß er Nichts so sehr fürchtet, als die Verheerungen, welche die Rennthierbremse unter seiner Heerde anrichtet, und das Fehlschlagen der nährenden Rennthierflechte, welche den Unterhalt seiner Heerden bildet.

Der Gepäckschlitten unterscheidet sich von den beiden oben erwähnten nur durch seinen Umfang, denn er ist in jeder Hinsicht größer und so eingerichtet, daß er möglichst viele Gegenstände aufnehmen kann. Auch wird er gewöhnlich von zwei oder mehr hinter einander gespannten Rennthieren gezogen.

Der Schlittschuh oder Schneeschuh des Lappen verdient auch noch eine besondere Beschreibung; er ist ungefähr nach demselben Princip verfertigt, wie der Schneeschuh oder die Raquette des Pelzjägers im hohen Nordamerika, unterscheidet sich aber von diesem trotzdem noch auf wesentliche Weise. Die Schneeschuhe des Lappen bestehen einfach aus zwei Brettchen, die einige Zoll breit und an den Enden leicht nach aufwärts gekrümmt sind, wie die Spitze eines Holzschuhes. Das eine dieser Brettchen, welches für den rechten Fuß bestimmt ist, hat eine Länge von mehr als 6 Fuß; der linke Schneeschuh ist um einen starken Fuß kürzer. Ein breiter Leder-

riemen bindet dieſes Brettchen feſt an den Fuß des Schlittſchuhläufers: und wenn der Froſt nun auf der Erde eine Eiskruſte gebildet hat, ſo reiſt der Lappe, mit dieſer ſeltſamen Fußbekleidung verſehen, mit einer überraſchenden Geſchwindigkeit.

Um ſich auf ſolchen Wanderungen zu Schlittſchuh die nöthige Leitung zu geben, führt der Lappe alsdann noch eine Stange, welche in der Nähe des unteren Endes mit einer Scheibe oder einer Kugel verſehen iſt, damit ſie nicht in den Schnee einſinkt. Es iſt immer ſehr ſchwierig, einen ſteilen Abhang zu erklettern; aber die Schwierigkeit wächſt noch, wenn der Bergabhang ſo glatt iſt, wie ein Spiegel; und dennoch erklimmt der Lappe mittelſt ſeiner langen Stange, die ihm einen Stützpunkt liefert, die ſteilſten Abhänge dadurch, daß er ſich im Zickzack an denſelben hinauf arbeitet, weit leichter als man es denken ſollte.

Das Herunterſteigen von einem ſolchen Abhang iſt noch viel leichter und geſchieht mit Blitzesgeſchwindigkeit. Auch hier weiß ſich der Lappe mit einer unfehlbaren Gewandtheit und Geſchicklichkeit wieder ſeiner Stange zu bedienen, um Felſen und Abgründen auszuweichen.

Mit einem Wort, mag der Lappe ſein Rennthier reiten oder ſich von demſelben im Schlitten ziehen laſſen, mit welchem es mit der Behendigkeit eines Hirſches davoneilt, oder mag er auf Schlittſchuhen pfeilgeſchwind über Berg und Thal gleiten — immerhin erweckt er in uns jenes tiefe Intereſſe, das ſich an den Menſchen knüpft, ſobald er im Kampfe mit der Natur über die Schrecken derſelben geſiegt hat!

Von einem Gewerbfleiße des Lappen iſt allerdings keine Rede, wie bei den meiſten Nomaden. Auch hat er heut zu Tage keine äußere Veranlaſſung dazu, denn die Niederlaſſungen der Händler ſind ihm ſehr nahe und verſehen ihn mit ſeinem Bedarf an Werkzeugen

zu wohlfeileren Preiſen, als er ſie ſelbſt liefern könnte. Aexte, Beile und Meſſer, Scheeren, Nähnadeln und andere Eiſen- und Stahlwaaren bilden nebſt Gewehren, Pulver und Blei einen weſentlichen Theil des Tauſchverkehrs der Lappen. Der Beſitz von Schießgewehr iſt hauptſächlich unter den Lappen des Waldes verbreitet, welche ſich zur Jagd einer Kugelbüchſe von ſehr kleinem Caliber bedienen, wie ſolche auch im nördlichſten Theile von Rußland üblich ſind, denn zur Jagd auf Pelzthiere iſt die Schrotflinte weniger geeignet. Die Lappen der Küſte und die Berglappen ſind ſeltener mit dieſen Büchſen verſehen und ziehen lange Entenflinten von großem Caliber vor, weil dieſe zur Jagd auf Waſſergeflügel bequemer und wirkſamer ſind. Die meiſten dieſer Gewehre kommen aus engliſchen Fabriken.

II.

Die Turkomanen.

Jeder Welttheil hat seine Nomaden-Völker. Man findet dieselben besonders häufig in Afrika, hauptsächlich im Norden des Aequators. Die beiden neuen Kontinente von Amerika und Australien haben mehr als Einen wandernden Stamm, und selbst Europa hat deren noch welche aufzuweisen, wie wir gesehen haben. Allein in Asien vorzugsweise ist dieses Wanderleben im ausgedehntesten Maßstabe üblich; dort allein sehen wir noch heut zu Tage jene zahlreichen Horden, welche zu verschiedenen Zeiten die benachbarten Länder überflutheten und auf ihren Eroberungs-Zügen sogar bis zur Donau vordrangen. Ihr kennet Alle die Einfälle der Mongolen unter Tamerlan, der Tartaren unter Dschengis-Khan und diejenigen der Türken, deren Abkömmlinge noch heut zu Tage trotz ihrer Schwäche den von ihren Vorfahren eroberten Boden behaupten.

Das Hirtenleben hat seine wirklichen Reize, zumal für träge Völker, deren Bedürfnisse es befriedigt, ohne Anstrengungen zu erfordern, oder für zuchtlose undisciplinirte Racen, denen jedes Gesetz als ein verhaßtes Joch erscheint. Auch darf nicht unerwähnt bleiben, daß die Hälfte des Gebietes von Hochasien zum Ackerbau nicht geeignet ist; wir sehen dort gewaltige baum- und wasserlose

Ebenen, welche ganz das Gepräge der Wüste tragen, und die sogar in ihren wenigst unfruchtbaren und nackten Theilen dem Ackerbaue die große Mühe ihres Anbaus nicht lohnen würden. Selbst die Heerden würden dort nur ein karges Auskommen finden, wenn sie, wie die unsrigen, an diesen oder jenen Ort gefesselt wären; denn der Graswuchs hat in jenen Steppen durchaus nicht den Reichthum und die Ueppigkeit, welche die Savannen Amerika's charakterisirt, und ist insbesondere daselbst nicht so beständig. Es wäre schwierig, die Grenzen der asiatischen Nomaden festzustellen, denn eigentlich ist — wenn wir die reichen ackerbautreibenden Länder Hindostans und China's und einen kleinen Theil von Persien, Arabien und der asiatischen Türkei davon ausnehmen — ganz Asien von Hirtenstämmen bevölkert. Die Khanate von Balk, Bukhara, Khiwa und Yarkand sind eigentlich Nichts als die Oasen, die Gebiete großer, durch den Handel ernährter Städte, von denen aus man ringsum die Zelte der Hirten sieht. Das Verhältniß der Nomaden, im Vergleich zur Zahl der ansässigen Bevölkerung, wechselt je nach den Oertlichkeiten; die Zahl der ersteren überschreitet die der letzteren um ein Bedeutendes in minder fruchtbaren Gegenden, und in den Steppen, wo der Boden ganz unergiebig ist, findet man nur noch herumziehende Horden. Das ist eine ganz natürliche Sache: wenn irgendwo der Boden fruchtbar ist, so hat der Bewohner nicht nöthig, denselben zu verlassen, um anderwärts eine Weide für seinen Viehstand zu suchen; und der Mensch, der sich an Ort und Stelle seßhaft macht, baut hier ein Haus, d. h. einen festen Wohnsitz. Da nun das Nomadenleben allenthalben dasselbe ist, so ist sehr leicht begreiflich, daß es bei allen Stämmen, welche dasselbe führen, nahe verwandte oder analoge Gewohnheiten und Sitten hervorgerufen hat. Trotzdem weisen diejenigen wandernden Stämme, welche sehr verschiedenen Racen angehören, und unter welchen die Mongolen, Tur-

komanen, Tartaren, Usbeken, Kirghiſen und Kalmüken die bekannteſten ſind, ſowohl in moraliſcher wie in phyſiſcher Hinſicht ſehr verſchiedene Charakterzüge auf. Einzelne vorzugsweiſe Hirtenvölker nehmen den Fremden gaſtfreundlich und mit Vergnügen auf; andere dagegen, wilde, plünderungsſüchtige Räubervölker, halten die Fremden von ſich ferne und behandeln Jeden mit Härte, der nicht von ihrer Race oder Religion iſt. Wieder andere ſind endlich blutdürſtig und erweiſen ſich ebenſo grauſam, als die häßlichſten Wilden der anderen Welttheile. Zur letzteren Klaſſe zählen wir die Turkomanen, welche man überhaupt füglich als Typus dieſer barbariſchen Horden aufſtellen kann. Ihr werdet leicht ihr Gebiet auf der Karte finden, allein die Grenzen deſſelben laſſen ſich nicht genau feſtſtellen und ſind in der Wirklichkeit auch nicht vorhanden. Würde man nach Perſien gehen, ſo träfe man in dem ganzen nördlichen Theile deſſelben turkomaniſche Räuber und würde Gefahr laufen, von dieſem abſcheulichen Geſindel umgebracht oder wenigſtens ausgeplündert zu werden. Dieſer Landſtrich iſt aber nicht ihre Heimath, denn das Land der Turkomanen liegt zwiſchen dem kaſpiſchen Meere und dem Aral-See, oder dem kaſpiſchen Meer und dem Dſchihoun oder Amu, dem Oxus der Alten. Die Geographie ſteckt die Grenze von Turkeſtan und Turkmanien ſogar noch enger, aber wenn auch noch turkmaniſche Familien auf dem öſtlichen Ufer des Oxus vorkommen, und einzelne Stämme dieſer Race auch Armenien durchſtreifen, ſo ſteht es doch nicht minder feſt, daß die grauſamſten und raubluſtigſten Stämme dieſes Volks zwiſchen dem Amu und dem kaſpiſchen Meere umherziehen. Die Herkunft der Turkomanen wollen wir unerörtert laſſen, denn die Wiſſenſchaft iſt noch nicht darüber einig, und die Behauptungen, daß ſie von den Tartaren oder Mongolen abſtammen, iſt unerheblich, ſo lange die Namen dieſer letzteren Völker ſelbſt noch keine ganz beſtimmt feſtgeſtellte

Bedeutung haben. Seinem Aussehen und physischen Habitus nach gleicht der Turkomane allerdings dem Tartaren sehr; er hat, wie dieser, vorspringende Backenknochen, eine Plattnase, schiefstehende Augen und einen dünnen Bart; diese Charakterzüge sind jedoch bei gewissen Stämmen ausgesprochener und allgemeiner als bei anderen und machen sich insbesondere bei den Weibern geltend. Viele Männer sind hochgewachsen und schlank und haben die regelmäßigen Züge der Perser. Vielleicht wäre es am klügsten, dieses Volk für ein Gemenge von mehreren Racen anzusehen; in allen Fällen aber bemerkt man unter ihnen, wie allerwärts, sehr verschiedene Gesichter und mancherlei Nüancen der Haut, in deren Färbung jedoch immer das Braune vorherrscht. Wie die meisten morgenländischen Trachten ist auch die der Turkomanen reich und malerisch. Die Armen tragen allerdings nur eine Art wollenes Hemd und ein kurzes Beinkleid von gleichem Stoffe, oder Einzelne ersetzen dieses Hemd durch eine Art kameelhärenen Schlafrocks, der nicht zierlicher ist; allein die Armen kleiden sich eben wie sie können und richten sich nicht nach der Mode. Die eigentliche landesübliche Tracht der höheren Klassen und aller jener, welche sich diesen Luxus erlauben können, besteht in einem Baronni oder Kleidungsstücke, welches bis unter das Knie hinabreicht, auf der Brust zugeknöpft, aber an seinem untern Theile offen ist, ein weites Beinkleid sehen läßt und durch einen Gürtel oder eine Schärpe von schreiender Farbe hervorgehoben wird. Aus einem schönen gestreiften oder rothgewürfelten seidenen oder baumwollenen Stoffe mit blauem, violettem oder grünem Grunde verfertigt, macht der Baronni immer großen Effekt. Die dazu getragene Kopfbedeckung ist eine Mütze in Gestalt eines abgestutzten Kegels, aus sogenanntem Astrakhan, d. h. aus dem Fell eines ungebornen oder neugebornen Lammes vom schwarzen Zackelschafe oder auch von rothem, grauem oder schwar-

zem Lammfell. Bisweilen wird ſtatt dieſer Mütze eine Art wattirten und abgenähten Helms getragen, welcher jedoch mehr die Tracht der Kurden und bei letzteren in allgemeinem Gebrauche iſt. Hierzu kommt noch ein weiter Ueberrock aus Wollenſtoff oder Kamelot, mit weiten, nur am Handgelenke geſchloſſenen Aermeln, welcher über dem Baronni getragen und auf der Bruſt geſchloſſen wird; dieſer Reit- oder Reiſerock, Schubba genannt, iſt weſentlich national. Die Frauentracht zeichnet ſich zunächſt durch einen ganz eigenthümlichen Kopfputz, ein wahres Gebäude, aus. Es beſteht aus einem hölzernen, mit Stoff überzogenen Gerüſte, das einen breiten viereckigen Boden hat, wie ein Tſchako, tief am Hinterhaupte getragen und mit einem Schleier oder einem grellfarbigen ſeidenen Tuch überbreitet wird, welche dann die untere Hälfte des Geſichts verhüllen und auf die Bruſt herabfallen. Der Vordertheil dieſer ungeheuerlichen Haube iſt mit goldenen und ſilbernen Pendeloquen, mit Glöckchen, mit Reihen von Zecchinen oder Knöpfen, mit Schellen und Kettchen, mit Herzchen aus Halbedelſteinen, kurz mit einer Menge Zierrathen verſehen, die eher zu einem Pferdegeſchirr als zu einem Frauenſchmuck zu gehören ſcheinen. Diejenigen Frauen, welche nicht die Mittel haben, ſich eine ſolche Haube zu verſchaffen, bedecken ſich den Kopf mit einem Stücke Zeug, welches ſo ziemlich die Geſtalt der erſehnten Haube annimmt, und werfen darüber ein Taſchentuch, welches den untern Theil des Geſichts verhüllt. Die Haare der Frauenzimmer ſind ſo abgetheilt, daß ſie vier Zöpfe bilden, wovon zwei zu beiden Seiten, einer vorne auf die Bruſt, ein andrer hinten auf die Schultern herabfällt; alle vier ſind mit einer Menge Geſchmeide aus Gold, Karneol, Achat oder anderen mehr oder minder koſtbaren Steinen geſchmückt, je nach dem Vermögen oder Stande der Trägerin.

Die übrige Tracht beſteht aus einer weiten Tunica, welche bis

auf die Füße herabreicht, unter dem Kinn zugeknöpft, aber auf der Bruft offen, gewöhnlich von Seide und immer von ſchreiender Farbe iſt. Unter dieſem Kleid trägt man ein weites Beinkleid und bisweilen auch ein Hemd vom ſelben Stoffe. Im Winter tragen die Damen darüber eine Art Ueberwurf oder Ueberrock von demſelben Schnitte wie die Männer, aber aus einem geſtreiften, halb ſeidenen, halb baumwollenen Stoff, und niemals aus Wolle. Die Fußbekleidung beſteht bei beiden Geſchlechtern aus einer Art Pantoffeln, wie ſie die Perſer tragen. Die Männer aber umwinden das Bein noch mit einer Binde, welche die Stelle der Kamaſchen vertritt, und tragen unter ihren Pantoffeln lederne Socken.

Das Zelt oder vielmehr das tragbare Haus der Turkomanen unterſcheidet ſich von Allem, was man in dieſer Art zu ſehen gewöhnt iſt. Es beſteht aus einem Gitterwerk, deſſen Latten ungefähr einen Zoll dick und 6—6½ Zoll breit ſind und ſich unter einem rechten Winkel kreuzen, ſo daß ſie eine Diagonale bilden; anſtatt aber genagelt zu ſein, werden ſie durch einen ledernen Riemen an ihrer Stelle gehalten. Es entſteht aus ihrer Geſammtheit ein Rahmen, deſſen verſchiedene Stücke verlängert oder verkürzt werden können, wie jene hölzernen Scheeren, auf welche man kleine Soldaten aufſteckt, die man in Kolonne vorrücken läßt, oder die man zum Carré bildet, je nachdem man die Endarme des Spielzeugs einander nähert oder von einander entfernt. Wenn dieſer Rahmen aus einander gefaltet iſt, umgibt er einen Raum von fünfzig bis ſechzig Fuß im Umfang und bildet das Gerüſte einer Seitenwand. Von ſeinem obern Theile aus erheben ſich große Pfähle, die ſich mit ihrem Ende einander nähern und die Zimmerung oder das Gerüſte des Daches bilden. Man bedeckt das Ganze mit einem dichten ſchwarzen Gewebe aus Kameelhaar, das Nümüd heißt; ein zweites Gerüſte von leichtem Holz, jedoch mit ſenkrechten Stäben, wird

über das Nümüd gelegt und macht das Gebäude erſt feſt. Oben im Dach bleibt ein großer Raum offen und erlaubt dem Rauch den Abzug und dem Tageslichte den Eintritt; bei Kälte oder Regenwetter verſchließt man dieſe Oeffnung mittelſt eines Vorhangs, und bei Sturm wird das ganze Zelt mit einer ſtarken Stange geſtützt. In den meiſten Familien wird der Flur oder Fußboden des Zeltes nur bei feierlichen Gelegenheiten bedeckt; bei reichen Perſonen aber vertritt beſtändig ein hufeiſenförmig geſchnittenes Stück Nümüd die Stelle des Fußteppichs. Der Herd befindet ſich im Mittelpunkt, und der unbedeckte Raum, welcher ſich an den beiden Enden befindet, bildet eine Art Vorzimmer, worin ſich die gemeinen Leute und Diejenigen niederlaſſen, welche ihre Fußbekleidung nicht ablegen wollen; im anderen Theile befinden ſich im Gegentheil mehre Stücke Nümüd, welche Kiſſen bilden und worauf die vornehmeren Gäſte Platz nehmen. Wenn Frauenzimmer ſich unter dem Zelte befinden, ſo wird dieſes durch eine Matte aus Schilf- oder Binſengeflecht ſo abgetheilt, daß ein beſonderes Frauengemach dadurch entſteht. Bei den reichen Turkmanen aber haben die Frauen eigene Zelte. Säcke von Wollſammt mit Stickereien von reicher Zeichnung enthalten alle diejenigen Gegenſtände, welche wir in unſeren Schränken unterbringen, nämlich Kleidungsſtücke, Putzartikel, Lebensmittel, Arbeiten, Werkzeuge, Rohſtoffe ꝛc., und hängen an den Zeltpfählen herum neben den Säbeln, Speeren, Lanzen, Köchern, Bogen, Pfeilen, Geräthen, Schläuchen, Pfeifen, Haushaltungsgegenſtänden, Geſchirren u. dergl. m. Bei einigen Stämmen ſind die letzteren von Holz, bei anderen von Eiſen oder ſonſtigem Metall oder von gebranntem Thon. Man ſieht oft auf der ſchwarzen Zeltdecke dicke Klumpen und Klöße von geronnener Milch zum Trocknen aufgeſtellt. Dieſes Trocknen derſelben geſchieht abſichtlich, um Vorräthe davon anzulegen, wovon man ſpäter in

Fällen des Bedarfs ein Stück abbricht und mit Waſſer vermengt, wo es dann ein ſehr angenehmes, leicht ſäuerlich ſchmeckendes Getränke liefert oder zur Bereitung eines berauſchenden Getränkes, des ſogenannten Kumiß, dient, welches auch aus ſaurer Pferdemilch gewonnen werden kann.

Das Lager des Stammes iſt gewöhnlich ſo aufgeſtellt, daß es ein Viereck oder mindeſtens eine geräumige Gaſſe von zwei Reihen ſich gegenüber liegender Zelte bildet, die wie die Häuſer einer Stadt anzuſehen ſind. Um die Oeffnung jedes ſolchen Zelts herum, welche die Stelle der Thüre vertritt, ſieht man dann maleriſche Gruppen, worin die Einen rauchen, die Anderen irgend eine häusliche Arbeit verſehen und Alle mit einander plaudern.

Eine Verpfählung umgiebt die reichſten dieſer fliegenden Hüttendörfer und ſchützt das Vieh vor kleinen Dieben.

Aber, werdet ihr fragen, worin beſteht denn eigentlich die Beſchäftigung der Turkomanen? Sie können doch nicht immer rauchen? Nein, das können ſie allerdings nicht; ſie müſſen ihr Vieh hüten und melken und hauptſächlich das Lager wechſeln, denn ſchon nach einigen Wochen, oft ſogar ſchon nach einigen Tagen iſt das Gras in der Umgebung eines ſolchen Lagers rein abgeweidet, und der Stamm muß abziehen, ſeine Zelte abbrechen, ſein Gepäcke aufladen, weiter ſchaffen, die Wohnungen auf's Neue aufrichten, Butter und Käſe machen, geronnene Milch trocknen, Kumiß bereiten, die Pferde und Kameele verpflegen, Wolle und Kameelhaar ſpinnen, Stricke machen, die Waffen im Stand halten, den Nümüd weben, Matten flechten, verſchiedene Geſchirre, Hausgeräthe und Kleider verfertigen, zu denen man die Stoffe von auswärts kauft, wie die Juwelen und Geſchmeide und alle anderen Zierrathen. Allein der Raub und die Plünderung ſind — zu ihrer Schande muß ich es ſagen — eine der gewöhnlichſten und hauptſächlichſten

Beſchäftigungen des Stammes und verlangen Vorbereitungen verſchiedener Art, wie z. B. das Dreſſiren und Zurichten der Pferde. In dieſen beſteht nämlich der Hauptreichthum der Turkomanen, oder ſie legen wenigſtens auf dieſen Theil ihres Beſitzthums den größten Werth. Die turkmaniſche Pferderace iſt in ganz Oſtaſien berühmt, wie das arabiſche Pferd in den Provinzen Weſtaſiens. Das turkmaniſche Pferd hat nach unſeren Begriffen von Pferde-Schönheit keine gefälligen Formen; allein die Turkomanen ziehen den Gehalt der ſchönen Geſtalt vor, und in der That giebt es keine kräftigeren und behenderen Pferde, als die ihrigen.

Das turkmaniſche Pferd hat ungefähr die Größe eines gewöhnlichen engliſchen, iſt aber länger geſtreckt und erſcheint ſehr heruntergekommen; es hat hohe lange, hagere Beine, ſchlanken Hals, ſchweren plumpen Kopf, eine ſchmale Bruſt, einen dünnen Leib. Eigentlich würden alle dieſe Fehler, welche gewöhnlich nur von ſeiner Magerkeit herrühren, bei einer gewiſſen Wohlbeleibtheit verſchwinden; allein das Pferd des Turkmanen darf nur ſelten fett werden. Acht oder zehn Tage, bevor man einen Raubzug antritt, wird das Pferd mit den Lebensmitteln beladen, welche es tragen muß; ſein Herr beſteigt es dann und reitet es ſtark mehrere Stunden lang, und jeden Tag eine Stunde und mehr noch länger als am vorigen; in demſelben Verhältniß, wie ſein Lauf länger dauert und größer wird, bricht man ihm auch an ſeinem Proviant ab und belegt es überdies die Nacht hindurch mit einem Haufen von Decken, damit es auch ſein letztes Atom von Fett hinausſchwitzt. Und wenn alsdann die Sehnen am Widerriſt, Kreuz und den Hüften ſo feſt geworden ſind wie Marmor (wie der Turkomane zu ſagen pflegt), ſo iſt es bereit für den Dienſt, welchen man von ihm erwartet. Seine Kraft und Ausdauer iſt alsdann unglaublich; wie lange auch der Raubzug dauern mag, das Pferd wird ohne Ermatten Märſche

von dreißig geographiſchen Meilen per Tag aushalten, und zwar unter wirklichen Entbehrungen.

Dieſe Pferde leiſten aber nicht nur durch ihre Schnelligkeit und Ausdauer ihren Herren vortreffliche Dienſte, ſondern ſie nehmen ſogar am Kampfe noch einen thätigen Antheil, ſowohl indem ſie gegen den Feind ausſchlagen, als indem ſie den Menſchen oder das Thier, die ſie vor ſich haben, mit den Zähnen packen. Dieſe Sitte, worauf man ſie förmlich dreſſirt, iſt zwar für den Kampf, die Jagd und die Plünderung ſehr vortheilhaft, hat aber trotzdem den Nachtheil, daß ſie dieſe Thiere ſehr bösartig macht. Außer werthvollen Reit- und Racepferden hat der Turkomane noch eine Zucht großer breitſchulteriger Klepper, ſogenannter Jabus, welche wohlfeiler ſind als die edlen Reitpferde und daher auch den ärmern Leuten zugänglich und in größerer Anzahl verbreitet ſind, als die Racepferde. Als Laſtthier verwendet der Turkomane zunächſt das Kameel, von welchem er drei Arten beſitzt, nämlich das Dromedar oder einhöckerige, welches das behendeſte, aber auch das ſchwächſte von den Dreien iſt; das gemeine zweihöckerige, welches leicht Laſten von ſechs bis ſieben Centnern trägt, und endlich eine Art unfruchtbarer Kreuzung aus den beiden vorigen Arten, welche zugleich weit kräftiger und ſanfter iſt als die beiden Racen, von denen ſeine Eltern abſtammen. Es iſt allerdings nicht ſo hoch, wie die beiden vorigen, hat aber derbknochige Beine, ein dichtes Haar, deſſen Farbe zwiſchen Grau und Braun wechſelt, bisweilen ſogar ſchwarz iſt und durch das krauſe wollige Haar an den Hüften, Schultern, dem Hals und dem Gipfel des Kopfs ein ganz phantaſtiſches Ausſehen erhält. Allein wie häßlich das Thier auch iſt, ſo iſt es doch deßhalb nicht minder koſtbar und werthvoll durch ſeine Unermüdlichkeit und Stärke, denn es trägt ſeine zehn Centner Laſt.

Außer Kameelen, Reitpferden, Saumpferden, Ochſen und

Kühen beſteht der Viehſtand des Turkomanen noch aus einer eigenthümlichen Art von Schafen mit dickem Fettſchwanze, die er in Menge beſitzt. Da dieſe Thiere die Beſtimmung haben, in der Wüſte zu leben, wo ſie oft langen Faſten ausgeſetzt ſind, ſo ſpeichern dieſe Schafe, wenn ſie reichliche Weide finden, in jenem merkwürdigen Anhängſel einen Fettvorrath auf, welcher ſie in Zeiten des Hungers ernährt oder erhält, — mit Einem Worte: jener Fettſchweif iſt, wie der Höcker des Kameels, eine wahre Speiſekammer.

Zu Heerden gehören auch Hunde, und der Turkomane beſitzt ſolche von mehreren Arten: große Wachthunde zur Hut der Zelte und des Viehs, welche Menſchen und Thiere gegen etwaige Plünderer vertheidigen; ferner glatthaarige Hunde, halb Hühner- halb Windhunde (denn dieſe Nomaden ſind leidenſchaftliche Jäger) und langhaarige Windhunde von außerordentlicher Behendigkeit, welche den Haſen und die Antilope hetzen und einholen. Reiche Leute unter den Turkomanen lieben noch eine andere Art von Waidwerk, nämlich die Falkenjagd, und bedienen ſich zu derſelben einer Falkenart, welche aus Perſien kommt, Gurk heißt, und mit welcher ſowohl Feldhühner und Trappen als Antilopen und wilde Eſel gejagt werden, welch' letztere in den Ebenen von Turkmanien in großer Menge vorkommen. Nun wird es allerdings manchem meiner Leſer ſehr auffallen, daß ein Falke von mittlerer Größe ein Thier vom Umfang einer Antilope oder eines Eſels ſoll fangen können; aber dennoch iſt es ſo, wenn es ſich auch nicht um ein buchſtäbliches Fangen handelt. Der Gurk iſt ſo dreſſirt, daß er ſich auf den Kopf des Eſels ſtürzt, gerade zwiſchen deſſen Augen mit ſeinen ſtarken Fängen ſich ankrallt, und hier angeklammert den Eſel durch den gewaltigen Schlag ſeiner Schwingen blendet und betäubt oder verwirrt, ſo daß der arme Vierfüßler anhält und, weil er nicht mehr weiß, wo aus und an, unter den Pfeilen oder der Lanze des Jägers fällt.

Die Turkmanen jagen auch das Wildschwein, aber mit einem stärkern Gehülfen, denn ihre leichten Pfeile würden der dicken Schwarte dieses Thiers, des echten hircanischen Ebers, nur wenig anhaben können. Wie ihr euch wohl denken könnt, jagt ein solch' trefflicher Reiter wie der Turkmane nur zu Pferde. Er hetzt also das Wildschwein mit seinen Hunden, verfolgt es im Galopp auf allen seinen Umwegen und dreht ihm in dem Augenblicke, wo es von den Hunden von hinten gepackt und festgehalten wird, die Kruppe seines Pferdes zu, welches dann nach dem Unholde ausschlägt und ihn mit einem gut angebrachten Hufschlag niederwirft und bisweilen sogar tödtet, jedenfalls aber dem Jäger Gelegenheit giebt, das Wild mit seinem Speere vollends abzufangen. Dies bringt uns auf die Raubzüge zurück, bei denen der Turkmane an seinem Pferde einen solch' wirksamen Verbündeten und Helfershelfer findet. Diese blutigen Raubzüge sind die Hauptbeschäftigung des Turkmanen, welcher sich noch mit solchen Thaten brüstet. Sein Hirtenberuf ist für ihn nur ein untergeordneter. Die Raubzüge liefern ihm Nahrung, Kleidung und Obdach, sowie alle anderen Bedürfnisse, deren er nicht wenige hat; er will seine Heerde vermehren, reiches Geschirr für sein Pferd haben, sowie für sich und sein Weib kostbare Stoffe, Geschmeide, Putz und Zierrathen; er braucht schöne Waffen, Musketen, Dolche, Pistolen, vor Allem aber Säbel und Lanzen. Zu einem solchen Raubzuge versammeln sich alle Männer; ist er gefährlich, oder geht er in eine größere Entfernung, so vereinigen sich sogar mehrere Stämme, und die Bande zählt bisweilen tausend Köpfe. Das Ziel des Raubzugs hängt von den Feinden ab, welche man gerade für den Augenblick hat, denn zur Raubluft und Habsucht gesellt sich beinahe immer eine Regung von Haß und Rachgier. Gewöhnlich richtet man jedoch die Raubzüge nach Persien, besonders nach Khorassan, dessen Städte und Dörfer

von friedlichen Leuten bewohnt sind, die man leicht berauben kann, und wo man zuweilen reichen Karawanen begegnet, welche von Teheran nach Muschid, nach Balk, Herat, Bukhara oder Kelat gehen. Wer sich aus seinen Studien der alten Geschichte noch der einstigen Größe des Perserreiches und der Tapferkeit der Perser erinnert, der wird es allerdings kaum begreiflich finden, daß eine so mächtige Nation dieser Handvoll Räuber erlaubt, ihre eigenen Dörfer und Städte zu verwüsten und ihre Kaufleute zu plündern. Allein die Tage des einstigen Ruhms sind für Persien vorbei; kaum in den mittleren Provinzen des Innern ist die Ordnung noch aufrecht zu erhalten, und die Grenzen stehen für Jeden offen, der sie bedrohen will. Die Khane der Tartaren treiben sogar ihre Habgier noch weiter und heften bereits neidische und gierige Blicke auf den Thron Nadir-Schahs.

Dies erklärt die Vorliebe, welche die Turkmanen für die ihrem Angriffe offenen Provinzen Persiens haben. Und doch ist es so leicht, ihnen Widerstand zu leisten, denn sie sind feig und greifen nur Wehrlose an, oder wenn sie selbst drei gegen Einen sind. Ihr Zug hat hat eher den Charakter der Flucht, als denjenigen eines Einfalls; sie überfallen nur das flache Land; alle Dörfer und Flecken sind mit Pfahlwerken umgeben, und der Landmann baut sich eine kleine Feste mitten in seine Felder hinein. Beim geringsten Alarm zieht sich Jeder hinter seine Mauern zurück, greift zu den Waffen und rüstet sich hinter den Schießscharten zum Widerstand. Allein es erfolgt kein Angriff; die Reitergeschwader der Räuber ziehen außerhalb der Schußweite vorüber und schleppen im Vorbeieilen die Heerden mit, welche man nicht in Sicherheit bringen konnte, und die Menschen, welche noch im Freien überrascht werden. Wenn die Turkmanen sich einer kleinen Feste nähern und sich für den Angriff derselben entscheiden, so muß sie schon die Aussicht auf

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau. Lith. Anst. v. W. Loeillot in Berlin.

Turcomanen.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

eine reiche Beute und einen sicheren Erfolg hierzu bestimmen. Es giebt alsdann ein entsetzliches Blutbad: keine Gnade und Schonung für diese Hunde, diese verhaßten Kuzzilbaschen, Rothbärte, wie sie die Perser nennen! Wer Widerstand leistet, den frißt das Schwert, oft nach entsetzlicher Folter, und alle Anderen werden als Gefangene fortgeschleppt. Allen Gefangenen bindet man die Hände auf den Rücken und einen Strick um den Hals, dessen eines Ende einen laufenden Knoten bildet, während das andere an den Schweif des Reitpferdes eines der Räuber angebunden wird. Ist dies geschehen, so setzt sich der Reitertrupp wieder in Bewegung, und der Gefangene muß so schnell laufen, wie das Pferd, wenn er nicht erdrosselt und über die Kiesel, Dornen oder Felsen des Weges hingeschleppt werden will, die ihn in Stücke zerreißen. Unter dem Eindruck dieser fürchterlichen Wahl machen die Unglücklichen unerhörte Anstrengungen, und eilen gleichsam selbst in die Gefangenschaft. Bricht die Nacht ein, so macht das Reitergeschwader der Räuber Halt; man schnürt den Gefangenen auch die Füße zusammen, legt sie neben einander und bedeckt sie mit einem Rümüd. Dies geschieht nicht, um sie vor der Kälte zu schützen, sondern einfach nur damit sie nicht entwischen können, denn zwei Männer legen sich auf den beiden Enden der Decke, welche über die Gefangenen hinausreichen, nieder, und die Räuber können ruhig schlafen, denn ihren Gefangenen ist ein Entwischen unmöglich, schon wegen der Hunde. Bei seiner Ankunft im Lager erfährt der Gefangene bald, was aus ihm werden soll; sein Herr braucht einen neuen Säbel, ein neues Kleid, ein Kameel oder ein Geschmeide: er bringt daher seinen Gefangenen nach dem nächsten besten Sklavenmarkte und vertauscht ihn gegen den gewünschten Gegenstand. Dies ist kein außerordentlicher Fall, sondern er kommt alle Tage vor, so daß von den 300,000 Unterthanen des Khans von Khiwa beinahe die Hälfte solche Sklaven

ſind, welche durch die Turkomanen geraubt und verkauft wurden. Die politiſche Gliederung dieſer Nomaden, die zugleich Räuber und Hirten ſind, iſt dieſelbe wie bei den Beduinen Arabiens und Nordafrika's: es herrſcht nämlich unter ihnen noch das Patriarchat, — jeder kleinere Stamm, der nur aus wenigen, meiſt unter einander verwandten Familien beſteht, iſt der Autorität eines Häuptlings unterworfen, der bei den Arabern Scheik oder Scheich heißt. Der Religion nach bekennen ſich die Turkmanen zum Islam und gehören der fanatiſcheſten und wildeſten Sekte deſſelben, derjenigen der Sunniten, an. Da die Perſer dagegen ſich der mildern Sekte der Schiiten angeſchloſſen haben, ſo rechtfertigt dies in den Augen der Turkomanen alle Greuel, welche ſie an jenen verüben. Nach dieſer Schilderung wird es keinem Zweifel mehr unterliegen, daß die Turkomanen trotz ihrer ſeidenen Gewänder echte und vollkommene Wilde ſind.

III.

Die Bewohner der Andamanen.

Im bengalischen Meerbusen liegt eine kleine Inselgruppe, auf den Landkarten unter dem Namen der Andamanen bekannt. Die Richtung dieser Inseln erstreckt sich von Süd nach Nord, und sie bilden im Verein mit den etwas südlicher gelegenen Nicobarischen Inseln eine Art Leiter oder Reihenfolge zwischen der Insel Sumatra und der Küste des auf dem Festlande gelegenen Birmanenreiches.

Man war bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts gewöhnt, anzunehmen, Groß-Andaman, die bedeutendste dieser kleinen Gruppe, bilde nur eine einzige Insel; allein man entdeckte im Jahr 1792, daß sie durch einen Kanal, welcher sie ihrer ganzen Breite nach durchschneidet, in zwei ganz getrennte Theile geschieden wird. Diese rein zufällige Entdeckung hatte sehr nachtheilige Folgen für die Unglücklichen, welche dieselbe absichtslos machten. Ein von Madras ausgelaufenes Schiff wollte den Hafen Cornwallis, wo die Engländer ein Jahr früher eine Strafkolonie angelegt hatten, mit frischen Lebensmitteln versehen. Der Kapitän wußte wohl, daß Port Cornwallis auf der Ostseite von Groß-Andaman liegt, aber die genauere Lage war ihm unbekannt; als er daher zwischen dieser letztgenannten Insel und der Küste von Birma angekommen

war, entdeckte er eine tiefe Bucht, welche in die Küste der Insel einschnitt, und hielt dieselbe irrthümlich für die Rhede, welche er suchte. Er ließ daher eine Schaluppe aussetzen und sandte einige Männer aus, um den Eingang des Hafens näher zu untersuchen.

Die Bemannung der Schaluppe bestand aus zwei Europäern und sechs Laskaren oder malayischen Matrosen, welche man vorzugsweise gerne auf den Fahrzeugen anstellt, die die Gewässer der indischen Meere befahren. Der Abend war nahe, als sie die fragliche Rhede erreichten; die Nacht brach ein, sie verirrten sich und wurden von einer Strömung ergriffen, welche sie gegen den bengalischen Meerbusen hinaustrieb. Der Nordostwind blies heftig, und trotz aller ihrer Anstrengungen wurden die Unglücklichen in den indischen Ocean hinaus verschlagen, denn dasjenige, was der Kapitän für den Eingang der Bucht gehalten hatte, war die Meerenge, welche Groß-Andaman in zwei Theile theilt.

Die Schaluppe war jetzt auf hoher See und blieb hier achtzehn Tage lang ein Spiel der Wogen und der Winde; sie war schon beinahe unter dem Aequator, mehre hundert Meilen von ihrem Ausgangspunkte entfernt, als sie von einem französischen Schiffe angerufen wurde. Es waren jedoch nur noch fünf Personen am Leben, — drei Laskaren waren verschwunden, d. h. von ihren Unglücksgefährten aufgegessen worden.

Die Strafkolonie von Port Cornwallis ward bald darauf wegen ihres ungesunden Klimas aufgegeben, denn nicht blos die Europäer, sondern auch die Sepoys oder eingeborenen indischen Soldaten starben daselbst in solch' großer Anzahl, daß man darauf verzichten mußte, dort eine Garnison zu unterhalten. Allein trotz dieses mörderischen Klimas ist der Anblick der Andamanen bei alledem ein sehr verführerischer; eine lange Kette von Bergen, welche stellenweise eine Höhe von nahezu 3000 Fuß erreicht, durchzieht sie

nach ihrer ganzen Ausdehnung, und ihre Abhänge verschwinden unter einer dichten Decke von tropischem Pflanzenwuchs.

Man könnte füglich behaupten, alle Wälder dieser Inselgruppe seien Urwälder, denn mit einziger Ausnahme von Port Cornwallis ist noch nie eine Urbarmachung auf andamanischem Boden versucht worden. Es ist eine wuchernd-reiche und mannichfaltige Pflanzenwelt, worin sich die Lianen und die Blüthengewächse der Tropen mit Bäumen aller Art vermengen: Mangrovenwälder ziehen sich die Küste entlang; Baumfarne und Rotange bedecken die Abhänge mit undurchdringlichen Dickichten; Bambusdickichte wallen wie Aehren im Winde. Man findet hier das zum Schiffsbau so vorzügliche Teakholz, welches stattliche Bäume bildet — die Tectona grandis der Botaniker; — ferner verschiedene Farbehölzer, den Gambirbaum, Uncaria Gambir, aus dessen Blättern die Malayen einen Extract bereiten, welcher halb süßlich schmeckt, aber sehr adstringirend wirkt, und mit Betelblättern und Arecanüssen gekaut wird; — endlich mehrere Arten jener Bäume, aus deren Saft die sogenannte Guttapercha gewonnen wird, und eine merkwürdige Pandanusart, welche unter dem Namen des nicobarischen Brodfruchtbaums bekannt ist.

Eine besondere Eigenthümlichkeit dieser fruchtbaren Inseln ist die verhältnißmäßig sehr beschränkte Thierwelt, welche dieselben bewohnt. Im Innern findet man allerdings Affen, aber von Vierfüßlern kommen nur Hunde, Ratten und wilde Schweine vor. Die Vogelwelt ist etwas mannichfaltiger, aber immer noch ziemlich karg, denn sie besteht vorzugsweise aus Holztauben, Turteltauben und kleinen Papageyen. Von Zeit zu Zeit sieht man Raubvögel über den Bäumen hinschweben, namentlich die Hinduhkrähe, und am Abend schwirrt eine Kolibri-Art umher und läßt Laute hören, welche dem Girren der Tauben gleichen. Am zahlreichsten ist noch die Fa-

milie der Nachteulen vertreten, von denen man mehrere Arten zählt; und an den Felsen der Küste nistet die Salangane, jene Schwalbenart, welche die eßbaren ostindischen Vogelnester liefert, die den Chinesen für so große Leckerbissen gelten. Endlich sind Eisvögel, Möven und andere Meeresvögel am Strande ziemlich häufig.

Von Reptilien findet man ziemlich viele Eidechsen, worunter auch eine Leguan-Art; eine grüne Schlange der allergiftigsten Art bewohnt die Sumpfwälder oder Dschungeln und die Dickichte der Berghalden.

Darin läge jedoch im Grunde gar nichts Merkwürdiges, wenn die fraglichen Inseln nicht in der Nähe des Birmanenreiches lägen, welches sich durch eine besonders reiche Thierwelt auszeichnet. Aber diese Naturerscheinung ist um so befremdlicher, als diese Inseln durch Klima und Lage gleichsam ganz geschaffen sind, um wilden Thieren zum Schlupfwinkel und Aufenthalte zu dienen, denn sie könnten in diesen undurchdringlichen Wäldern und üppigen Thälern ganz unbelästigt und ganz ohne Furcht leben. Man wundert sich daher billig, daß nur Ratten, Hunde und Schweine ein solches reiches Gebiet allein inne haben, und auch die Gelehrten haben sich über diese Thatsache vielfach den Kopf zerbrochen.

Hat jedoch das spärliche Thierleben hier auf diesen Inseln den Zoologen von jeher Kopfzerbrechen verursacht, so haben die Menschen, welche die Bevölkerung jenes Archipels bilden, den Ethnographen oder Ethnologen in anderer Weise beschäftigt als einer der merkwürdigsten Züge des Völkerlebens. Es giebt nämlich beinahe auf der ganzen Erde keine echteren, urwüchsigeren Wilden, als diese Bewohner der Andamanen; — sie stehen ungefähr auf dem Niveau der Yamparicos oder der Buschmänner. Dies heißt sie nicht herunterseßen und ist auch keine Uebertreibung, denn man kennt sie ja schon seit unvordenklichen Zeiten und hat sie genau beob-

achtet: Ptolemäus ſchon beſchuldigt ſie der Menſchenfreſſerei, die Araber haben ihnen denſelben Vorwurf gemacht, und ſeit Marco Polo haben alle Reiſende bis auf den berühmten engliſchen Völkerkundigen Dr. Latham herab ſie des gleichen barbariſchen Brauches beſchuldigt. Gleichwohl iſt dies ein Irrthum; ſie haben Menſchenfleiſch zu eſſen gewagt, wenn ſie die äußerſte Hungersnoth dazu trieb; allein dieſe ausnahmsweiſe Thatſache giebt noch keinen Grund, ſie des Kannibalenthums zu beſchuldigen. Die Engländer wie die Deutſchen, die Franzoſen wie die Amerikaner, ja alle Völker der ganzen Erde haben Beiſpiele ähnlicher Art aufzuweiſen. Es waren zwei Europäer in der Schaluppe, welche zuerſt die Meerenge von Groß-Andaman durchſchiffte, und dieſe beiden Europäer haben ſich von dem Fleiſche der Laskaren genährt; allein hieraus folgt noch nicht, daß ſie Menſchenfreſſer ſeien.

Die Chineſen haben die Behauptung, die Bewohner der Andamanen ſeien Kannibalen, mit der größten Autorität in Cours geſetzt. Sie kommen nämlich nach jenen Inſeln, um die eßbaren Schwalbenneſter zu ſuchen und jene Meeresthiere zu ſammeln, welche man Trepang nennt. Dieſen Gattungsnamen giebt man nämlich mehren Arten von Sternwürmern oder Holothurien, welche in den indiſchen Meeren leben, gewöhnlich bei der Ebbe trockenen Fußes geſammelt werden können, aber meiſt durch Taucher aus größerer Tiefe heraufgeholt werden. Dieſe Holothurien kommen getrocknet in den Handel und werden in ungeheurer Menge nach China eingeführt, wo ſie für eine koſtbare und köſtliche Speiſe gelten. Nun mögen früher viele chineſiſche Dſchonken oder Seeſchiffe an den Küſten dieſer Inſeln geſcheitert und die darauf befindliche Mannſchaft von den Eingebornen umgebracht worden ſein; allein dies beweiſt noch lange nicht, daß ſie auch aufgefreſſen wurden. Ein Fall unter andern möge hierfür ſprechen: chineſiſche Fiſcher hatten ein

Weib an der Küſte bemerkt, zeigten demſelben von weitem irgend einen Gegenſtand, welcher auf die Wilde einen verführeriſchen Reiz ausübte, und lockten ſie zu ſich heran. Als ſie bei ihnen war, fielen ſie über das Weib her und mißhandelten es; die Arme hub an zu ſchreien, ihre Landsleute eilten herbei, fielen über die Fremden her, tödteten zwei davon mit Lanzenſtichen und jagten die Anderen in die Flucht. Dies wäre eine ganz ſchöne Gelegenheit für die Menſchenfreſſer geweſen; und gleichwohl fanden die Fiſcher, welche die Flucht ergriffen hatten, als ſie mit Verſtärkung zurückkehrten, um ihre erſchlagenen Gefährten zu rächen, deren Leichen noch unverſehrt an dem Orte, wo ſie dieſelben zurückgelaſſen hatten; ſie trugen tiefe Wunden, waren zerfetzt, und der Feind hatte ihnen die Knochen zerſchmettert, aber es fehlte auch nicht der mindeſte Fetzen Fleiſch.

Während des jüngſten indiſchen Aufſtands hatte man eine Menge Gefangene, worunter auch den König von Delhi, nach Groß-Andaman deportirt. Viele dieſer Gefangenen machten ſich die ungenügende Bedeckung oder Bewachung zu nutze, um in die Wälder zu flüchten; man betrachtete ihren Verluſt als ganz ſicher und hielt es nicht der Mühe werth, ſie zu verfolgen. Allein alle dieſe Unglücklichen erfreuten ſich nur wenige Tage lang ihrer Freiheit und ſtellten ſich ſelber wieder als Gefangene, denn ſie zogen das Gefängniß, wo man geſpeiſt wird, den Wäldern vor, wo man hungert und jeden Augenblick Gefahr läuft, von der Lanze irgend eines Wilden angeſpießt zu werden. Dieſes Loos hatte in der That mehrere ihrer Gefährten ereilt, aber keiner von denſelben war verſpeiſt worden.

Die Andamaner ſind alſo keine Menſchenfreſſer — wenigſtens heutzutage nicht mehr. Die Araber haben wahrſcheinlich wiederholt, was Ptolemäus von ihnen erzählt hatte; Marco Polo hatte

den arabiſchen Schriftſtellern nachgeſchwatzt, und die Neueren bis auf Dr. Latham herab ſich auf die Autorität von Marco Polo berufen. Iſt es übrigens überhaupt erwieſen, daß die „glücklichen Inſeln," von denen Ptolemäus ſpricht, wirklich die Andamanen geweſen ſeien? Er meint vielleicht die Sunda-Inſeln, als er ſeiner insulae bonae fortunae gedachte, und die Battas auf Sumatra ſind in der That Kannibalen.

Ueberhaupt was konnte Ptolemäus in dieſem Stücke wiſſen? Er hatte ja kaum eine undeutliche Vorſtellung von dieſen zu ſeiner Zeit noch wenig gekannten Inſeln, und er hat vielleicht nur eine Vermuthung aufgeſtellt oder eine ſolche für Thatſache ausgegeben. Wir nehmen allzu raſch die Irrthümer der Alten als erwieſen an, als ob die damaligen Menſchen weit unfehlbarer geweſen ſeien, als die heutigen, und wir weiſen doch in anderen Stücken das Zeugniß der Alten ab, wenn dies in unſerm Vortheil liegt.

Allein wenn auch das Kannibalenthum der Andamaner noch unerwieſen iſt, ſo ſtehen ſie doch nichtsdeſtoweniger auf der tiefſten Stufe der Wildheit. Wir haben ſie in Eine Kategorie mit den Buſchmännern geſtellt, aber ſie ſtehen noch unter denſelben, denn die Stammes-Einrichtung iſt bei ihnen noch nicht einmal vorhanden, ſelbſt nicht im unentwickeltſten und urwüchſigſten Zuſtande; — ſie bilden nur Banden oder Rudel wie die Affen und andere Thiere, welche ihr Inſtinkt antreibt, ſich zuſammenzuſchaaren; allein die erſten Elemente des geſelligen Lebens ſind ihnen unbekannt.

Der Andamane iſt von Geſtalt klein, kaum mehr als fünf Fuß hoch, und ſein Weib noch um einen ganzen Kopf kleiner. Beide wären ſo ſchwarz wie Ruß, wenn ſie ihre Haut nicht auf eine Weiſe anſchmierten, auf welche wir ſpäter zurückkommen werden. Aber der Körper des Andamaners zeigt trotzdem eine gewiſſe Kraft; er iſt unterſetzt, aber ſehr ſtark gebaut, und die Arme haben gewaltige

Muskeln und Sehnen; ſeine Beine aber ſind außerordentlich verkümmert, hager und knochig und zeigen keine Spur von Wade, ſelbſt bei ſonſt wohlbeleibten Individuen. Rechnet man dazu noch Füße von ungeheuerlicher auffallender Länge, mit weit nach hinten auslaufender Ferſe, die beinahe wie der Sporn oder die Hinterzehe einer Lerche ausſieht, ſo gewinnt ſein Bild ſicher nicht an Anmuth. Möglicherweiſe hat die Gewohnheit, auf dem Schlamm und beweglichen Sande zu laufen, um daſelbſt Muſcheln und Schalthiere zu ſuchen, den unteren Extremitäten des unglücklichen kleinen Menſchen eine ſolche ausnahmsweiſe Entwickelung gegeben; wenigſtens wäre es nicht das einzige Beiſpiel, daß eine ſolche Urſache eine derartige Wirkung hervorgebracht hätte.

Ein ungeheurer, weit aufgetriebener und herabhängender Bauch, wie man ihn bei allen Wilden findet, welche zuweilen auf langes Faſten angewieſen ſind, hebt durch den Kontraſt die Armuth dieſer dürren knochigen Beine noch mehr hervor, und die Häßlichkeit der Züge ſteigert ſich noch durch den Ausdruck von Hunger und Grauſamkeit, die in dieſer Phyſiognomie liegen.

Wir müſſen jedoch anführen, daß die Race auf Klein-Andaman und den übrigen Inſeln dieſer Gruppe minder verkümmert und häßlich iſt, als auf der großen Inſel. Man findet auf den anderen ſogar Männer von ſchönem Wuchs und einer Kraft, welche im Verhältniß zu ihrer Statur ſteht. Allein trotz dieſes Unterſchiedes, der vielleicht von reichlicherer Nahrung herrührt, ſind die Bewohner der ſämmtlichen Inſeln doch alle von derſelben Familie. Groß und Klein hat dieſelben Züge, denſelben Ausdruck, den gleichen Typus — ſie ſind Alle von derſelben Race, man kann ſich darüber nicht täuſchen; und dies führt uns auf einen der ſeltſamſten Züge in der Geſchichte dieſer Inſulaner.

Anſtatt nämlich bei dem Andamaner das Geſicht eines Malayen,

eines Chineſen oder Hindu zu finden, wie man es bei den Eingeborenen einer Inſel des bengaliſchen Meerbuſens erwarten dürfte, trifft man bei ihnen das Geſicht eines Negers, und zwar eines Negers der häßlichſten Art; denn zu der plattgedrückten Naſe und den vorſpringenden wulſtigen Lippen und der großen Ferſe der niedrigſt ſtehenden Stämme der ſchwarzen Race kommen bei ihm noch kleine rothe Augen hinzu, welche tief in ſeinen ungeheuren Kopf eingeſenkt ſind.

Die Andamaner ſind alſo nicht ſchön, aber gleichwohl bilden ſie für den Völkerkundigen einen höchſt intereſſanten Menſchenſchlag. Vielleicht giebt es auf dem ganzen Erdboden nicht wieder andere 2000 Menſchen (denn höher beläuft ſich ihre Kopfzahl nicht), die der Gegenſtand häufigerer wiſſenſchaftlicher Streite geweſen wären. Die erſte Streitfrage bezieht ſich auf den Urſprung dieſes Volkes. Woher kommt es? fragt man ſich zunächſt. Die Einen behaupten, es komme von Afrika her, und um ſich die Anweſenheit deſſelben im bengaliſchen Meerbuſen zu erklären, erzählen ſie eine Geſchichte von einem portugieſiſchen Fahrzeuge, das mit Negerſklaven beladen auf der Fahrt nach Oſtindien von einem Sturme ereilt worden und an der Küſte der Andamaner geſcheitert ſei; die Afrikaner ſollen ſich dieſen Umſtand zu Nutz gemacht haben, um die Portugieſen zu ermorden und ſich auf den öden Inſeln feſtzuſetzen, nach denen ſie verſchlagen worden waren. Die Erinnerung an die Unbilden, die ſie an Bord des Sklavenſchiffes erlitten hatten, ſoll ſich unter ihnen bis auf den heutigen Tag fortvererbt haben, und die Wildheit der Andamaner daher nichts Anderes ſein, als ein Rachegefühl, geſteigert von der Furcht, wieder in Sklaverei zurück zu verfallen. Dieſe Geſchichte an ſich hat nichts Unwahrſcheinliches, ja klingt ſogar glaubhaft, und wir würden ſie zugeben, wenn keine andern Zeugniſſe für die Andamaner vorhanden wären; allein man müßte dann nicht wiſſen, was Ptolemäus, der ſchon im zweiten Jahrhundert nach

Chriſti Geburt gelebt hat, über ſie geſchrieben, und man dürfte ſich weder an die Ausſage der Araber, noch an diejenige von Marco Polo kehren, welche ſämmtlich über die Andamaner geſchrieben haben, ehe der Seeweg den Portugieſen nach Indien noch bekannt war.

Nach einer anderen Leſeart ſoll das mit Sklaven beladene Schiff kein portugieſiſches, ſondern ein arabiſches geweſen ſein; was allerdings erlauben würde, die Bevölkerung der Inſeln auf eine ältere Zeit zurückzuverſetzen; allein die Thatſache ſelbſt iſt nicht bewieſen, und wir ſind daher geneigt, ſie für einen Irrthum zu halten.

Die Andamaner ſind keine Abkömmlinge von Afrikanern. Ich beſtreite nicht, daß ſie Neger ſind; allein ſie gehören nach meinem Dafürhalten dem Stamme der Papuas und nicht demjenigen der Aethiopier an, denn ihr Haar iſt gelockt und kraus, nicht wollig, wie das der Neger, und wir finden in ihrem Charakter und ihrer Lebensweiſe mehr als einen Punkt, der ſie zu den Schwarzen des ſtillen Oceans ſtellt. Wenn man uns nun fragen würde, auf welche Weiſe ſie nach dieſen Inſeln gekommen ſeien, und weshalb wir ſie allein, als die einzigen von ihrem Stamme, inmitten von ſo vielen Völkerſchaften finden, während es doch keine Neger bei den Birmanen oder auf den nicobariſchen Inſeln oder auf Sumatra giebt, ſo könnten wir einfach erwiedern, ſie ſeien eben auch durch Schiffbruch hierher verſchlagen worden. Allein wir haben noch einen beſtimmteren Beweis: es exiſtirt nämlich noch bis auf den heutigen Tag im gebirgigen Theil der Halbinſel Malacca ein negerartiger Menſchenſchlag, die ſogenannten Samangs, ein Stamm, der ein Verbindungsglied zwiſchen den Bewohnern der Andamanen und denen der Inſeln des chineſiſchen Meeres herſtellen könnte. Wer weiß, ob dieſer negerartige Menſchenſchlag nicht einſt die ganze Halbinſel bewohnt hat? wie kommt es denn ſonſt, daß Buddha,

der Guadma der Birmanen und Siameſen, in dem jenſeit des Ganges gelegenen Indien häufig mit den wolligen Haaren und den platt gedrückten Zügen dargeſtellt wird, welche den Neger charakteriſiren?

Wenn die Samangs einſt die Herren der Halbinſel Malacca waren, ſo hat die Thatſache gar nichts Außerordentliches; und wenn jene von den Inſeln der Papuas kommen konnten oder durch die Paſſatwinde dorthin verſchlagen worden waren, ſo läßt es ſich eben ſo gut annehmen, die Andamaner ſeien auf gleiche Weiſe nach ihrer Inſel gelangt oder von der benachbarten Halbinſel dahin ausgewandert. Nehmen wir an, die Malayen, die wir heutzutage auf der Halbinſel Malacca ſehen, ſeien ebenfalls durch Winde dorthin verſchlagen worden, welche ſie von den Küſten Amerika's vertrieben, und wir haben mit einem Male die Erklärung von zwei Räthſeln, deren Löſung ſeit langer Zeit die Völkerkundigen in Verlegenheit ſetzt, nämlich die Anweſenheit eines Negerſtammes auf den Andamanen-Inſeln und diejenige der Malayen im Südoſten Aſiens.

Wir könnten zur Unterſtützung dieſer unſerer Theorie eine Menge Beweismittel beibringen, wenn uns dazu Raum und Zeit gegönnt wäre, allein wir haben es hier zunächſt mit der Schilderung der Lebensweiſe und Zuſtände unſeres Inſelvolkes zu ſchaffen. Nur noch ein einziges Wort hinſichtlich ſeines Urſprungs; Manche haben in der Thatſache, daß der Andamane ein Papua iſt, zugleich den Beweis für die Anklage der Menſchenfreſſerei geſehen, deren wir oben erwähnt haben. Hierin haben ſie jedoch unrecht, denn der Kannibalismus iſt kein Inſtinkt der Papua-Race, ſondern bei derſelben vielmehr ein Raffinement; er findet ſich nicht im regelmäßigen Zuſtande oder als normale Thatſache vor, wie bei den Fidſchi-Inſulanern, denen wir noch eine gewiſſe Doſis von Civiliſation zuerkennen müſſen, und die wir daher Ungeheuer nennen können, wäh-

rend die Andamaner nur ſchlechthin Wilde ſind, deren niedrige Culturſtufe oder Mangel an aller Cultur nur unſer Mitleid heiſcht.

Die Andamaner ſind alſo keine Menſchenfreſſer, wie wir oben bewieſen zu haben hoffen, und wofür ſie uns Dank wiſſen dürfen. Aber im Uebrigen ſtehen ſie ſo tief, daß im Grunde nicht viel Vortheilhaftes von ihnen zu ſagen iſt. Ihre Behauſung iſt kaum beſſer als das Lager der wilden Thiere und beurkundet noch weit weniger Geſchicklichkeit und Verſtand, als der Bau der Biber. Einige Stangen, die man in die Erde geſteckt, oben gegeneinander geneigt und mit Schilf und Rotangblättern bedeckt hat, bilden die Hütte; ein Haufe dürren Laubs iſt das Bette oder vielmehr Lager des Erbauers, und unter dieſem Obdach, das kaum beſſer iſt, als dasjenige der Yamparicas und Buſchmänner, findet man nicht einmal ein Küchengeräthe, ſondern das ganze Hausgeräthe beſteht aus einer Nautilusſchale, die als Trinkgefäß dient. Dagegen findet man darin zahlreiche Waffen neben verſchiedenen Fiſchfangsgeräthſchaften. Das ſind zunächſt ſehr lange Bogen aus Bambusrohr, Wurfſpeere vom ſelben Material und Pfeile, deren Spitzen aus den Hauern kleiner Wildſchweine verfertigt ſind. Schädel von dieſen Thieren ſind im Innern der Hütten aufgehängt, wo ſie zur Verzierung dienen, und bisweilen bricht man denſelben die Zähne aus, um Halsbänder daraus zu machen, obſchon der Andamaner im Allgemeinen durchaus nicht eitel iſt. Unter dieſen Waffen entdeckt man bisweilen zufällig einige Eiſenſtücke, nämlich plattgeſchlagene Nägel, welche Meſſerklingen oder den ſchneidenden Theil von Aexten bilden und von geſcheiterten Fahrzeugen herrühren, denn dieſe Inſulaner haben nicht den mindeſten Handelsverkehr, und die malayiſchen Händler, welche überall hinkommen, halten ſich ferne von den Andamanern, deren Wildheit ſie kennen.

An manchen Orten, wo die Bevölkerung weniger verthiert ist, sieht man auch unter den Andamanern eine etwas besser eingerichtete Haushaltung; man findet dort Körbe von verschiedenen Größen, sorgfältiger verfertigte Bogen und Pfeile mit mehreren Spitzen, mit welchen man Fische schießt. Für gewöhnlich aber besteht das einzige Erzeugniß des einheimischen Gewerbfleißes in einem Kahn oder Einbaum, d. h. in einem mittelst Feuer und jener ursprünglichen Axt ausgehöhlten Baumstamme. Allein nicht einmal jede Familie besitzt ein solches rohes Boot, und die Meisten müssen sich mit einem kleinen Floß von Bambus behelfen, womit die Fischer über die kleinen Flüsse und die Buchten setzen, die in diese steilen Küsten einschneiden.

Die Küste ist der einzige Theil der Insel, welche die Andamaner bewohnen; nur selten dringen die Eingeborenen in's Innere vor, wohin sie nur wenig zieht, denn das Wildschwein, ihre hauptsächlichste Jagdbeute, hält sich selbst vorzugsweise nur am Meeresrande auf, wo der Wald weniger dicht ist, und die Mangobäume wachsen, deren Früchte die Nahrung dieser Wildschweine liefern. Merkwürdigerweise sieht man in den Wäldern der Andamanen trotz des ebenso wechselvollen und mannichfaltigen als gewaltigen Pflanzenwuchses nur eine sehr kleine Anzahl fruchttragender Bäume. Die Cocospalme, die in den benachbarten Ländern und Inseln in solcher Menge vorhanden ist, kommt auf dieser kleinen Gruppe bergiger Eilande nicht vor, und da die Andamaner nicht die mindeste Pflanze anbauen, so sind natürlich ihre Hilfsmittel an Nahrungsstoffen aus dem Pflanzenreiche außerordentlich beschränkt. Sie haben allerdings einen Pandanus — denselben, welchen wir oben mit dem Namen des nicobarischen Brodfruchtbaumes bezeichnet haben (Pandanus sylvestris), dessen kegelförmige Frucht 30—40 Pfund wiegt; allein um die Kerne desselben schmackhaft zu machen, müssen sie auf eine gewisse

Art zubereitet werden, die unſern Wilden unbekannt iſt; dieſe begnügen ſich damit, ſie unter der Aſche zu röſten, und das Brod, welches ſie daraus gewinnen, muß ſehr bitter ſein. Sie haben ferner noch die Mangas oder die Früchte des Mangobaumes; aber dieſe dauern nicht ewig und ſind zuweilen ſogar ſelten. Ebenſo ungewiß iſt der Ertrag der Jagd, da dieſe nur auf Schweine und Ratten ſich erſtreckt, und ſo ſieht ſich der Andamaner denn angewieſen, ſeine Nahrung hauptſächlich aus dem Meere zu entnehmen. Er lebt daher vorzugsweiſe von Schalthieren, die er während der Ebbe zwiſchen den Küſtenfelſen durch die Weiber ſammeln läßt; die gewöhnlichſten dieſer Schalthiere ſind Miesmuſcheln, ſowie Murex tribulus, Trochus telescopium, Cyprana acaurica u. a. m. Während die Weiber dieſe Mollusken nebſt Sternwürmern, Seeſternen, Quallen und anderen Meeresthiere aufleſen, gehen die Männer auf die Jagd oder den Fiſchfang; ſie erlegen den Fiſch mittelſt des Wurfſpeers mit einer unglaublichen Geſchicklichkeit, indem ſie ſich entweder ihrer Flöße bedienen, oder im ſeichten Waſſer, worin ſie bis an die Kniee waten, ihm nachgehen; ſie betreiben auch den Fiſchfang bei Fackelſchein, indem ſie Wülſte von dürrem Gras anzünden und in kleinen Buchten aufhängen, wo das Licht dann gewiſſe Fiſche in's niedere Waſſer lockt, in welchem der Fiſcher ſie erwartet und mit ſeinem Speere anſpießt. Iſt der Fiſchfang unergiebig und beginnen die Schalthiere zu mangeln, ſo hält ſich der Andamaner an Eidechſen, Inſekten, Würmer u. dgl.; in dringender Hungersnoth verzehrt er vielleicht auch Menſchenfleiſch, wenn ſich die Gelegenheit dazu ergiebt; der Hunger iſt ja ohnedem ſo hart, und dieſer Wilde bisweilen auf ſo lange Faſten geſetzt!

Zur Zeit, wo die Engländer noch ihre Strafcolonie in Port Cornwallis hatten, fand man zwei Eingeborene am Meeresufer, die nicht mehr gehen konnten, und die man für ohnmächtig hielt,

allein Beide waren am Verhungern. Es waren ein Greis und ein Kind, und es gelang, den Kleinen zu retten, allein der Andere ſtarb, ehe er noch in's Fort gebracht wurde, und es war nicht der einzige Fall, daß ſolche Wilde dem Verſchmachten nahe gefunden wurden. Zwei junge Andamanerinnen wurden nämlich ebenfalls von Matroſen aufgenommen und nach deren Fahrzeuge gebracht; dieſe Unglücklichen hatten dermaßen Hunger, daß es genügte, ihnen Etwas Nahrung zu zeigen, um die Furcht zu beſiegen, welche die beiden Wilden empfanden. Man räumte ihnen eine Kajüte für ſich allein ein, worin ſie jedoch, beiläufig geſagt, nur abwechſelnd ſchliefen und immer eine wach blieb, um den Schlaf der andern zu überwachen. Sie begriffen jedoch bald, daß man es nur gut mit ihnen meinte, beruhigten ſich allmählich, fingen an mit einander zu plaudern und wurden bald über alle Maßen luſtig; ſie ſangen unaufhörlich, bald voll Fröhlichkeit, bald ganz wehmüthige Weiſen, ohne daß ſie jedoch deshalb minder vergnügt waren; und bald geberdeten ſie ſich ſo unbefangen, daß ſie auf dem Verdeck die Tänze ihrer Heimath aufführten und das größte Vergnügen empfanden, ſich ſelbſt im Spiegel zu betrachten. Man kleidete ſie alle Tage an, was ſie ſich zwar gefallen ließen; allein ſobald ſie ſich unbeachtet ſahen, legten ſie ihre Kleider wieder ab, welche für ſie nur ein großes Hemmniß waren; Speiſen aller Art ließen ſie ſich trefflich munden; Wein und alle geiſtigen Getränke ſchienen ihnen durchaus nicht zu behagen. Sie liebten anſcheinend den Reis, fanden den Fiſch vortrefflich und das Zuckerwaſſer köſtlich. Bei dieſer guten Verpflegung wurden ſie bald ſo fett, daß man ſie kaum wieder erkannte. Und dennoch waren ſie den Spiegeln und der guten Tafel zum Trotz mit ihrer Lage durchaus nicht zufrieden; die Freiheit erſchien ihnen ſogar mit dem Hunger ſchöner als alle Vortheile ihres ſchwimmenden Gefängniſſes; ſie waren zwar trotzdem heiter, aber

in einer Nacht ſtahlen ſie ſich aus ihrer Kajüte, ſprangen in's Meer und legten ſchwimmend die Entfernung von ungefähr 1200 Schritten zurück, welche ſie von ihrer Inſel trennte.

Man hat mehrfach verſucht, ſolche Eingeborene der Andamanen in Güte im Schooße der Civiliſation zurückzubehalten, in der Hoffnung, ſie könnten ſpäter die Schüchternheit ihrer Landsleute beſiegen und den Haß beſeitigen, welchen dieſe dem Menſchengeſchlechte geſchworen zu haben ſcheinen; allein alle derartigen Verſuche haben fehlgeſchlagen. Was auch immer der Grund ihrer Feindſeligkeit gegen die Menſchen ſein mag, dieſe Wilden ſcheinen einmal feſt entſchloſſen, ihre Einſamkeit und Vereinzelung zu behaupten. Sie legen ihren Haß jedoch nicht gegen die weiße Race allein dar, ſondern ſind eben ſo ſcheu gegen die Malayen, deren Hautfarbe beinahe ſo dunkel iſt, wie die ihrige. Es iſt daher wahrſcheinlich, daß ſie in mehr oder minder ferner Zeit die Opfer irgend einer Tücke geweſen und dadurch rachſüchtig und mißtrauiſch geworden ſind.

Wenn der Fiſchfang erfolgreich geweſen iſt, wenn die Miesmuſcheln in Menge vorhanden ſind, oder ſie eine gute Jagd gemacht haben, verzehren die Andamaner, wie alle Ausgehungerten, ihre Lebensmittel bis auf den letzten Biſſen. In einem derartigen Falle legen ſie eine lärmende Luſtigkeit an den Tag und ſchwatzen wie die Affen. Sie hören nur zu eſſen auf, um ſich dem Tanze hinzugeben, und unterbrechen dieſen nur, um ihre Mahlzeit fortzuſetzen. Haben ſie ſich alsdann von Neuem vollgeſtopft, ſo ſtellen ſich die Tänzer wieder in der Runde auf, machen einen Sprung zur Rechten, einen Sprung zur Linken und begrüßen ſich in verſchiedenen Zwiſchenräumen mit einem Fußtritt, den ſie ſich ſelbſt auf den Hintertheil geben; Männer und Weiber führen dieſen Tanz mit

großer Geſchicklichkeit auf. In dem Augenblicke, wo man ſich deſſen am wenigſten verſieht, wird dieſer eigenthümliche Gruß mit dem Fuße dem Nachbar oder der Nachbarin zugeſchleudert, von dieſen weiter geſchickt und macht die Runde um den ganzen Kreis, mitten unter dem Gelächter und freudigen Fußſtampfen der Zuſchauer. Wir haben ſeither der Kleidung dieſer Inſulaner noch nicht Erwähnung gethan, und doch iſt ſie eine der ſeltſamſten, die man kennt. Von eigentlichen Kleidern iſt allerdings gar nicht die Rede, denn die Tracht der Weiber beſchränkt ſich auf eine ſchmale Franze, welche gerade um die Hüfte herumläuft und blos als Zierrath dient. Die Männer legen noch weniger Werth auf ihre Toilette und verſchmähen ſogar dieſen Schmuck, der an den Liku der Fidſchi-Inſulaner erinnert. Und gleichwohl gehen ſie nicht ganz nackt, denn das Erſte, was Männer und Weiber gleich beim Erwachen thun, iſt, ſich mit einer dicken Schicht von Schlamm zu beſchmieren, welche ſie vom Kopfe bis zu den Füßen einhüllt; wenn im Laufe des Tages dieſe Beſchmierung, aus welcher die Sonne eine zerbrechliche Kruſte gemacht hat, zu berſten beginnt, ſo beſſert man ſie augenblicklich aus, indem man ſie erneuert, wenn dies nöthig iſt. Selbſt die Haare werden mit einer Schicht von rothem Ocker überzogen, wozu das Material auf den Andamanen ſehr häufig vorkommt. Auf dieſen Kopfputz beſchränken ſich alle Toilettenkoſten, welche dieſer arme Wilde aufzuwenden hat, denn die Tünche, womit er ſich bedeckt, iſt für ihn kein Gegenſtand des Luxus, ſondern hat den Zweck, die Haut vor den Angriffen der Stechfliegen oder anderen ſtechenden oder beißenden Inſekten zu ſchützen, von welchen der Meeresſtrand wimmelt, worauf dieſe Inſulaner wohnen. Der rothe Anſtrich der Haare, deſſen die Andamaner ſich bedienen, verleiht ihnen ebenfalls eine gewiſſe Aehnlichkeit mit den Fidſchi-Inſulanern oder deutet wenigſtens auf eine Verwandtſchaft mit denſelben hin. Was je-

doch auch immer die Herkunft dieſer Hand voll Wilden ſein mag, ſo iſt jedenfalls ihre Anweſenheit im bengaliſchen Meerbuſen ebenſo geheimnißvoll und räthſelhaft, als diejenige des Wolfsfuchſes auf den Falklandsinſeln oder die eines flügelloſen Inſektes auf irgend einem der im ungeheuren ſtillen Ocean verlorenen Eilande.

IV.

Die Buſchmänner.

Kein Volk hat vielleicht in höherem Grade die Neugier der Europäer auf ſich gezogen, als jene kleinen gelben Wilden Südafrika's, welche unter dem Namen der Buſchmänner bekannt ſind. Man kann ſogar ſagen, das Intereſſe, welches ſie von Anfang an erregt haben, iſt heut zu Tage noch eben ſo lebhaft wie damals, wo zum erſten Mal von ihnen die Rede war. Allerdings hat ſich ſeither auch in ihrem Charakter und Ausſehen, wie auch in ihrer Lebensweiſe nicht das Mindeſte verändert, und die Einzelnheiten, welche wir durch neuere Reiſende über ſie erfahren haben, waren eher geeignet, die Neugierde noch zu ſteigern, als ſie zu befriedigen.

Das Merkwürdigſte an dieſem Volke iſt, daß es ebenſowenig eine Heimath hat, als die wilden Thiere, unter denen es herumſtreift und von denen es lebt. Die Buſchmänner ſind ein wahres Nomadenvolk, und die Grenzen ihres Verbreitungsbezirkes ſind beinahe eben ſo ſchwierig zu beſtimmen, als diejenigen des Verbreitungsbezirkes der europäiſchen Zigeuner. Man findet ſie nämlich von der Cap-Colonie an bis zum zwanzigſten Grad ſüdlicher Breite, und in der Ausdehnung von Oſt nach Weſt vom Kaffernlande an bis an die Küſten des atlantiſchen Oceans. Noch vor wenigen Jahrzehnten war man der Anſicht, die Buſchmänner über-

schritten den Oranjefluß nicht, allein heutzutage weiß man, daß sie noch Hunderte von Meilen nördlich von diesem Flusse in der ganzen Wüste Kalahari und im Gebiete der Dammaras getroffen werden. Die Wüste ist der eigentliche Wohnplatz des Buschmanns wie des Straußes, und wir wissen nun in Folge der Entdeckungen des unerschrockenen Livingstone, daß im Norden vom zwanzigsten Breitengrad ein fruchtbares Land, von reichlichen Wasserläufen durchströmt, sich hinzieht, wo die Vegetation eine sehr üppige und keine Spur mehr von jenen sandigen Hochebenen zu finden ist, welche uns die älteren Landkarten dort zeigen. Der Verbreitungsbezirk der Buschmänner erstreckt sich also auf fünfzehn Breiten- und mindestens auch auf so viel Längengrade, und dies ist ein Gebiet, das selbst für die Bedürfnisse eines nomadischen Volkes hinreicht.

Der Buschmann lebt, wie wir wiederholt erklären, nur in den Wüsten des südlichen Afrika's, in jenen unwirthlichen Hochebenen, die man Karroos nennt, in den felsigen Schluchten, wasserlosen Engthälern und kahlen Gebirgen, worin der Oranjestrom und seine Zuflüsse entspringen, — mit einem Wort, in solch' öden wilden Gegenden, daß nur Buschmänner darin wohnen können.

Die Lager dieses Wandervolkes fanden sich früher sogar noch im Innern des Caplandes; es mag daselbst jetzt noch an abgelegenen Orten einige Mischlinge dieser wilden Race geben, allein die Verfolgungen der Boers haben jene Unglücklichen vertrieben und sie wie den Elephanten, den Strauß, die Elandantilope (A. oreas) über die Grenzen der Colonie hinaus verdrängt.

Ueber die Abkunft der Buschmänner ist man noch vollkommen im Unklaren; im Allgemeinen betrachtet man sie als einen Zweig der großen Hottentottenfamilie; allein hierüber fehlen alle sicheren Anhaltspunkte. Schon die ersten Colonisten im südlichen Afrika bemerkten bei den Hottentotten und Buschmännern dieselben Unter-

ſchiede, welche ſie noch heutzutage kennzeichnen. Allerdings bemerken wir bei ihnen mehr als einen Zug, den ſie mit einander gemein haben, aber auch eben ſo viele und nicht minder frappante Züge, durch welche ſie ſich von einander unterſcheiden. Beide Völkerſchaften haben beinahe dieſelbe Hautfarbe, ein wolliges Haar und eigenthümlich zuſammengedrückte Geſichtszüge, welche namentlich durch die Geſtalt und den Ausdruck der Augen an den chineſiſchen Typus erinnern; allein die Hottentotten ſind weit größer als die Buſchmänner und weichen nach Charakter und Lebensweiſe ſo ſehr von dieſen ab, daß man ſie unmöglich für ein und daſſelbe Volk halten kann. Hat die Lebensweiſe vielleicht den Charakter dieſer Völkerſchaften modificirt und den Contraſt beſtimmt, der ſich in ihren Sitten zeigt? Das iſt eine Frage, deren Löſung ziemlich ſchwer iſt. Die wenigen Punkte, worin das Idiom beider Völker mit einander übereinſtimmt, ſind noch kein Beweis für einen gemeinſamen Urſprung, ſondern zeigen nur, daß die beiden Racen lange neben einander gelebt haben — eine Thatſache, welche Niemand in Zweifel zieht. Der weſentlichſte Unterſchied jedoch, welcher beide Stämme von einander trennt und die Annahme eines gemeinſamen Urſprungs beider widerlegt, iſt der phyſiſche, welcher in der durchſchnittlichen Körpergröße beider ſich geltend macht. Man kann die Buſchmänner buchſtäblich ein Volk von Zwergen nennen, denn ihre Körpergröße überſteigt ſelten vier und einen halben Fuß und bleibt meiſt noch unter dieſem Maße; ja die Weiber, die gewöhnlich kleiner ſind als die Männer, meſſen häufig vom Wirbel bis zur Sohle höchſtens achtunddreißig Zoll.

Ich weiß, man hat dieſe Behauptung mehrfach in Abrede gezogen, ſelbſt Livingſtone hat behauptet, die Buſchmänner, welche man nach Europa gebracht habe, um ſie daſelbſt ſehen zu laſſen, ſeien wegen ihrer ausnahmsweiſen Häßlichkeit und Kleinheit gewählt

worden. Allein ich rede von ſolchen, welche in Afrika und nicht in Europa gemeſſen worden ſind, und berufe mich auf das Zeugniß von Männern, wie Sparrmann, Burchell, Barrow, Lichtenſtein, Harris, Campbell, Patterſon u. a. m. Wenn Dr. Livingſtone nördlich vom See Ngamy Buſchmänner gefunden hat, welche fünf Fuß zwei Zoll maßen, ſo fragt es ſich eben, ob das überhaupt noch Buſchmänner waren, und nach der Beſchreibung, welche er uns von ihrer Perſönlichkeit macht, glauben wir daran zweifeln zu dürfen.

Der Buſchmann iſt, wie geſagt, klein, aber ſehr gut proportionirt; in der Jugend erſcheint er ſogar kräftig, allein mit dem Alter von ſechszehn Jahren, dem Zeitpunkte, wo er ſein Wachsthum vollendet hat, nimmt er plötzlich ab, ſeine Glieder werden mager, ſeine Waden verſchwinden, die Wangen verlieren ihre Rundung, und er bekommt das armſeligſte Aeußere, das man ſich nur denken kann. Später wird ſeine Haut trocken und ſchuppig, ſeine Runzeln immer tiefer, ſeine Knochen treten immer ſchärfer und eckiger hervor, ſeine Kniee, Ellbogen und Knöchel bekommen das Anſehen dicker horniger Knoten, am Ende von dürren Stecken, die nichts mit Armen und Beinen gemein zu haben ſcheinen.

Seine Hautfarbe iſt ein Braungelb, deren genaue Färbung jedoch ſchwer zu beſtimmen iſt, da der Buſchmann allen Unrath ſeiner Hände an ſeinem Leibe abwiſcht, daß er von Schmutz ſtarrt und weit dunkler erſcheint, als er in Wirklichkeit iſt. Das Fett und der Schmutz, womit er hierdurch bedeckt erſcheint, hat auf die Vermuthung geführt, er ſchmiere ſich mit Fett ein, wie die meiſten Wilden, allein er gönnt ſeinem Körper keine ſolch' regelmäßige Pflege. Seine Toilette iſt eine rein zufällige und entſteht aus allem fettigen, harzigen oder blutigen Unrath, deſſen ſeine Hände ſich entledigen wollen. Bäder und Waſchungen ſcheint er nicht zu kennen, denn wenn er aus Zufall mit Gummi oder Harz zu thun hatte und ſich

hernach die Hände reinigen will, so greift er nicht zu Wasser und Seife, sondern zu verhärteten Kuhfladen, an denen er seine Hände reinigt, oder nach dem Auswurf irgend eines wilden Thieres. Wenn er ja von Zeit zu Zeit das Bedürfniß fühlt, den braunen Schmutz zu verdecken, von dem er starrt, so pflegt er sich nicht zu waschen, sondern sich von Kopf bis zu Fuß mit Ocker oder rother Thonerde anzustreichen und sogar sein dünnes Wollhaar noch damit zu tünchen.

Man hat schon Buschmänner gewaschen, — eine Operation, welche jedoch eine starke Lauge und tüchtige Kratzbürste erfordert, — und hat dann, als man zur wirklichen Haut gelangte, gefunden, daß die Farbe derselben derjenigen der Chinesen gleicht, oder derjenigen eines Europäers, der den höchsten Grad von Gelbsucht hat; und nur das Weiße der Augen macht im letzteren Falle eine Ausnahme von der allgemeinen Färbung.

Wie schon oben erwähnt, haben die Züge des Buschmanns und des Hottentotten große Aehnlichkeit mit denjenigen des Chinesen, und namentlich die Stellung der Augen erinnert wesentlich an den mongolischen Typus; allein statt des langen, straffen, schlichten Haares, welches die gelben Bewohner des himmlischen Reiches kennzeichnet, hat der Buschmann ein kurzes, dünnes, gekräuseltes Wollhaar, das sich aber wieder bedeutend von den wollhaarigen Stämmen Afrika's und Australiens unterscheidet. Während nämlich bei den letzteren das Wollhaar außerordentlich dicht ist, verzettelt es sich beim Buschmann und Hottentotten auf dem Schädel in kleine Büschel oder Trobdeln von der Größe einer Bohne und läßt zwischen denselben einen ganz kahlen Raum. Diese winzig kleinen Büschel sind von Natur aus schwarz, allein die Einwirkung der Sonne und der Einfluß des Ockers und des röthlichen Thons, womit sie eingeschmiert werden, giebt ihnen einen röthlichen Anflug.

Der Buſchmann iſt bartlos; wenn er aber einen Bart hätte, würde er ſich deſſelben entledigen als einer Unbehaglichkeit. Er hat eine platte Naſe, weitgeöffnete große Naſenlöcher, ein Schlitzauge, wie ein Knopfloch, vorſpringende Backenknochen und eine zurücktretende Stirn. Seine Lippen ſind nicht dick und wulſtig, wie die des Negers, und ſeine ſehr weißen und guten Zähne haben die Eigenthümlichkeit, daß ſie ſich mit dem Alter nicht lockern und ausfallen, ſondern ſich nur abnützen, wie die Zähne der Schafe und anderer Wiederkäuer.

Trotz ſeines kleinen Wuchſes iſt jedoch der Buſchmann kräftig und im Stande, die größten Entbehrungen und Strapazen zu ertragen, und von einer überraſchenden Behendigkeit. Wenn er aber nicht ſchön iſt, wie wir geſagt haben, ſo iſt ſein Weib noch häßlicher und wird immer abſtoßender, und doch iſt es möglicherweiſe einmal hübſch geweſen. Worin ihre Schönheit beſteht, wäre zwar ſchwer zu ſagen; allein ſoviel iſt gewiß, daß bei den Buſchmännern viele junge Mädchen ſo hübſch und artig ſind, daß ſie eines gewiſſen Reizes nicht entbehren; vielleicht rührt dies von dem Ausdruck ihrer ſchiefen Augen, ihren weißen Zähnen und ihrem kleinen feingeſchnittenen Munde her. Ueberdies haben ſie in dieſer Lebensperiode noch runde Glieder und einen ſo ſymmetriſchen Wuchs, daß Manche einem Bildhauer zum Modell dienen könnte. Namentlich haben ſie ein hübſch gebautes Bein und einen ſo kleinen Fuß, daß manche Chineſin ſie darum beneiden würde; der Fuß iſt ſelten mehr als fünf und einen halben Zoll lang, was keine deutſche Prinzeſſin von dem ihrigen ſagen kann.

Auch an Intelligenz ſteht der Buſchmann nicht ſo niedrig, als man glauben ſollte; ſein Geiſt iſt lebhaft, munter, aufgeweckt und immer thätig, wie der wachſame unſtete Blick ſeines kleinen ſchwarzen Auges beweiſt. Seine Waffen ſind zwar im Allgemeinen von

der allerursprünglichsten Beschaffenheit und geringer Kunstfertigkeit, allein er weiß sie nicht nur zu verfertigen, sondern auch trefflich zu gebrauchen. Einige Stämme legen in der Verfertigung ihrer Werkzeuge, Geräthschaften und Geschirre großen Scharfsinn an den Tag; die meisten halten aber nicht viel auf Phantasiewaffen und ziehen denselben die wirksamen vor, wie die Feinheit des Giftes beweist, womit sie die Spitzen ihrer Pfeile beschmieren.

Durch diese Rührigkeit und Thatkraft unterscheidet sich der Buschmann wesentlich von dem Hottentotten, dessen sprüchwörtliche Trägheit ein Hauptzug seines Charakters ist. Die Umsicht und der Fleiß, welche der Buschmann auf der Jagd an den Tag legt, übertrifft diejenige der anderen Afrikaner weit, und die Listen, die er anwendet, um den Viehzucht treibenden Stämmen ihre zahmen Thiere zu stehlen, deutet auf mehr geistige Hilfsquellen, als man in einem solch' verkümmerten Körper suchen sollte. Mit einem Wort, in geistiger Beziehung überragt er den Hottentotten, seinen angeblichen Verwandten, bedeutend.

Ich will dem Buschmann keinen Heldenmuth beimessen, allein es wäre ungerecht, ihn der Feigheit zu beschuldigen. Trotz seiner Kleinheit kämpft er bis auf's Aeußerste und schießt seine vergifteten Pfeile so lange ab, als ihm noch Kraft genug bleibt, um seinen Bogen zu spannen. Er weiß ferner, daß man ihm keinen Pardon geben würde, und wenn er daher, wie der Dachs, noch im Sterben seinen Gegner zu verwunden sucht, so muß man nur annehmen, daß die unmenschliche Behandlung, die er seit Jahrhunderten von den Boers erfahren hat, diese erbitterte Rachsucht in ihm entwickelte.

Die Tracht der Buschmänner ist eine höchst ursprüngliche und unterscheidet sich von dem Feigenblatt, das unsere Voreltern im Paradiese trugen, nur dadurch, daß dasselbe bei den Männern durch eine kleine Schürze von Schakalfell und bei den Weibern durch ein

Bündel von Lederriemen erſetzt wird, die am Gürtel angebracht ſind und bis auf die Kniee herabfallen. Zu dieſem einfachen Alltagskleide kommt dann gelegentlich noch eine Art Mantel aus Thierfellen hinzu, der um die Schultern geworfen wird und Karoß heißt. Bei den Weibern iſt dieſer Karoß noch mit einer Art Kapuze oder Sack verſehen, worin der Säugling ganz nackt wie in einem Neſte ruht. Sandalen aus einem Stück Leder, welche mit Riemen an der Fußbiege und großen Fußzehe befeſtigt werden, ſchützen die Sohle des Buſchmanns gegen die ſchneidigen Kieſel und das dornige Geſtrüpp. Die Kopfbedeckung beſteht in einer großen Ledermütze oder noch häufiger in einem mit Kaurimuſcheln*) verzierten Riemen, welcher mehrfach um den Kopf geſchlungen wird. Woher ſie dieſe Muſcheln bekommen, die nur an den Küſten Indiens und ſeltener an denen von Afrika ſich finden, alſo weit entfernt von dem Lande, welches die Buſchmänner bewohnen, iſt ſchwer zu ſagen; aber ohne Zweifel verſchaffen ſie ſich dieſelben durch Tauſchhandel gegen Straußenfedern und Thierfelle und laſſen ſich dieſelben viel koſten, da ſie den größten Werth darauf legen. Einige alte kupferne oder meſſingene Knöpfe, die ſie an ihre kleinen Haarbüſchel befeſtigen, bilden ihren höchſten Schmuck. Bei den Weibern vertreten die Stelle derſelben kleine Stückchen von Straußen-Eierſchalen, womit ſie das Haar, und eine Menge lederner Ringe, womit ſie Arme und Beine verzieren. Ein ebenſo beliebter Schmuck iſt ein Anſtrich von rothem Ocker, der ſich vom Kinn bis in's Genick erſtreckt; und die eleganteſten von ihnen parfümiren ſich durch Einreibung mit den zerriebenen Blättern einer Diosma-Art, welche ſie Buku nennen. Ausnahmsweiſe ſieht

*) Die Kauri iſt eine kleine weiße Muſchel, Cypraea moneta, welche vorzugsweiſe an der Küſte von Oſtafrika gefunden wird und in Bengalen und einem großen Theile von Afrika die Stelle der Scheidemünze vertritt.

man bei manchen die Naſe mit einem kleinen Stück Holz oder einem Stückchen Stachelſchweinskiel verziert, die ſie durch den Naſenknorpel ſtecken; aber im Allgemeinen durchbohren ſie ſich weder die Lippen, noch die Naſe oder die Ohren und kennen auch den Brauch des Tättowirens nicht. Wollen ſie die Zierlichkeit des rothen Anſtrichs, womit ſie Kopf und Geſicht bedecken, noch erhöhen, ſo beſchmieren ſie ſich mit einer glimmerhaltigen Salbe, zu welcher ſie das Material aus großer Ferne holen müſſen, weshalb dieſer Putz nur den Reichſten zugänglich iſt. Viele Männer und Weiber tragen in der Hand einen buſchigen Schakalſchweif, womit ſie ſich der Mücken erwehren und bei ſtarker Tranſpiration das Geſicht abtrocknen.

Die Wohnung des Buſchmanns iſt eben ſo urſprünglich, wie ſeine Kleidung. Findet er durch glücklichen Zufall eine Höhle oder Felsſpalte, welche groß genug iſt, um ihn und ſeine niemals zahlreiche Familie aufzunehmen, ſo begnügt er ſich damit und baut ſich keine Hütte. In Ermangelung einer Höhle genügt ihm ſogar ein Felſenvorſprung, denn die Winde kümmern ihn nicht, und wenn er nur vor Platzregen geſichert iſt, ſo begehrt er nicht mehr. Findet er aber weder Felſen noch Höhle, ſo entſchließt er ſich, eine Hütte zu bauen, deren Architektur ſich kaum weſentlich von derjenigen des Orang-outang unterſcheidet. Er ſucht nämlich irgend einen Buſch auf, deſſen Aeſte ſich einem gemeinſamen Mittelpunkte zuneigen, verſchlingt einige von ihren Zweigen, bindet ſie an ihren Enden zuſammen, bedeckt das Ganze mit einer hinreichenden Menge groben Graſes, um den Regen abzuhalten, und die Hütte iſt fertig. Unter dem Schutze dieſer Hütte wird eine längliche Grube in den Boden gewühlt, zu kurz und ſchmal, um einen Holländer aufzunehmen, aber groß genug für drei oder vier Individuen unſeres kleinen Volkes, welche dieſe Grube mit weichem Graſe füllen, daß ſie einem Neſte gleicht. In dieſem Lager, welches ſich kaum von demjenigen

eines wilden Thieres unterſcheidet, ſchlafen dann der Buſchmann, ſeine Weiber (denn er hat manchmal deren zwei) und der Reſt der Familie, zuſammengekrümmt, wie die Affen, und mit ihren Pelzmänteln bedeckt. Dieſem Obdach ſowohl wie der Gewohnheit, ſich bei etwaiger Verfolgung im Gebüſch zu verkriechen, verdankt der Buſchmann ſeinen Namen.

Bisweilen hat jedoch der Buſchmann eine complicirtere Wohnung, denn dieſes Volk theilt ſich in verſchiedene Stämme, welche nicht ſämmtlich auf derſelben Stufe von Wildheit ſtehen. Häuſer oder Hütten findet man bei ihnen allerdings nicht, ſondern ſie verſteigen ſich höchſtens nur bis zum Zelte, und ſelbſt dieſes iſt von der einfachſten Art. Man denke ſich zwei lange dünne Stangen, welche mit beiden Enden in den Boden geſteckt ſind, ſo daß jede einen Bogen bildet; über dieſes ſchwache Gerüſt legt man eine Matte von Schilf oder Binſen anſtatt des Daches, und eine zweite anſtatt der Wände, und das Zelt iſt nun aufgeſchlagen, ſo daß man nur noch den Sand auszuhöhlen braucht, um die Lagerſtätte der ganzen Familie zu bilden. Offenbar hat das Neſt des Straußes dem Buſchmann das Modell zu dieſer Behauſung geliefert.

Wir kennen nun die Tracht, die Wohnung und das Aeußere des Buſchmanns und brauchen nur noch zu ermitteln, wie derſelbe ſeine Zeit verbringt, wovon er ſich nährt, und auf welche Weiſe er ſich ſeine Lebensmittel verſchafft. Wir wiſſen, daß er die Wüſte bewohnt, ferne von den Wäldern, wo er Baumfrüchte finden würde, auf einem unfruchtbaren Boden, da weder Getreide noch Gras wächſt, und daß er keine Hausthiere hat, weder Ziegen, noch Schafe, noch Schweine — Nichts als armſelige kleine Hunde von ausnehmender Magerkeit. Der Buſchmann hat jedoch verſchiedene Mittel zu ſeinem Unterhalt, die zwar prekär ſind und ihn oft dem Hungertode nahe bringen; allein gleichwohl rühren, trotz ſeines

Wohnortes, seine langen Fastenzeiten weniger von der Kargheit der Natur, als von seiner leichtsinnigen Sorglosigkeit her. Da er weder Ackerbau noch Viehzucht treibt, so muß er sich seinen Unterhalt in der Jagd suchen; denn obschon er mitten in der Wüste lebt, ist er doch nicht das einzige belebte Wesen der Einöden, die er durcheilt. Das Nashorn bewohnt die Dickichte, das Flußpferd die Wasserläufe derselben, und der Strauß, das Quagga, das Zebra und verschiedene Antilopenarten finden sich auf ihren unfruchtbaren Ebenen. Sie alle liefern dem Buschmann, der sie mit der Hartnäckigkeit eines Raubthieres verfolgt, seinen Unterhalt.

Die Gewandtheit und Rührigkeit, welche er in diesem täglichen Kampfe um das Dasein an den Tag legt, sind wahrhaft überraschend. Um den Strauß zu beschleichen, der ein sehr scheuer mißtrauischer Vogel ist und durch seine Körpergröße einen weiten Gesichtskreis beherrscht, muß er zur List seine Zuflucht nehmen. Zu diesem Behufe schneidet er den Hals und Kopf eines erlegten Thieres ab, steckt sie auf eine Stange, schlägt sich den abgezogenen Balg des Vogels sammt dessen Flügeln um die Schultern und geht hinaus in die Wüste, um die äsenden Strauße aufzusuchen. Vom Gestrüppe bedeckt, schleicht er sich langsam zu den Straußen hinan, indem er alle ihre Bewegungen, die er genau kennt, auf täuschende Weise nachahmt. Trotz ihres Argwohns und ihrer Schüchternheit halten die Strauße still und erwarten die Annäherung ihres Gefährten; allein kaum ist derselbe so nahe gekommen, daß der darunter versteckte Buschmann sich mit Erfolg seiner vergifteten Pfeile bedienen kann, so spannt er seinen kleinen Bogen, läßt einen oder mehrere Pfeile schwirren und fällt mit sicherem Ziel die arglosen Vögel, die er auf diese Weise zu täuschen gewußt hat. — Auch gegen die anderen Thiere der Wüste wendet er Listen an, die nicht weniger scharfsinnig sind. Darunter gehört zunächst die geschickt versteckte

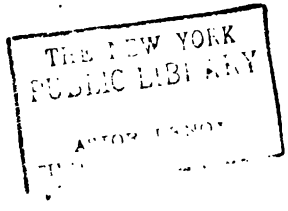
Grube, worin ſich das Thier wie in einer Falle fängt. Allein es genügt nicht, die Grube gegraben und ihr gewiſſe räumliche Verhältniſſe gegeben zu haben, damit das Thier, welches hineingeräth, durch den Sturz auch ſo eingezwängt werde, daß es ſich nicht mehr herausarbeiten kann; er muß auch ſeine Beute darin hüten, weil ſonſt die Falle Gefahr laufen würde, lange leer ſtehen zu bleiben, was natürlich den Jäger auch zu langem Faſten nöthigte.

Die Thiere, welche dieſe ungeheuren Ebenen bewohnen, haben durchaus keinen regelmäßigen Wechſel, wie das Wild unſerer Zone, und verfolgen höchſtens denſelben Weg nur dann mehrmals, wenn ſie ſich zum Waſſer begeben wollen. Dies macht ſich denn der Buſchmann ſehr zu Nutzen. Allein es genügt nicht, ſich auf einem ſolchen Wechſel auf den Anſtand zu ſtellen oder eine einzelne Fallgrube daſelbſt anzulegen, welche ein einzelnes Thier feſthalten kann. Eine derartige Grube, welche oben etwa acht Fuß lang und vier Fuß breit iſt und bei einer Tiefe von zehn bis zwölf Fuß ſich nach unten ſtark verjüngt, ſo daß das hineingerathene Thier durch ſein Zappeln und ſeine Befreiungsverſuche nur um ſo feſter eingezwängt wird, iſt in den meiſten Fällen nur ein einziges Mal zu gebrauchen, denn die Heerde merkt ſich den Unfall, der eines ihrer Glieder betroffen hat, und zieht in Zukunft auf einem andern Wege zu Waſſer. Will daher der Buſchmann einmal einen größeren Fang thun, ſo muß er ſeine Vorbereitungen in großartigerem Maßſtabe treffen. Hierzu ſchlägt er nun folgendes Verfahren ein:

Er wählt zunächſt einen Raum, der zwiſchen zwei Bergen gelegen iſt; die Entfernung derſelben von einander iſt gleichgültig, denn eine oder zwei engliſche Meilen kommen dabei nicht in Betracht. Der ganze Stamm wird aufgeboten; Männer, Weiber und Kinder machen ſich an die Arbeit, und man errichtet einen Zaun, eine Verpfählung, oder vielmehr einen Wall aus allen möglichen

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau Lith. Anst. v. W. Loeillot in Berlin

Straussenjagd bei den Buschmännern.


THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

Materialien, die ſich in der Nähe finden: aus Steinen, Raſen, Geſtrüpp oder dürrem Holz. Dieſe ſchwache Mauer braucht gar nicht hoch zu ſein, und man läßt daran von Strecke zu Strecke ſogar Lücken; die Thiere können leicht darüberſetzen und gehen ruhig durch die darin aufgeſparten Oeffnungen oder Thüren, die jede zu einer Falle führen. Wer könnte aber auch einen Verdacht ſchöpfen? Das Gras iſt hier ganz ſo wie in der Nachbarſchaft, der Sand iſt hier glatt, die Erde ſcheint von keinem menſchlichen Fußtritte berührt. Der Elephant allein mißtraut dieſen Oeffnungen, die anderen ſchöpfen keinen Argwohn: das Eland wagt ſich hinein, der Oryx ſpringt durch ſie hindurch, und das Nashorn ſucht ſie gefliſſentlich auf. Dieſer langen Verpfählung auf der einen Seite entſpricht auf der andern ein ähnlicher Zaun von gleicher Länge; beide nähern ſich einander allmählich, verengern ſich und bilden einen ſchmalen Gang, an deſſen Ende ſich eine große breite Grube befindet. Iſt ſo Zaun wie Grube fertig, ſo vertheilt ſich der ganze Stamm in einer großen Plänklerkette über eine weite Strecke hin, jagt die Heerden von Antilopen, Zebras, Quaggas und anderm Gethier nach der breiten Seite der Verpfählung hin und treibt ſie mit lautem Geſchrei dort hinein. Sobald die Verpfählung erreicht iſt, ſo vertheilen ſich die Männer zu beiden Seiten der Umzäunung, treiben die Thiere vorwärts gegen die Grube und ſchleudern ihre Aſſagaien oder Wurfſpeere unter ſie hinein; jeder Wurfſpeer trifft im dichten Gewimmel ſein Ziel, und die gehetzten Thiere ſpringen unaufhaltſam und blindlings vorwärts. Da und dort bricht eines durch die Oeffnungen aus, ſtürzt in die kleineren Fallgruben und wird augenblicklich mit Pfeilen oder Aſſagaien niedergemacht. Die Hauptmaſſe des gehetzten Rudels erreicht endlich die große Grube und ſtürzt in dieſelbe hinein; nun beginnt erſt das rechte Blutbad. Die nachdringenden Thiere erdrücken die zuerſt hineingefallenen und

werden ihrerseits durch einen Hagel von vergifteten Pfeilen und Assagaien getödtet. Nur wenige entkommen den tödtlichen Waffen über die Leiber ihrer Gefährten hin, welche die ganze Grube ausgefüllt haben, und nun hat der ganze Stamm auf viele Tage Fleisch genug.

Der Buschmann hält sich nicht immer an die List allein; er ist auch ein geschickter Bogenschütze, und man sieht es den kleinen Pfeilen und den kurzen Bogen nicht an, daß sie so gefährlich sind. Im Grunde genommen ist es auch nicht die Wunde, welche diese Pfeile verursachen, was sie so furchtbar macht, sondern das Pfeilgift, womit ihre Spitzen beschmiert sind. Der Bogen des Buschmanns ist nur ein kleiner Zweig von ungefähr vier und einem halben Fuß Länge, der mittelst einer Schnur aus gedrehten Thiersehnen leicht gekrümmt ist; der Pfeil ist nur ein Stück Schilf, mit der Pose einer gewöhnlichen Straußenfeder befiedert und mit einer Spitze aus einem starken Knochenstück versehen. Der Buschmann schießt damit auf eine möglichst große Entfernung, manchmal auf mehr als hundert Schritte, und die Entfernung vermindert noch die schon unbedeutende Gewalt des Schusses; wenn aber der Pfeil nur sein Ziel berührt, so bedarf es nicht mehr, und ein kleiner Riß reicht hin, um das Opfer zu fällen. Das Gift, womit die Pfeilspitze getränkt ist, macht sie für jedes Thier gefährlich. Der Buschmann versteht sich vortrefflich auf die Bereitung dieses Giftes, die er mit der größten Sorgfalt vornimmt, und zu welchem er die Stoffe, je nach den Oertlichkeiten, wo er sich befindet, aus allen drei Naturreichen nimmt; denn nicht überall findet er dieselben Substanzen. Aus dem Pflanzenreich nimmt er den Saft der Zwiebel der giftigen Amaryllis (Amaryllis disticha), den Milchsaft einer Euphorbie, den Saft einer Sumachart und die Nüsse eines kleinen Strauchs, den die Colonisten vom Cap „Wolfsgift“ genannt haben. Das

Thierreich liefert ihm die giftige Ausscheidung mehrerer Schlangen, z. B. der Hornviper (Vipera cerastes), welche ihren Namen zwei kleinen Hörnchen verdankt, die sie über den Augen trägt, der Aspis (Naja haje) und der Puffotter, welche sämmtlich in diesen Gegenden ziemlich häufig sind. Aus dem Mineralreich entlehnt er eine Art Erdharz, das jedoch nur dazu beitragen soll, das Gift consistenter zu machen, damit es besser an der Pfeilspitze haftet, die es bedecken soll.

Der Buschmann giebt dem Gifte, welches er bereitet, verschiedene Grade von Stärke, je nach dem Zwecke, den er dabei im Auge hat; mit sechszig so zubereiteten Pfeilen in seinem Köcher und einem Dutzend anderen, die er manchmal in dem Riemen um seinen Kopf trägt, daß sie beinahe einen strahlenförmigen Heiligenschein um seinen Kopf bilden, zieht er sowohl in den Krieg als auf die Jagd und ist gleicherweise erbötig, damit seine Jagdbeute zu treffen oder seine Feinde zu tödten. Zu den letztern rechnet er zunächst alle diejenigen, welche nicht von seiner Race sind, und diese Eintheilung ist leider gegründet, denn von ihm gilt derselbe Spruch wie von Ismael: Seine Hand ist aufgehoben gegen Alle, und Alle haben die Hand aufgehoben gegen ihn. Er hat nicht allein die Boers, die ihn von jeher unterdrückt haben, zu Gegnern, sondern wer ihn nur immer angreifen und verfolgen konnte, hat es gethan, die Eingeborenen ebenso gut als die Colonisten, ja zwischen ihm und dem Hottentotten, seinem angeblichen Verwandten, herrscht die tödtlichste Feindschaft, und der Buschmann wird noch barmherziger gegen den Kaffern und den Boer sein, als gegen den Namaqua; übrigens wird er alle ausplündern und niedermetzeln, wann und wo es ihm möglich ist; und dieser Anschlag gelingt ihm nur allzu leicht.

Raub und Plünderung gehören in der That nebst der Jagd zu den Haupterwerbszweigen des Buschmanns, und er verdankt dieser

gefährlichen Hilfsquelle zwar einen Theil des Unterhalts, bezahlt sie aber auch häufig mit dem Leben; deshalb nimmt er übrigens nur in der äußersten Noth und wenn ihm die Jagd gar Nichts mehr einträgt, seine Zuflucht zu solchen Raubzügen. Er wendet sich alsdann zu den nächsten Niederlassungen, nicht etwa um sie offen anzugreifen und im förmlichen Ueberfall, sondern die Expedition findet bei Nacht statt, und das Vieh wird geräuschlos hinweggetrieben, während seine Eigenthümer schlafen.

Der Tag bricht an, der Raub wird entdeckt, die Verfolgung organisirt sich. Ein Dutzend gut berittener Colonisten, bewaffnet mit sogenannten Rohren, nämlich langen Büchsen und Flinten von grobem Kaliber, schlagen die Fährte der Diebe ein und verfolgen sie im Galopp. Erreichen sie die Plünderer, ehe diese die Ebene verlassen haben, so sind sie ihres Erfolges sicher, denn ihre langen Gewehre tragen weiter, als die kleinen vergifteten Pfeile, und die Sühne wird furchtbar sein. Von Gnade und Schonung ist keine Rede, man verfährt mit den Buschmännern, als ob sie ein Rudel Hyänen wären. Es kann sich aber gleichwohl auch ereignen, daß die Räuber die Felsen schon erreicht haben, und die Boers würden dort vergeblich versuchen, sie einzuholen. Wie der Klippspringer (Antilope oreotragus) setzt der kleine Wilde von Fels zu Fels, entzieht sich dem Bereich der Kugeln, verschwindet wie ein Feldhuhn und duckt sich in eine Spalte nieder, wohin kein Reiter dringen kann.

Allein auch in der Ebene, wenn der Boden steinig oder von Schluchten durchschnitten ist, entziehen sich diese gelben Kobolde der Verfolgung, denn sie haben die Behendigkeit des Straußes, und in einem solchen Falle treffen die Boers ihr Vieh selten mehr lebend an. Sie sind zwar schon darauf gefaßt, höchstens die Hälfte davon noch am Leben zu finden; allein sobald die Buschmänner bemerken,

daß sie ihren Raub wieder preisgeben müssen, macht sich bei ihnen die Tücke des Wilden geltend, und sie tödten oder verstümmeln alle Thiere, die sie davongetrieben haben. Dem Einen werden die Kniesehnen durchgehauen, dem andern der Bauch aufgeschlitzt, einem dritten die Halspulsader geöffnet, einem vierten ein vergifteter Pfeil durch die Rippen gesandt, so daß keines mehr mit dem Leben davonkommt. Ein schmerzlicher Anblick, der den Colonisten noch mehr erbittert, ohne ihn zu überzeugen, daß es nur die Folge seiner eigenen Grausamkeit ist! Er empört sich darüber und sieht nicht einmal in dieser scheußlichen That die Wiedervergeltung für das Unrecht, das er dem armen Wilden selbst zugefügt hat. Hätte er den Buschmann nicht gehetzt, um ihn zu seinem Sklaven zu machen, hätten seine Jungen ihn nicht mißhandelt und seine Töchter nicht ihre Launen an ihm ausgelassen, so stünde vielleicht sein Vieh noch ruhig auf seinem Felde. Als der arme Wilde es zu stehlen versuchte, folgte er nur dem eisernen Drange des Hungers; als er es aber verstümmelte und niedermachte, gab er seinem Rachedurste nach.

Allein der Räuber wird nicht immer eingeholt; es gelingt ihm häufig, das weggetriebene Vieh in die Wüste zu schleppen, und die Geschicklichkeit, welche er in der Führung desselben an den Tag legt, ist wirklich merkwürdig. Die Kühe und Rinder fürchten sich vor ihm und flüchten bei seiner Annäherung wie vor derjenigen eines wilden Thiers; allein der Buschmann ist flinker als sie, verfolgt und umkreist sie und treibt sie zusammen, wie wenn er ein Schäferhund wäre, und bedient sich ihres Schreckens, um sie schneller von dannen zu treiben. Er wählt immer den unwirthlichsten Weg, eine Gegend der Wüste, worin durchaus kein Wasser zu finden ist; die Rinder leiden darunter und brüllen vor Schmerz, allein das kümmert den Buschmann nicht, denn den Durst, welchen sie leiden,

müſſen ja auch diejenigen theilen, welche ihr geſtohlenes Vieh wieder aufſuchen; und die Furcht vor dem Verſchmachten muß die Boers von der weitern Verfolgung abhalten. Der Buſchmann ſeinerſeits leidet keinen Durſt und trinkt wie ein Anderer, denn er iſt ſicher, auf ſeinem Wege Waſſer zu finden.

Während er gegen die Gehöfte des Coloniſten auf den Raub auszog, haben ſich alle Weiber des Kraals (wie man die Lager der Buſchmänner nennt), junge und alte, auf den Weg gemacht, den er bei der Rückkehr einſchlagen wird. Jedes Weib trägt in ſeinem Karroß ſo viele Schalen von Straußeneiern, als ſie darin tragen kann; alle dieſe Eierſchalen ſind mit Waſſer gefüllt und werden auf dem ganzen Wege vergraben oder an Stellen verſteckt, deren Merkmale nur dem Buſchmann vertraut ſind. Die beſtohlenen Coloniſten, welche ihn verfolgen, erbleichen dagegen beim Anblick der waſſerloſen Wüſte; der Durſt drückt ſie, ihre Pferde beginnen ſchlaff und ſchwach zu werden; ſie kommen bald zur Ueberzeugung, daß es Thorheit ſein würde, weiter vorzudringen; deshalb verzichten ſie auf ihr Vieh und kehren wieder nach Hauſe zurück.

Langt dagegen der Buſchmann mit der geraubten Heerde in ſeinem Kraal an, ſo geht es bei ihm hoch her. Man tödtet nicht nur einen einzigen Ochſen, ſondern deren 20 – 25, ja alle, die man weggetrieben hat; alle Nachbarn laden ſich zu Gaſte, und man ſchmauſt, daß es an Völlerei grenzt. Dieſe Freſſerei dauert mehrere Tage hindurch ununterbrochen, ſelbſt bei Nacht wacht man nur auf, um wieder zu eſſen! Niemand im ganzen Stamm denkt an den andern Tag; die Sorge für die Zukunft, mit der ſogar gewiſſe Thiere ausgeſtattet ſind, iſt dem Buſchmann vollkommen fremd. Keiner kommt auf den Einfall, einige Rinder oder Kühe aufzubewahren, ſie weiden zu laſſen und für die Zukunft zu behalten; man ißt, ſo lange man noch Etwas hat. Wird das Fleiſch auch ſtinkend und geht in Fäul-

niß über, so liegt nichts daran, — man verzehrt es gerade so gut, als wenn es frisch wäre. Das ganze Aussehen des Kraals ist völlig verändert; die kleinen schattenartigen Skelette, die man daselbst hin und her gehen sah, sind verschwunden, Vollmondsgesichter und dicke Bäuche sind an der Tagesordnung, und die armen verkümmerten Weiber, die seither ebenfalls wie Gespenster herumwankten, liegen dick und träge am Boden und verdauen; die kleinen Kinder mit aufgetriebenem Bauch und blutbeschmierten Wangen wälzen sich mit einem Stück rohen Fleisches in der Hand in der Sonne, und selbst die klapperdürren Hunde, denen man zuvor die Rippen zählen konnte, verwandeln sich in wahre Fettklumpen.

Allein es kommt ein Augenblick, wo Nichts mehr von dem Fleische übrig ist, und sogar die Knochen abgenagt sind. Dann tritt eine vollkommene Umwandlung in der Stimmung ein; eine Art Starrheit oder Schlafsucht bemächtigt sich Aller; es ist die einzige Zeit, wo der Buschmann Nichts thut, sondern 24 Stunden nach einander schläft und nur aufwacht, um wieder einzuschlafen, denn er weiß ja, daß er Nichts mehr zu essen hat. Es ist ein Glück für ihn, wenn die Geier, welche sich mit ihm in die Reste des Schmauses getheilt haben und noch über denselben schweben, den Ort nicht verrathen, wo sein Kraal liegt; denn wenn der Boer sie gesehen hat, so hat der Buschmann seinen letzten Raubzug gemacht und seinen letzten Schmaus gehalten.

Tag um Tag vergeht, der kleine Wilde hat seine Schmäuse verdaut und von denselben ausgeruht; der Hunger regt sich wieder in ihm, ruft seine Thatkraft wach und treibt ihn wieder auf die Jagd. Ist er in der Nähe eines Flusses, so legt er sich auf den Fischfang. Findet er weder Wild noch Fische in seiner Nähe, so verzichtet er auf die hohe Jagd, auf Haar- und Federwild, und hält sich an die Insekten. Mit einem soliden spitzigen Stocke versehen,

deſſen anderes Ende in einen großen Stein eingelaſſen iſt, um die Hebelkraft zu vermehren, wendet ſich unſer Buſchmann, von ſeiner Hungerkur etwas heruntergekommen, nach den großen kuppelförmigen Bauen der Termiten oder weißen Ameiſen und bringt darin eine Oeffnung mit ſeinem Stocke an, um, wenn ihm nicht gewiſſe Ameiſen-freſſende Thiere ſchon zuvorgekommen ſind, darin eine reichliche Ausbeute von Larven und Inſekten aller Ameiſenklaſſen zu finden, mit denen er ſeinen Sack füllt, und wovon er einen Theil ſchon an Ort und Stelle mit großem Appetit verzehrt. Allein gerade in Beziehung auf Ameiſenlarven hat er gefährliche Concurrenten an dem Erdſchwein (dem Aard-vaark der Holländer, dem Oryctéropus der Naturforſcher) und dem Pangolin oder Schuppenthier (Manis), welche ſich ebenfalls in einen Ameiſenbau einwühlen und große Verheerung unter den Termiten und ihren Larven anrichten. Der Buſchmann verſchafft ſich aber auch noch andere unterirdiſche Ameiſen, welche nahe an der Oberfläche des Bodens bedeckte Wege aushöhlen, worin ſie zu gewiſſen Jahreszeiten hin und her ziehen. Sobald er ſie unterwegs ſieht, was er an untrüglichen Anzeichen erkennt, ſo macht er mit Hilfe ſeines Stockes ein Loch in ihre Gänge, und dreht dieſen recht oft in der Oeffnung um, damit die Seitenwände des Loches ganz glatt werden. Eine ſolche ſenkrechte Höhle bildet für die Ameiſen einen furchtbaren Abgrund; ſie ſtürzen hinein, häufen ſich darin an, können an den allzu glatten Wänden nicht wieder emporklettern, und der Jäger hält unter ihnen eine reiche Ernte.

Zu dieſem eigenthümlichen Nahrungsmittel, das allerdings nur als Lückenbüßer gelten kann, kommen dann noch verſchiedene Wurzeln, Knollen und Zwiebeln von Pflanzen hinzu, welche in der Wüſte wachſen, z. B. diejenigen von mehren Arten von Ixia und Sparaxis, ſowie die von verſchiedenen Ficoideen und Liliengewäch-

ſen, worunter manche die Größe eines Kinderkopfs erreichen. Der Buſchmann verwendet die Hälfte ſeiner Zeit auf das Aufſuchen dieſer Wurzeln, die ſich zwar ſtets in bedeutender Tiefe finden, von ihm aber immer ohne anderes Grabſcheit als den mit einem Steine beſchwerten Stock aus der Erde gewühlt werden.

Ein anderes Lieblingsgericht des Buſchmanns bilden die Straußeneier, deren Schalen ihm die Stelle von Flaſchen vertreten, und aus denen er ſich Näpfe und Taſſen verfertigt. Er beſitzt eine große Gewandtheit in der Verfolgung des Straußes und der Entdeckung ſeines Neſtes; und wenn er zufällig eines der letzteren in Abweſenheit der Vögel findet, ſo nimmt er alle Eier aus demſelben heraus, verſteckt ſie in irgend einem Gebüſch, kehrt zurück und duckt ſich an der Stelle zuſammen, wo die Eier im Sande gelegen haben. Er trägt Sorge, daß die Vögel bei der Rückkehr ſeine Fußſpuren im Sande nicht wahrnehmen; auch iſt er ſo klein, daß man ihn im Neſte nicht ſieht, wenn man nicht ganz nahe an ſeinen Verſteck herantritt, zumal wenn, wie dies meiſtens der Fall iſt, das Neſt mit etwas Gebüſch umgeben iſt. Den Bogen in der Hand bleibt unſer kleiner Wilder bis zur Rückkehr der Vögel an den Boden niedergeduckt und begrüßt ſie mit einem vergifteten Pfeil; er iſt in dieſem Falle beinahe immer ſicher, den einen oder den andern Vogel, zuweilen aber auch das Straußenpaar zu erlegen. Auch Eidechſen und Schildkröten verſchmäht er nicht, und die Schale der letzteren dient ihm zur Vervollſtändigung ſeines Hausgeräths. Allein die eigentliche Feſtzeit voll Schmauſereien und Gelagen bildet für ihn die Erſcheinung der Wanderheuſchrecken; die ganze Zeit hindurch, wo ihm dieſes Manna vom Himmel fällt, kennt der Buſchmann den Hunger nicht mehr, er wird im Handumwenden dick und fett, wie ſein armer Hund, und würde ſich für den reichſten Mann halten, wenn die Heuſchrecken nicht aufhörten. Zum Unglück für ihn, aber

zum großen Glück für die Anderen haben jedoch jene Zerstörerinnen der ganzen Pflanzenwelt keine regelmäßige Wanderzeit, und es vergehen manchmal mehrere Jahre, ehe sie wieder erscheinen.

Die Buschmänner haben keine Religion, keine bürgerliche oder gesellige Verfassung, keine gesetzlichen Formalitäten. Die Ehe ist bei ihnen gar keine wichtige Angelegenheit; nur für das Andenken der Todten scheinen sie einige Achtung zu haben, denn sie beerdigen dieselben und häufen gewöhnlich auf diesen Gräbern eine große Menge roher Felssteine auf.

Man glaube übrigens ja nicht, daß diese Buschmänner traurig oder von melancholischem Temperament seien. Liegen sie auch den ganzen Tag im Schatten ihrer Büsche oder im Schooße der Schluchten versteckt, um entweder ihren Feinden zu entgehen, oder auf ihre Beute zu lauern, so verlassen sie dieselben, sobald der Tag zur Neige geht, nur um zu lachen und zu plaudern. Glänzt der Mond am Himmel, so tanzen sie bis in den hellen Morgen hinein, und der Kreis von festgetretener Erde, den man dann in ihrem Kraal sieht, zeigt von der Menge der Ronden, die daselbst aufgeführt worden sind. Selbst musikalisch ist der Buschmann und hat einige Instrumente von höchst eigenthümlicher Art. Abgesehen von einer Art Kinderklapper aus einem hohlen Kürbiß mit einigen Steinchen darin, hat er noch eine Art Guitarre oder Zither, bestehend aus der Hälfte eines Flaschenkürbisses, über welchen ein hölzerner Steg herläuft, der mit einigen Darmsaiten und langen Roßhaaren bezogen ist. Das Wunderlichste seiner musikalischen Instrumente aber ist eine Art Fiedelbogen aus einem gekrümmten Rohr mit einigen Roßhaaren und Saiten bezogen, die er dadurch in Schwingung versetzt, daß er das eine Ende dieses Instruments an die Nase bringt, und mit derselben an die Saiten haucht, — gewiß eine höchst eigenthümliche Musik! —

Von Regierung iſt bei dieſem Volke gar keine Rede, es hat keinen König und keine Häuptlinge; ſelbſt die Autorität in der Familie, diejenige nämlich, welche aus der phyſiſchen Ueberlegenheit entſpringt, verſchwindet, ſobald die Kinder ebenſo ſtark ſind, als der Vater. Es iſt alſo unter dieſem Volke nicht einmal der Stamm organiſirt; einige Familien, welche ſich zufällig und auf's Gerathewohl zuſammenthun, bilden ihn; allein ſie zanken ſich häufig und trennen ſich aus der geringſten Urſache. Uebrigens könnte ein ſolcher Stamm auch niemals mehr als etwa 100 Köpfe zählen, denn die natürliche Beſchaffenheit jener Gegenden würde einer zahlreicheren Anhäufung von Menſchen nicht erlauben, daſelbſt ihr Auskommen zu finden.

Die Buſchmänner lernen wenig von ihren Nachbarn; der Boer reitet ſeine kräftigen einheimiſchen Pferde, der Hottentotte oder Namaqua reitet ſeinen gezähmten Büffel, aber der Buſchmann verſchmäht beharrlich jedes Hausthier außer ſeinem Hunde und macht ſeine Wanderungen zu Fuße.

Die Buſchmänner werden immer dünn geſäet bleiben, ſo lange ſie ihre jetzige Lebensweiſe beibehalten, und Nichts deutet bei ihnen auf eine Abſicht hin, daß ſie dieſelbe jemals ändern werden. Alle Bemühungen der Miſſionäre in dieſer Beziehung ſind vollkommen fehlgeſchlagen; dieſe Menſchen ſcheinen nur für die Wüſte geſchaffen zu ſein und ſehnen ſich ſelbſt dann, wenn man ſie in eine fruchtbare Gegend bringt, beſtändig nach ihren unwirthlichen Einöden zurück, weshalb man ſie füglich ein ganz ſeltſames Volk nennen kann.

V.

Die Eskimos.

Die Eskimos bilden ohne Zweifel eines der eigenthümlichſten Völker auf dem ganzen Erdball. Sie verdanken der Natur der Regionen, welche ſie bewohnen, eine ganz beſondere Lebensweiſe, und da das Medium, worin ſie leben, ſich einerſeits nicht geändert hat und anderſeits ſo ſchwer zugänglich iſt, daß nur wenige Reiſende in jene Region vordringen, ſo hat die Bevölkerung der letzteren ſich mit keinem anderen Volksſtamme vermiſcht, und die Sitten und Gewohnheiten, welche aus der natürlichen Beſchaffenheit jenes Länderſtrichs entſprangen, haben ſich bis auf den heutigen Tag ſo erhalten, wie ſie vordem waren.

Die Eskimos ſind in Europa ſchon ſeit langer Zeit bekannt, ihre Sitten ſind uns oft von den Dänen beſchrieben worden, welche ſeit Jahrhunderten Colonien in Grönland haben, und wir kennen ſie auch aus den Schilderungen der Walfiſchfänger, welche früher jene ungaſtlichen Küſten beſuchten. Endlich aber haben die letzten Expeditionen im hohen Norden von Nordamerika, hauptſächlich die Reiſen, welche zur Ermittelung des Schickſals von Sir John Franklin und ſeiner Gefährten unternommen wurden, ein neues Licht auf das Land der Eskimos geworfen. Dieſes Land iſt ohne Widerrede das *längſte* von allen Ländern der Welt, es erſtreckt ſich von der

Oſtküſte von Grönland und von der Meerenge von Belle-Isle, welche die Inſel Neufundland von Labrador trennt, bis zum Berge St. Elias, der im amerikaniſchen Rußland an den Küſten des ſtillen Oceans liegt. Und die Länge ihres Gebietes vermehrt ſich nicht nur durch die Krümmungen und Ein- und Ausbuchtungen der Polarküſten von Nordamerika, ſondern auch dadurch, daß man die Eskimos auf den Aleuten und übrigen Inſeln dieſſeits, ſowie auf der andern Küſte jenſeits der Behringsſtraße findet, wo ſie unter dem Namen der Tſchuktſchen eine beträchtliche Strecke des aſiatiſchen Küſtenſtrichs einnehmen, — nicht zu erwähnen der Inſeln, welche nördlich von der Polarküſte von Amerika liegen und von ihnen allein bewohnt werden. Endlich gehören wahrſcheinlich die Lappen und Samojeden zum Stamme der Eskimos; und wenn man alsdann dieſe Vermuthung zugiebt, ſo wird ſich zeigen, daß die Eskimos eigentlich die ganze Nordküſte unſerer Erdhälfte einnehmen — mit anderen Worten: daß ihr Land um die ganze Erde herumreicht. Trotzdem ſind ſie nicht im Stande zu ſagen, wie die Engländer ſich deſſen rühmen, die Sonne gehe niemals über ihren Beſitzungen unter, denn es vergehen im Gegentheil ganze Monate, ohne daß die Sonne bei ihnen nur am Himmel erſcheint.

Gleichwohl iſt es nicht üblich, die Lappen und Samojeden unter die Eskimos zu rechnen; ſie unterſcheiden ſich von denſelben durch einige weſentliche Punkte, und man begreift unter der Zahl der eigentlichen Eskimos nur die Bewohner der amerikaniſchen Küſte, diejenigen des Küſtenſtrichs der Behringsſtraße und diejenigen von Grönland. Die Thatſache ſteht feſt: die Eskimos ſind ausſchließlich nur Bewohner der Meeresküſte. Aber wenn ihr Land, ſelbſt auf die oben bezeichneten engeren Küſtenſtriche reducirt, das längſte auf der ganzen Erde iſt, ſo iſt es gleicherweiſe auch das ſchmälſte. Nehmen wir die Inſeln des Polarmeeres davon aus, ſo ergiebt ſich

daſſelbe nur als ein Streifen längs der Küſte, der an ſeiner größten Breite kaum mehr als eine Tagereiſe tief iſt. Die Bewohner dieſes Küſtenſtreifens entfernen ſich auch nur vom Meere, um das Rennthier oder den Biſon zu jagen, und kehren nach der Jagd immer wieder an die Küſte zurück, wo ſie ihren eigentlichen Wohnſitz haben, und wo ſie ſich vorzugsweiſe die Mittel zu ihrem Unterhalt verſchaffen. Der Urſprung des Wortes Eskimo iſt in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt. Man hat ſchon die Vermuthung aufgeſtellt, dieſer Name ſei die Zuſammenziehung einer beſchreibenden Phraſe Ceux qui miauent, als des Ausdrucks, welchen die franzöſiſch redenden canadiſchen Jäger auf die Bewohner dieſer Eisregion angewandt hätten, weil ſie dieſe zuweilen ein Miauen haben ausſtoßen hören. Allein dieſer Erklärungsverſuch erſcheint uns im höchſten Grade abenteuerlich und unhaltbar, um ſo mehr, als die Eskimos ſelbſt ſich mit dem Namen Inuwit bezeichnen, was bei ihnen Männer heißt, und mehrere Stämme von ihnen ſich ausdrücklich mit beſonderen Namen kennzeichnen. Man kann durchaus nicht behaupten, daß die Eskimos verführeriſche Leute ſeien; trotzdem findet man aber bei ihnen nicht ſelten unter der Jugend einzelne Individuen, die, wenn man ſie vom Schmutz befreit hat, gefällige und angenehme Züge zeigen. Im Allgemeinen iſt der Schnitt ihres Geſichts Nichts weniger als regelmäßig; ihr Kopf iſt platt und rund, die Stirne niedrig und zurücktretend, das Kinn ſchwach, und die Backenknochen ragen ſo ſehr hervor, daß ſie bisweilen über die Naſe heraustreten und in allen Fällen das Geſicht außerordentlich platt erſcheinen laſſen. Die jungen Mädchen aber haben ein friſches Ausſehen und eine gefällige einnehmende Phyſiognomie. Wenn ſie jedoch älter werden, bräunt ſich trotzdem ihre Haut, und ihr Geſicht wird immer häßlicher. Hauptſächlich werden die Weiber ſo abſcheulich, daß die erſten Reiſenden, welche ſie geſehen haben,

sie für Hexen erklärten. Die mittlere Größe der Individuen im Lande der Eskimos steht unter derjenigen der Europäer; man sieht zwar zuweilen unter ihnen Männer von fünf Fuß Höhe, aber diese Erscheinung ist selten, und diese ausnahmsweisen Individuen gelten bei ihren Landsleuten für wahre Riesen. Die gewöhnliche Größe der Männer schwankt zwischen 4 Fuß 8 Zoll und 5 Fuß 2 Zoll, und die Frauen überschreiten nur selten das Mittel von diesen beiden Zahlen. Sie sind vorzugsweise an den Beinen verkürzt, Rumpf und Brüste sind ziemlich groß, allein der Mangel an körperlicher Bewegung und die Gewohnheit immer zu sitzen oder zu hocken verhindert, daß die unteren Extremitäten sich im Verhältniß zum Körper entwickeln und diejenige Größe erreichen, welche den Dimensionen der übrigen Gliedmaßen entspricht. Dieselbe Eigenthümlichkeit bemerkt man auch bei den verschiedenen Reitervölkern von Süd- und Nordamerika: bei den Comanchen der Prairien, den Gauchos und den Indianern der Pampas, welche von Jugend auf beinahe immer zu Pferde sind, und bei denen sich die Beine daher ebenfalls verkümmern. Die Eskimos haben keine Religion, oder vielmehr der Glaube an Hexen, an böse Geister u. s. w., mit welchem sich kaum die schwache Ahnung eines zukünftigen Lebens vermischt, verdient nicht mit diesem Namen belegt zu werden. Jede politische oder sociale Organisation ist ihnen fremd, und sie unterscheiden sich in dieser Beziehung von beinahe allen andern Wilden, von denen auch die rohesten noch einen Häuptling und einen Rath von Alten haben. Gleichviel beweist dies noch nicht, daß sie tiefer stehen, als jene andern Völkerschaften; vielmehr scheinen die Eskimos im Gegentheile im Verkehr unter sich redlich und rechtschaffen zu sein und sind auch den Reisenden immer ehrlich begegnet, wenn sie nicht ganz unwiderstehlichen Versuchungen unterworfen worden sind. Man hat ihnen kleine Diebstähle zum Vorwurf gemacht und ihnen des-

halb auf den Kopf Schuld gegeben, sie hätten alle einen Hang zur Dieberei; allein wenn man bedenkt, von welch' ungeheurem Werthe in ihren Augen Aexte, Beile, Messer, Nägel, Eisenstücke u. s. w. sind, die sie den Seeleuten entwendet haben, so wird man sie nicht allzu streng beurtheilen. Wenn man bei uns Diamanten oder Goldbarren auf die Straße legte, so würden sie wohl auch nicht lange liegen bleiben, und man könnte deshalb doch nicht sagen, alle Deutschen seien Diebe. Wie viele Leute bei uns lassen sich nicht durch den geringen Reiz eines baumwollenen Taschentuchs oder irgend eines unbedeutenden Artikels von kurzen Waaren zum Diebstahl verführen!

Die Eskimos stehen in der That weitaus nicht so tief auf der Stufenleiter der Völker, als man glaubt. Der einzige wesentliche Punkt, durch welchen sie sich einigermaßen dem ganz wilden Zustande nähern, ist ihre auffallende Unreinlichkeit und die häufig vorkommende Thatsache, daß sie Fische und Fleisch roh verspeisen. Allein es ist in ihrer Heimath nicht immer möglich, sich ein Feuer zu verschaffen; mehr als ein Europäer hat sich schon in die Nothwendigkeit versetzt gesehen, sein Stück Robbenfleisch ungekocht zu verzehren, und überwand aus Hunger den Ekel, den er Anfangs davor empfand.

Allein wenn die Kochkunst bei ihnen auch noch auf einem sehr tiefen Fuße steht, und die Strenge des Klimas ihnen weder Ackerbau noch Handel erlaubt, so haben die Eskimos nichtsdestoweniger aus den dürftigen Hilfsquellen ihrer eisigen Heimath den bestmöglichen Nutzen zu ziehen gewußt. Wie roh und karg auch der Stoff ist, den ihnen die ärmliche Natur jener Länder liefert, so legen sie doch eine überraschende Geschicklichkeit in der Verfertigung ihrer Kähne wie ihrer Jagd- und Fischfangsgeräthe dar, welche die einzige Art von Gewerbsfleiß bilden, die unter ihrem hochnordischen Him-

mel ausführbar ist. Ihre Kleidung ist an sich allein schon ein Beweis von ihrer Ueberlegenheit über andere Wilde; ihre Kleider sind zweckmäßig, gut gemacht und wohl unterhalten; Niemand geht bei ihnen in Lumpen; sie haben Sommer- und Winterkleider, deren Verfertigung ihren Frauen Ehre macht, denn diese versehen bei ihnen die Stelle von Schneiderinnen und Nähterinnen.

Die Tracht beider Geschlechter besteht nach dem Capitain Lyons, einem der Reisenden, dem wir die meisten Einzelnheiten über die Lebensweise der Eskimos verdanken, aus sehr gut zubereitetem Pelzwerk: aus Rennthierhäuten, Bärenfellen, den Bälgen vom Fuchs, vom Murmelthier, vom Wolf, vom Hund und von der Robbe. Dem Robbenfell geben sie sogar den Vorzug für das Schuhwerk, weil es das undurchdringlichste, wasserdichteste und hauptsächlich dauerhafteste Leder giebt.

Eine weite Blouse oder Jacke aus Rennthierfell ohne Oeffnung auf der Brust bildet im Winter die allgemeine Tracht der Männer. Dieser Rock ist mit einer Kapuze versehen, welche immer mit einem Streifen von weißem Pelz verziert ist, so daß sie mit dem davon eingerahmten braunen Gesicht einen hübschen Contrast bildet. Der Vordertheil dieses Ueberwurfs ist viereckig geschnitten und reicht etwa auf die Mitte des Schenkels hinab; die hintere Seite aber ist abgerundet und fällt bis auf wenige Zoll vom Boden hinunter. Der Rock ist oft mit einem Rande von gelber Farbe verziert, an den sich manchmal noch Fransen von kleinen dünnen Lederstreifen anschließen. Bei starkem Wind wird der Rock um die Taille mit einem Lederriemen befestigt, fällt aber außerdem frei herab.

Unter diesem äußeren Kleidungsstück trägt unser Eskimo ein anderes, das dem vorerwähnten im Schnitte ganz ähnlich, aber weder mit Besatz verbrämt noch mit Fransen versehen ist und statt dieses Schmucks von Leder und Pelzwerk bisweilen eine Verzierung von

kleinen Reihen von Perlen hat, die auf die Schulter oder den Rücken hinabfallen. Dieſes Unterkleid iſt aus einem minder dicken Fell verfertigt, deſſen Haarſeite nach innen gekehrt iſt, ſo daß es die Stelle eines Hemds und aller andern Unterkleider vertritt. Beim Hin- und Hergehen bindet man die Schöße deſſelben mit zwei Schnüren auf, daß es nicht an die Beine anſchlägt.

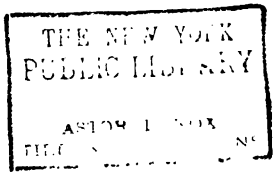
Außer dieſen beiden Kleidungsſtücken trägt der Eskimo noch einen Aermelmantel von Rennthierfell, der vorne offen und ſo weit iſt, daß man ſich deſſelben auch als Bettdecke bedienen kann. Die Weiber werfen ſich dieſen Mantel um die Schultern, wenn ſie im Schlitten fahren, um ſich zu bedecken und ihre Kinder darunter vor der Kälte zu ſchützen. Das Beinkleid iſt von derſelben Beſchaffenheit, wie das Oberkleid, und auf dieſelbe Weiſe verziert und wird um die Taille mittelſt eines Zuges befeſtigt. Am beliebteſten iſt und für beſonders zierlich gilt eine ſtreifenweiſe Anordnung des Stoffes, woraus das Beinkleid gefertigt wird; indem man Streifen von verſchiedenen Farben an einander näht, welche von den verſchiedenen Theilen des Thieres genommen ſind, wie z. B. von den Läufen des Rennthiers und der Innenſeite der Schenkel u. ſ. w. Wie bei der Jacke, ſo trägt man auch beim Beinkleid zwei Paare von dieſem unentbehrlichen Kleidungsſtück über einander, welche aber trotz der Kälte nur bis über das Knie reichen. In Folge dieſes unſinnigen Brauches iſt ſchon manches Bein erfroren worden; allein dies iſt nun einmal Mode und trotz der unangenehmen Erfahrungen, welche die Eskimos in dieſem Stück gemacht haben, würde doch keiner von ihnen ſeine kurze Hoſe auch nur um einen Zoll länger tragen.

Die Stiefeln reichen bis über das Beinkleid herauf und bieten, wie alle anderen Theile der Tracht, verſchiedene Farben dar, deren Nüancen und Anordnung wechſeln. Der Schnitt aber iſt bei allen

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau

Lith. Anst. v. W. Loeillot in Berlin

Eskimo's.


THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

derſelbe. Auch die Stiefeln, oder beſſer geſagt die Kamaſchen, ſind doppelt, wie alle anderen Kleidungsſtücke, und das eine Paar wird mit der Haarſeite nach innen getragen, bei dem andern aber das Haar nach außen gekehrt. Außer dieſen beiden Paaren Stiefeln oder Kamaſchen trägt jeder Eskimo noch ein Paar Socken aus Blaſe und darüber ein Paar Halbſtiefeln aus Seehundsfell, welche über alles Andere hergehen, bis zum Knöchel herauf reichen und mittelſt eines Zugs befeſtigt werden. Dies iſt die Fußbekleidung für den Winter, die man beim Schlittenfahren trägt. In der ſchönen Jahreszeit oder auf der Jagd hat der Eskimo nur ein einziges Paar Stiefeln aus ſo gut gegerbtem Robbenfell und ſo gut genäht, daß durchaus keine Feuchtigkeit hindurchdringen kann. Die Sohle derſelben beſteht gewöhnlich aus einem Stück Fell vom Walroß oder von einer anderen großen Robbenart, welche der Eskimo U-giou nennt, und deſſen Zähigkeit auch den rauheſten Wegen Widerſtand leiſtet. Die Socken oder Pantoffeln von Blaſe werden aber auch unter dieſem einzigen Paar Stiefeln getragen.

Zur Vervollſtändigung dieſes Anzugs gehören noch ein Paar Fauſthandſchuhe, die aus allen möglichen Arten von Leder, meiſt aber aus Hirſchhaut verfertigt werden; dieſe ſind ſehr behaglich, ſo lange ſie trocken ſind, werden ſie aber einmal naß, ſo gefrieren ſie und bilden gleichſam nur eine Eishülle.

Beim Fiſchfange trägt der Eskimo Handſchuhe aus dem Fell von jungen Robben, die eben ſo waſſerdicht ſind, wie ſeine Stiefeln. Die Handſchuhe werden jedoch vorzugsweiſe nur im Winter getragen, wie die ganze vorerwähnte Tracht. Für die wärmere Jahreszeit bedient man ſich leichterer Kleider und Schuhe aus dünnerem Fell und Beinkleider aus Entenbälgen mit nach innen gekehrtem Flaum, die zugleich weich, leicht, geſchmeidig und leicht zu fertigen ſind.

Die Paar Zierrathen, welche den Putz vervollständigen, werden nur von Männern getragen und bestehen aus Bändern oder geflochtenen Streifen von Ledermosaik, hauptsächlich Stirnbändern, bei denen manchmal Locken von schwarzen Haaren sich von dem weißen Pelzwerk abheben; manche dieser Stirnbinden sind mit Fuchszähnen besetzt und endigen vorne in einem Bisonzahn, einem Stück vom Hauer eines Walrosses oder einem Knochenfragment, das ihnen auf die Stirne herabfällt.

Die Frauentracht besteht aus dem gleichen Stoffe, wie die der Männer, unterscheidet sich jedoch von derselben durch den Schnitt. Die beiden Jacken reichen tiefer auf die Schenkel herab, und die Kapuze daran ist weiter und größer, um die kleinen Kinder darin aufzunehmen, die bis zum zweiten oder dritten Jahre in dieser eigenthümlichen Wiege bleiben. Eine Art Wehrgehänge, das zum Festhalten dieser kostbaren Last bestimmt ist, läuft unter den Armen hindurch, kreuzt sich hinter der Kapuze und wird an zwei hölzernen Knöpfen befestigt, die auf jeder Seite der Brust angebracht sind. Endlich bildet derjenige Theil der Kapuze, welcher auf die Schultern zu liegen kommt, eine Art Sack und erlaubt dem Säugling, die Runde um die Mutter zu machen und derselben auf die Brust zu kriechen, ohne die Tasche zu verlassen, die ihm zum Aufenthalte dient.

Der Gürtel wird von den Frauen häufiger getragen als von den Männern und ist ein Kleinod, das mit Fuchszähnen besetzt oder aus Fuchsknochen zusammengesetzt ist, oder auch aus den Ohren von Hirschen, die man paarweise daran befestigt, und die von der waidmännischen Geschicklichkeit des Auserwählten zeigen.

Die Beinkleider stimmen im Schnitt mit denen des andern Geschlechts überein und unterscheiden sich davon nur durch die Verzierung. Anstatt der Streifen nämlich, die bei den Männerbein-

kleidern üblich, ſind die Weiberbeinkleider immer hälftig getheilt: etwa vorne von weißem Pelz und hinten von dunkler Farbe u. dgl.; man befeſtigt ſie wie die anderen mittelſt eines Zugs, deſſen Schnüre auf den Hüften eine Schleife bilden und in irgend einem koſtbaren Geſchmeide endigen, wie z. B. dem Backzahn eines Biſon, einem Stück vom Stoßzahn eines Walroſſes, einer kleinen hölzernen Kugel oder einem kleinen durchbohrten Kieſel. Der ſeltſamſte Theil der Frauentracht iſt jedoch unſtreitig die Fußbekleidung; man denke ſich ungeheuere Stiefeln, wahre Säcke, an denen eine gewaltige Stiefelſtulpe der umfangreichſte Theil iſt und in ein Blatt von Fell ausläuft, das den Schenkel bedeckt und mittelſt eines Knopfs am Gürtel befeſtigt wird. Dieſe großen Waſſerſtiefeln ſind bisweilen mit Pelzwerk von verſchiedenen Farben verziert, die mit ſehr vielem Geſchmack angeordnet ſind; auch beſtehen ſie manchmal ganz aus Robbenfell. Man trägt ſie, wie bei den Männern, in doppelten Paaren und unter denſelben auch die Socken aus Blaſe.

Die Kinder liegen bis zum zweiten oder dritten Jahre ganz nackt in der Taſche ihrer Mutter; wenn ſie dieſe Wiege verlaſſen, ſteckt man ſie in ein Kleidchen aus dem Fell eines Wildkalbes, das hinten offen, und deſſen Beinkleid an die Jacke angenäht iſt. Die Mütze, ein unerläßlicher Theil der Kindertracht, hat gewöhnlich eine phantaſtiſche Form; am beliebteſten ſind die Mützen aus der Kopfhaut eines jungen Rennthiers, woran man die Ohren, die Schnauze und die Augenöffnungen ſorgfältig aufgeſpart hat, ſo daß das Kind, wenn es dieſe Mütze trägt, ſelbſt einem kleinen Rennthier gleicht.

Wenn wir von der Tracht zu der Wohnung übergehen, ſo werdet ihr nicht wenig erſtaunen über das Material, aus welchem dieſelbe beſteht: die Winterwohnung wird nämlich nur aus Schnee und Eis erbaut — Schnee bildet die Wände, Eis vertritt die Stelle

der Fenſter. Man glaube aber ja nicht, daß eine ſolche Behauſung kalt ſei. Capitain Lyons ſagt von ihr: „Eine Thür von etwa $2^1/_2$ Fuß Breite führt in einen gewölbten Gang, worin zwei Perſonen gebückt an einander vorübergehen können, und der etwa 16 bis 17 Fuß lang iſt; am Ende dieſes Ganges iſt wieder eine Art Thür, die zu einem Flur von derſelben Geſtalt wie der vorige, aber von geringerer Länge führt. Am Ende dieſes Flurs befindet ſich eine runde Oeffnung von etwas mehr als zwei Fuß Durchmeſſer; man ſteigt eine Treppe hinan und gelangt nun in einen runden Raum von ungefähr 7 Fuß Höhe und 20—24 Fuß Umkreis, welcher eine Art Vorzimmer zu drei weiteren ebenfalls gewölbten Gemächern bildet.“

Dieſe Schilderung gilt jedoch wohlverſtanden nur von den umfangreicheren Wohnungen; es giebt auch minder geräumige, welche nur eine oder zwei Familien beherbergen und eine andere Eintheilung haben.

„Jedes dieſer runden Gemächer, welche ich geſehen habe,“ ſagt Capitain Lyons, „mochte ungefähr einen Durchmeſſer von 17 Fuß bei einer Höhe von 7 Fuß haben; da aber das Baumaterial, nämlich der Schnee, nicht ſelten iſt, ſo mag es auch geräumigere geben, da der Baumeiſter in dieſem Stück keine andere Regel befolgt, als ſeinen eigenen Geſchmack. Die Wölbung dieſer Kuppeln beſteht aus regelmäßigen Blöcken, die ungefähr 2 Fuß lang und 4—5 Zoll dick ſind und ſich in einer großen Platte endigen, die gleichſam den Schlußſtein des Gewölbes bildet; die Ausführung des Ganzen hätte aber auch den ſtrengſten Künſtler zu befriedigen vermocht.

„Wenn zwei Familien daſſelbe Gemach bewohnten, ſo waren Bänke von 2 Fuß Höhe einander gegenüber angebracht und an die Wand angelehnt. Auf dieſen Bänken, welche ſtatt der Bettſtellen

oder Pritſchen dienen, breitet man zuerſt eine Schicht von Walfiſchbarten oder von den haidekrautartigen Stengeln der Andromeda arborea oder crispa, oder auch von Fetzen von Pelzwerk aus, welche man mit Rennthierfellen und anderem Pelzwerk bedeckt, ſo daß ſie einen ſehr behaglichen Anblick gewähren; dieſe warmen Decken ſind meiſtens entweder mit Franſen verziert oder mit Leder eingefaßt. — In jedem dieſer runden Gemächer vertrat ein großes Stück durchſichtigen Eiſes, etwa zwei Fuß in's Gevierte, das in die Wölbung eingelaſſen war und ſich gewöhnlich über der Thüre befand, die Stelle eines Fenſters; das gedämpfte Licht, welches durch dieſe Eisſcheibe herein fiel, hatte durchaus nichts Schillerndes und war ſo ſanft wie das Licht, das durch ein mattgeſchliffenes Glas fällt.

„Wir erfuhren zu unſerm Erſtaunen, daß für zwei geübte Arbeiter wenige Stunden hinreichen, um ein derartiges Haus zu bauen; der Eine richtet die Schneeblöcke her, der Andere ſchichtet ſie auf einander, und der Froſt verkittet ſie unter einander.

„Ein kleiner Haufen Schnee vertritt die Stelle des Tiſches. Auf jede Familie, oder vielmehr auf jede Frau kommt ein ſolcher Tiſch, denn wenn die Bewohner des Hauſes zwei Weiber und ihre Mutter bei ſich haben, ſo beſitzt jede von ihnen ihren eigenen Tiſch.

„Wir hätten ſelbſt bei einem wiederholten Beſuch kein ausführliches Inventar über alle die Gegenſtände aufzunehmen vermocht, die in dieſen Wohnungen enthalten waren, und wir werden uns daher nur auf die Beſchreibung derjenigen Mobiliarſtücke beſchränken, die ſich überall vorfinden. Ein Rahmen aus zwei oder drei Fiſchharpunen gebildet, von einem großen Kreiſe aus Holz oder Knochen getragen und von einem großen Netz mit groben Maſchen bedeckt, iſt dazu beſtimmt, die friſchen Felle oder naß gewordenen Kleidungsſtücke aufzunehmen, die man mittelſt einer Lampe trocknet.

„Das Erſte, was unſer Führer beim Eintritt in eine ſolche Winterwohnung that, war, ſeine Handſchuhe auf dieſen Rahmen zu werfen, nachdem er den Schnee abgeklopft hatte, der ſie bedeckte.

„An dieſem Trockenapparate hingen wie an einem Keſſelhaken kleine ſteinerne Tröge, unter denen ſteinerne Lampen ſtanden, welche die Form eines Halbmondes hatten und auf ihrem convexen Theil mit einer tiefen Rinne verſehen waren. Dieſe Lampen waren mit Walfiſchfett gefüllt, welches beim Zerſchmelzen in die Rinne herablief und hier mit dem Docht der Lampe in Berührung kam. Der Lampendocht beſtand gewöhnlich in etwas Moos oder Steinflachs, welche um ein Steinchen oder ein Stück Holz herum gelegt waren. Die Größe der Lampen iſt ſehr verſchieden; wir ſahen ſolche von 5 Zoll bis zu 2 Fuß Länge; die Kochtöpfe ſind ebenfalls von verſchiedenem Inhalt, ſo daß die einen 4—5 Quart, die andern kaum das Volumen von zwei Obertaſſen enthielten.

„Nicht jeder Eskimo beſitzt übrigens einen ſolch' umfangreichen und wichtigen Apparat; viele hängen ihren Kochkeſſel einfach nur an einem Knochen auf, den ſie in die Schneemauer geſteckt haben. Ein junges Weib lieferte uns den beſten Beweis hierfür; es war das zweite Weib eines Mannes, deſſen erſte Gattin, groß und dick, einen Ofen hatte, der ganz im Verhältniß zu ihrer umfangreichen wohlbeleibten Geſtalt ſtand, während die andere, klein und pausbäckig, nur eine Lampe von der Größe eines Deſſerttellers und einen Topf beſaß, der höchſtens drei Taſſen enthalten mochte.

„Beinahe in jedem dieſer runden Gemächer ſahen wir einige hölzerne Mulden oder Wannen, welche eine ſehr verſchiedene Beſtimmung zu haben ſchienen: die einen enthielten Fett und Fleiſch von Robben, die andern friſche Häute, die in Urin eingeweicht waren. Eine Anzahl Näpfe und Schüſſeln von allen Größen, theils aus Walfiſchknochen, theils aus Holz oder Leder, vervollſtändigten die Ge-

räthe und dienten offenbar zu jedem beliebigen Gebrauch, den man nur von einem Gefäß machen kann."

Der Eskimo hat zweierlei Kähne, den Kayak und den Umiak; letzterer ist ein einfaches Flachboot und ausschließlich zum Gebrauch der Weiber bestimmt; der Kayak aber ist eines der Wunder der Schiffsbaukunst. Er ist 24—25 Fuß lang, aber an seinem breitesten Theile kaum 2 Fuß breit. Man hat seine Gestalt mit derjenigen des Weberschiffchens verglichen, was ganz richtig ist, nur daß die Linien des Kayak weit zierlicher sind. Er ist seiner ganzen Länge nach mit einem Verdeck versehen, oder vielmehr oben geschlossen, und in der Mitte des Verdecks befindet sich eine runde Oeffnung, welche gerade groß genug ist, daß der Eskimo sich mit dem unteren Theile seines Körpers in dieselbe hineinzwängen kann. Diese Oeffnung hat einen kleinen Rand, der nach vorne höher ist als nach hinten, und ist oft mit einem Reif von Walroßzahn verziert.

Ein Brett von ungefähr 7 Linien Dicke, das in der Mitte 4—4½ Zoll breit ist und sich allmählich verjüngt, bis es in eine scharfe Spitze endigt, läuft auf jeder Seite des schwachen Bauwerkes hin und bildet gleichsam dessen einzigen Halt. An diesen Plattbord sind 64 Rippen befestigt, und dünne Gerten, auf dem äußeren Theile dieses Gerüstes angebracht, laufen von einem Ende des Kayak zum andern, der abgerundet und nicht gekielt ist; 22 kleine Stützbalken sind der Quere nach angebracht, halten die Zimmerung des Boots auseinander und werden ihrerseits durch eine starke Latte festgehalten, die sich über die ganze Länge des Verdecks erstreckt, jedoch wohlverstanden mit Ausnahme des Ortes, wo der Eskimo sitzt. Das Gerüst dieses leichten Bootes ist entweder aus Walfischknochen gezimmert oder noch lieber aus Holz, wo solches zu haben ist, und mit Robbenfell überzogen. Das vollständige Fahrzeug wiegt höchstens 60 Pfund, so daß der Eskimo es auf dem Kopf tragen

kann, wo er es im Gleichgewichte erhält, ohne eine Hand daran zu legen.

Steckt er einmal in seinem Kayak, auf dessen Boden er zuerst einen guten Pelz ausbreitet, der ihm zum Sitz dient, so kann er weder aus demselben steigen, noch seine Lage verändern, ohne daß ihm ein Anderer dazu seinen Beistand leiht. Gewöhnlich machen zwei solcher Boote mit einander Admiralschaft, d. h. ihre Inhaber halten sich dicht beisammen, und wenn es nun gilt, ein bedeutendes Gewicht zu haben, die Stauung zu verändern, oder irgend eine Bewegung zu machen, so leisten sich die beiden Kahnführer gegenseitig Beistand. Endlich macht das doppelte Schaufelruder von jedem von ihnen, wenn es quer über die beiden Kayaks gelegt wird, daraus einen Doppelkahn von weit soliderem Gleichgewicht.

Zur Ladung eines solchen Kahns gehören einige Robbenblasen, sowie verschiedene Leisten von Fischbein, um die mitgenommenen Waffen oder Fischfangsgeräthe an der ihnen angewiesenen Stelle zu erhalten. Der Ertrag des Fischfangs oder vielmehr der Jagd, nämlich die Wasservögel und ihre Eier, welche man während der Fahrt fängt oder sammelt, werden im Bug oder im Hintertheile des Kahns aufbewahrt; wird eine Robbe getödtet, so legt man sie auf das Verdeck, wo sie trotz ihrer Rundung gewöhnlich unangebunden bleibt, weil das Fahrzeug das vollkommenste Gleichgewicht hält.

Es ist ungemein schwierig, sich in einem solchen Kahn vor dem Umschlagen zu bewahren. Die geringste Woge, die es der Quere nach ergriffe, würde es augenblicklich umwerfen, und ein Augenblick der Unaufmerksamkeit reichte hin, um von einer Woge überrascht zu werden. Allein mit welcher Gewandtheit und Schnelligkeit weiß der Eskimo seinen zierlichen Kayak auf der Stelle zu wenden oder beizulegen, wenn er dem Stoß einer Woge ausweichen

oder ſich auf ſeine Beute ſtürzen will! Das Ruder, deſſen er ſich bedient, iſt ungefähr zehn Fuß lang. An dem Orte, wo er es mit der Hand anfaßt, iſt es ziemlich dünn, damit er es leichter führen und handhaben kann; aber nach den beiden Enden hin wird es immer breiter, ſo daß es eine ziemlich dünne Klinge von drei und einem halben Zoll Breite bildet, deren Ränder ſowohl des hübſcheren Ausſehens wegen als auch um der größeren Härte und Dauerhaftigkeit willen aus Walroßzahn beſtehen.

An Wichtigkeit kommt dem Kayak beinahe gleich der Schlitten, welcher in dieſen Ländern voll Eis und Schnee drei Viertheile des Jahres hindurch ſeine Anwendung findet. Der Eskimo, welcher einen Schlitten und einen Kayak beſitzt, gilt ſchon für einen wohlhabenden Mann.

Es wäre ſchwierig, dieſes eigenthümliche Fuhrwerk nach ſeinen Einzelnheiten zu beſchreiben, denn man vermöchte kaum zwei zu finden, die einander ganz gleich wären, und das Material iſt an ihnen ſo ſehr verſchieden wie die Form. Die geſchätzteſten Schlitten ſind diejenigen, deren Schlittenläufe aus den Backenknochen eines Walfiſches beſtehen, die man in der Dicke von ungefähr drei und einem halben Zoll auf eine Breite von fünf bis elf Zoll zerſägt hat; dieſe Schlittenläufe ſind mit einer Art Schuh verſehen, der von einem Brett von demſelben Material gebildet wird. Knochen, Holzſtücke, Stangen von Rennthierſchaufeln, die man der Quere nach angebracht hat, halten die Wände des Schlittenkaſtens, deſſen Oeffnung oben ungefähr ſechszehn bis achtzehn Zoll breit iſt, und der ſich nach unten zu bedeutend erweitert. Dieſe Schlitten ſind manchmal dreizehn bis vierzehn Fuß lang und weit ſchwerer als die Kähne. Capitän Lyons wog einen ſolchen von zehn Fuß Länge, der ein Gewicht von zweihundertundzwanzig Pfund ergab. Während der kälteſten Winterzeit werden die Bretter aus Walfiſchkinnbacken

häufig durch Walroßfell erſetzt, das beinahe einen Zoll dick und in gefrorenem Zuſtande zehnmal dauerhafter iſt, als ein Brett in gleichem Umfang ſein würde.

Ein anderes ſinnreiches Verfahren beſteht darin, eine Rolle aus Robbenfell zu machen, ſie mit Moos und Erde zu füllen und etwas Waſſer darauf zu gießen, damit der Froſt daraus ein compaktes Ganze mache; unter dem Schlittenlauf wird dann ein Schuh von Eis, den man aus Schnee und Waſſer zuſammenfrieren läßt, angebracht, um die Reibung zu vermindern und die Geſchwindigkeit der Fahrt noch zu erhöhen.

Die Eskimos verſtehen ſich nicht auf die Bearbeitung der Metalle; ſie haben kein anderes Holz oder Eiſen als das Strandgut, welches das Meer an ihre Küſten oder Eisfelder wirft, und ſie bereiten ſich daher die Spitze ihrer Waffen entweder aus einem Fiſchgrat oder aus dem Elfenbein, das ihnen die Stoßzähne des Narwals und des Walroſſes liefern. Hieraus folgt, daß das Material der Waffen je nach der Gelegenheit wechſelt, während die Form derſelben bei jeder einzelnen Art immer die gleiche bleibt.

Der Ka-té-tik iſt ein großer Speer mit einer Elfenbeinſpitze, womit den verwundeten Thieren der Gnadenſtoß gegeben wird. Er nimmt auf dem Kayak eine beſondere Stelle ein.

Der Unak, ebenfalls mit einer Spitze von Elfenbein verſehen, iſt eine leichtere harpunenartige Lanze, welche eine Blaſe von Fiſchen oder Robben und eine große Leine trägt und am Ende in eine Art Harpune ausläuft, deren Schaft man ſogleich hinwegzieht, wenn die Spitze in den Körper des Thiers eingedrungen iſt.

Der Ip-pu-tu-hu iſt ebenfalls eine leichte Lanze ohne alles Beiwerk; manche dieſer Waffen beſtehen einfach nur aus dem Stoßzahn eines Narwals von vier bis fünf Fuß Länge.

Vom Nug-huit giebt es zwei Arten, beide dazu beſtimmt,

Vögel, junge Vierfüßler oder Fiſche damit zu erlegen. Der eine verläuft an ſeinem Ende in eine Gabel und trägt auf der Hälfte ſeiner Länge drei divergirende und mit Widerhaken verſehene Spitzen; der zweite iſt ein einfacher Dreizack. Alle dieſe Spitzen werden aus Walroßzähnen verfertigt, deren Krümmung ſich der Eskimo bei Verfertigung ſeiner Waffen trefflich zu Nutze zu machen weiß.

Unter den minder wichtigen Geräthſchaften befindet ſich auch eine Stange, d. h. ein Knochen, welcher dazu dient, die Spalten und Löcher zu unterſuchen, wo man eine Robbe vermuthet. Man hat zu demſelben Zwecke auch eine Art Schwimmer, welcher aus einem mehr als fußlangen, kaum ſtricknadeldicken Stäbchen von Knochen oder Elfenbein beſteht, deſſen eines Ende wie eine Stecknadel einen Knopf trägt, und an deſſen anderem eine Leine befeſtigt iſt. Dieſer Schwimmer wird mit dem Knopfe in jene Löcher oder Schächte des Eiſes verſenkt, wohin die Robbe kommt, um Luft zu ſchöpfen; das Thier ſieht das kleine Stäbchen nicht, beſchnüffelt nur die Kugel und hebt ſie mit der Naſe empor, und der Eskimo bemerkt dies und erlegt das arme Thier mit ſeinem Speer.

Unſer Jäger iſt überdies noch mit Bolzen oder langen Stecknadeln von Elfenbein verſehen, deren er ſich bedient, um die ſeiner Beute beigebrachten Wunden zu verſchließen und dem Blutverluſte derſelben vorzubeugen, weil er das Blut aller Säugethiere für einen koſtbaren Leckerbiſſen betrachtet.

Die Holzarmuth, welche die Eskimos gezwungen hat, zur Verfertigung ihrer Lanzen ſich des Elfenbeins zu bedienen, iſt auch die Urſache, warum man bei ihnen eine ſolche Mannichfaltigkeit von Bogen ſieht; nämlich eben ſo viele, wo nicht noch weit mehr, die aus Fiſchbein, aus den Hörnern des Biſon, aus Rennthiergeweihen und anderem Knochenmaterial, als aus wirklichem Holze beſtehen.

20111A

Dieſe Bogen ſind meiſtens aus verſchiedenen dünnen Stücken zuſammengeſchäftet wie ein Billardſtock und außen mit einer Art Riemen oder zuſammengedrehtem Strang aus Thierſehnen überzogen, der ſie in verkehrter Richtung krümmt, wenn ſie abgeſpannt ſind; alle aber haben eine große Kraft und eine überraſchende Elaſticität. Sie ſind gewöhnlich drei bis vier und einen halben Fuß lang, und ihre Sehne beſteht aus fünfzehn Darmſaiten, welche ſämmtlich von einander unabhängig ſind, aber in dem Augenblick gedreht werden, wo man ſich ihrer bedienen will; es genügt daher, um die Länge des Bogens zu modificiren, die Zuſammendrehung derſelben zu vermindern. Die Pfeile ſind kurz und leicht, obſchon hierfür keine feſte Regel gilt; die Spitze derſelben iſt bald von Eiſen, bald von ſehr hartem Stein, und der Schaft beſteht gewöhnlich zur Hälfte aus einem Knochen. Die allgemein üblichſten ſind ganz einfach aus einem Knochen verfertigt, der ſich an einem Ende zuſpitzt und an der Baſis zwei Federn trägt. Niemals aber ſind dieſe Pfeile mit Widerhaken verſehen.

Ein eigens dazu verfertigter Behälter, gewöhnlich aus Robbenfell gemacht, enthält den Bogen und die Pfeile; jeder Jäger trägt um den Hals an einem Riemen eine kleine Taſche mit einem Schleifſtein und einigen Pfeilſpitzen, die ſorgfältig in ein Stück Pelz eingehüllt ſind. —

Ich habe nun die Wohnung, die Tracht, die Waffen und die Geräthe der Eskimos geſchildert. Es erübrigt mir nur noch zu beſchreiben, wie ſie ihre furchtbar lange Winternacht und den mehrwöchentlichen Tag zubringen, welcher mit jener abwechſelt. Ihre Arbeiten wechſeln je nach der Jahreszeit. Während ihres ſehr kurzen Sommers jagen ſie die Vierfüßler, welche in ihrem Lande erſcheinen, ſobald der Schnee aus den Thälern verſchwindet. Damit ſoll jedoch nicht geſagt ſein, daß ſie nicht auch im Winter Rennthiere

erlegen könnten, denn dieſe wandern nicht alle nach Süden aus, ſondern viele von ihnen bleiben das ganze Jahr an den Küſten des Eismeers.

Wir fügen hier die nothwendige Bemerkung bei, daß das Rennthier zwar ſeit Jahrhunderten von den Lappen und Sibiriern gezähmt, aber nirgends in Amerika als Hausthier vorhanden iſt, und hierin liegt einer der wichtigſten Charakterzüge, welche die wahren Eskimos von ihren Stammverwandten in Sibirien und Europa ſcheiden. Ein einziger Stamm unter ihnen, die Tſchuktſchen nämlich, hat das Rennthier gezähmt, aber er bewohnt die Küſte Aſiens und hat dieſe Sitte ſicherlich von den Samojeden überkommen.

Das einzige Hausthier und der einzige Gefährte der Eskimos von Nordamerika iſt der Hund, der als raſches Zugthier gebraucht wird und als ſolches ſogar einer gewiſſen Zierlichkeit nicht entbehrt. Dieſes koſtbare Thier iſt allzu gut bekannt, als daß wir nöthig hätten, es erſt zu beſchreiben; dieſe Hunderace iſt häufig von Walfiſchfängern und Reiſenden nach Europa gebracht worden, und ihr gedrungener maſſiver Körper mit den dichten langen Haaren von weißlicher oder gelber Farbe, die geraden Ohren, die ſpitze Schnauze und vor Allem der ſtark gekrümmte Federſchweif ſind wohl allen denen, welche dieſe Thiere geſehen haben, als beſondere Charakterzüge in gutem Andenken geblieben.

Mit dem erſten Anbruch des Sommers verlaſſen die Eskimos ihre Schneehäuſer, nehmen ihre Zelte, ihre Waffen, ihre Kayaks auf und wenden ſich nach dem Innern, ohne ſich jedoch allzu ſehr von dem Küſtenſtriche zu entfernen. Sie laſſen ſich am liebſten an den Ufern der Süßwaſſerſeen nieder, welche zu dieſer Jahreszeit von unzähligen Schwärmen von Schwänen, wilden Enten und Gänſen verſchiedener Arten beſucht werden. Es iſt die Zeit des Eierlegens und der Mauſer, und die jagenden Eskimos verfolgen nicht nur das

Rennthier, sondern bemächtigen sich auch der Eier in den Nestern, der noch nicht flüggen Jungen, und endlich vor Allem der alten Vögel, welche das Ausfallen ihrer Federn zum Fliegen unfähig macht. Zu dieser einträglichen Jagd, welcher der Eskimo im Kajak obliegt, kommt noch ein reichlicher Fischfang hinzu und macht dadurch den Sommer für ihn zu einer Zeit der Festlichkeiten und Gelage. Er erlegt den Fisch mittelst der Lanze oder Harpune und tödtet das Rennthier mit dem Pfeil; dieser ist eine sehr schwächliche Waffe, und doch richtet er nicht weniger Verheerung an als die Büchse eines canadischen Jägers. Um dies zu bewerkstelligen, nähert sich der Eskimo kriechend seinem Wilde, beschleicht es förmlich und macht bei jedem Busch und jedem Stein Halt, der seine Anwesenheit verheimlichen kann. Von diesem Versteck aus ahmt er das Geschrei des Rennthierkalbes und der Rennthierkuh mit solcher Vollkommenheit nach, daß das Thier davon getäuscht wird, diesen Lauten nachgeht und als Opfer seines Irrthums fällt. Der Pfeil wirkt lautlos; das Rudel fährt fort, das Gras oder die Flechten abzuäsen, neue Rufe lassen sich hören, und die Wiederholung derselben macht andere Rennthiere zum Opfer ihrer Leichtgläubigkeit.

Bisweilen findet die Rennthierjagd in einem weit ausgedehnteren Maßstabe statt. Man hetzt die Hunde an, jagt das ganze Rudel in die Flucht, bedrängt es von allen Seiten und treibt es endlich in irgend eine felsige Schlucht, woselbst dann ein förmliches Gemetzel mit Pfeilschüssen und Wurfspeeren stattfindet. Ein solches Kesseltreiben ist jedoch trotz alledem nur ein ausnahmsweises Ereigniß, dessen Gelingen ganz besondere Umstände erheischt. Die Indianerstämme des hohen Nordens, bei welchen eine solche Treibjagd häufiger vorkommt, errichten zu diesem Behufe Einfriedigungen, welche eine Art Park bilden, wohin sie das Rudel vorsichtig treiben; allein unsere Eskimos haben weder die nöthige Zeit, um dieses Ver-

fahren anzuwenden, noch das Material, das zur Errichtung solcher Gehege nothwendig ist.

Alle diejenigen Stämme der Eskimos, durch deren Sommeraufenthalt der Bison auf seinen Wanderzügen wechselt, jagen diesen ebensowohl wie das Rennthier; weil jedoch die Jagd dieses stärkeren Thieres unbedingt mehr Kraft und Muth erfordert, als die Rennthierjagd, so trägt der Erfolg des Waidmanns bei derselben ihm auch unendlich mehr Ehre und Ansehen ein. Wir haben schon oben erwähnt, daß die Eskimos sich nur selten vom Küstenlande entfernen und niemals tief in's Binnenland eindringen. Der Grund davon ist ein sehr einfacher; — bei tieferem Vordringen nach dem Binnenlande würden sie mit mehreren Indianerstämmen zusammentreffen, welche demselben Wilde nachsetzen und ihre unversöhnlichsten Feinde sind. Beide sind schon häufig zusammengestoßen, ohne es zu wollen, und die Kämpfe, die daraus entsprangen, waren ernst genug, um ihnen eine gegenseitige Furcht einzuflößen. Früher waren jene Indianerstämme die schwächere Partei und hatten die Eskimos zu fürchten; allein seit sich die Indianer des Schießgewehrs bedienen, haben die Muskete und die Büchse ihnen eine Ueberlegenheit über die Eskimos gegeben, und diese hüten sich klugerweise, sich in den Bereich der weittragenden und gefährlichen Schußwaffen zu begeben.

Der Sommer vergeht, das Rennthier verschwindet von den schneebedeckten Ebenen, und der Eskimo kehrt in seine Winterquartiere zurück, um daselbst der Jagd auf Robben und Walrosse obzuliegen. Ist er noch während der guten Jahreszeit nach der Küste zurückgekehrt und hat dort das Glück gehabt, einen oder zwei Walfische zu fangen, so ist er ruhig und zufrieden; es herrscht dann im ganzen Dörfchen den Winter hindurch Ueberfluß, wie streng auch die Kälte werden möge. Der Eskimo hat gar nicht nöthig, diese riesige Beute,

von welcher der Stamm Monate lang seinen Unterhalt bezieht, einzusalzen oder zu räuchern; der Frost entledigt ihn dieses Geschäfts und erhält Alles ohne Mühe und Kosten. Es ist nichts Anderes nöthig, als das Fleisch von dem Gerippe abzulösen und auf Gerüsten niederzulegen, welche hinreichend hoch sind, daß die Wölfe, Füchse, Vielfraße und Hunde nicht zu demselben gelangen können. Der Eskimo braucht dann nur jedesmal, wenn ihn der Hunger drängt, nach jener Speisekammer zu gehen, wo Speck und Fleisch im Zustande bester Erhaltung sich finden.

Allein wie haben es die Eskimos mit den schwachen Mitteln, die ihnen zur Verfügung stehen, angestellt, um sich des Walfisches zu bemächtigen?

Auf eine sehr sinnreiche Weise. Alle die Kayaks des Stammes umringen das ungeheure Walthier; man spickt es förmlich mit Wurfspeeren, welche nach ihm geschleudert werden, wie die Walfischfänger der civilisirten Nationen den Wal mit ihren Harpunen angreifen; allein diese Wurfspeere sind nicht an ein Tau angebunden, wie unsere Harpunen, sondern mit einem solid genähten und mit Luft gefüllten Sack von Seehundsfell versehen, welcher die Stelle eines Ballons versieht. Anfangs macht sich der Walfisch sehr wenig aus diesen Speeren, allein die Würfe vermehren sich, und das riesige Thier findet es bald trotz seiner Kraft immer schwieriger, unterzutauchen oder zu entfliehen. Es steigt daher nach kurzem Tauchen immer wieder an die Oberfläche empor, wo neue Speere nach ihm geschleudert werden, erschöpft seine Kraft in Anstrengungen, deren Stärke und Nachhaltigkeit schnell nachläßt, und wird endlich von Fischern umringt, die es mit Lanzenstichen vollends tödten, wie es unsere Walfischfänger machen. Natürlich wird dann der Sieg durch einstimmigen Jubel begrüßt, und die Freude ist um so größer, je seltener sich ein solcher Fall zuträgt. Im Sommer, während die

Eskimos auf der Rennthierjagd sind, vergehen zuweilen lange Monate, ohne daß man den Walfisch zu Gesicht bekommen hätte, und diese Männer müssen dann im Winter ihre ganze Thatkraft und Geschicklichkeit anwenden, um den nöthigen Lebensunterhalt herbeizuschaffen. Sie dürfen keine Gelegenheit versäumen, eine Robbe zu tödten, weil diese ihnen nicht nur Fleisch, sondern auch das Material zur Beleuchtung, Heizung und Bekleidung liefert. Wie wir schon oben gesehen haben, bedienen sich ja die Eskimos zum Kochen und zur Heizung ihrer Winterwohnungen nicht des Treibholzes, das nur in sehr geringer Menge an ihre Küste angespült wird, sondern der Lampen, worin sie den Thran der Robbe und den Speck des Walfisches brennen.

Es finden sich zwar mehrere Robbenarten im nördlichen Eismeer; da aber die gewöhnliche Robbe oder der Seehund (Meerkalb), Phoca vitulina, und der Atak, Phoca groenlandica, in diesen Gewässern die zahlreichsten sind, so werden natürlich diese beiden Arten auch von den Eskimos am häufigsten verfolgt. Um sich dieser Thiere zu bemächtigen, werden je nach den Umständen verschiedene Listen angewandt. Die Robben sind nicht so dumm, wie sie aussehen, und keineswegs leicht zu fangen; der Krieg, welchen der Eisbär beständig gegen sie führt, hat sie argwöhnisch gemacht, selbst in jenen Regionen, wohin der Mensch noch gar nicht gedrungen ist, und der Jäger muß daher mit großer Behutsamkeit zu Werke gehen. Der Eskimo sucht diese Thiere im Schlafe zu überraschen; gelingt ihm dies, so beschleicht er sie mit so wenig Geräusch wie möglich und tödtet sie durch einen Schlag auf die Nase oder durchbohrt sie mit seiner Lanze. Da aber die Robben meist gesellig leben, so hält gewöhnlich eines der Glieder der Familie die Wacht, während die anderen schlafen, und die Schildwache hat bald die ganze Bande aufgeweckt. Allein die Robbe hält nicht immer am Lande ihren Mittags-

ſchlaf, ſondern treibt zuweilen auch ſchlafend auf der Waſſerfläche; in dieſem Falle greift unſer Jäger ſie mit der Harpune an, was aber große Gewandtheit und Erfahrung erfordert, denn wenn der Wurf unglücklich geweſen, wenn die Wunde nicht tödtlich iſt, ſo taucht die Robbe unter und verſchwindet, und die Harpune geht mit ihr verloren, was in Anbetracht des ſeltenen Materials ein ſchwerer Verluſt iſt.

Um einem ſolchen Verluſte vorzubeugen, der ihm ſehr unangenehm wäre, bedient ſich der Eskimo des gleichen Verfahrens wie für den Walfiſch; er bindet nämlich an ſeine Harpune die Blaſe eines Walroſſes, die nicht nur das Fortkommen der Robbe im Schwimmen hemmt, ſondern auch als nachweiſende Ankerboje für den Jäger dient und ihm erlaubt, ſeine Beute zu verfolgen und raſch einzuholen. Dies Alles iſt zwar nur thunlich, wenn das Meer von Eis frei iſt. Es iſt aber ganz natürlich, daß man im Winter, wo das Meer in eine einzige Eisfläche verwandelt iſt, kein Mittel mehr beſitzt, ein Thier zu tödten, das beinahe vorzugsweiſe im Meere lebt. Man trifft zwar die Robbe auch noch am Strande, aber ſie bleibt nicht daſelbſt; ſie findet nur im Meere die Fiſche und Weichthiere, von denen ſie lebt, und iſt nur unter dem Eiſe in ihrem wahren Element. Was ſollte alſo aus den Eskimos werden, wenn dieſe undurchdringliche Kruſte ſich über einen Flächenraum von mehreren hundert Meilen erſtreckt und den Bewohnern jener Küſte ihre einzige Hilfsquelle entzieht? Sie müßten Hunger ſterben, wenn nicht ein Umſtand die Robbe wieder in ihren Bereich brächte. Die Robbe lebt zwar im Waſſer ebenſogut wie ein Fiſch; allein ſie muß von Zeit zu Zeit atmoſphäriſche Luft athmen; zu dieſem Behufe macht ſie ſich von den erſten Fröſten an ein Loch in's Eis und erhält den ganzen Winter hindurch dieſes Loch vollkommen offen, indem ſie die Eiskruſte, die ſich daſelbſt bildet, in demſelben Verhältniſſe

zertrümmert, wie sich dieselbe gestaltet. Es liegt wenig daran, welche Dicke auch das Eis in der Nachbarschaft erlangt; die Robbe hat immer ein Luftloch, das ihr erlaubt, frische Luft zu schöpfen und ein Schläfchen auf dem Eise zu machen. Dies erklärt nun die Taktik des Eskimo. Er legt sich dicht bei diesen Luftlöchern in den Hinterhalt, wie es der Bär ebenfalls bisweilen thut; aber es ist die größte Vorsicht erforderlich, damit die Robbe die Nähe ihres Feindes nicht bemerkt. Wenn der Seehund seinen Gegner gesehen, ja wenn er nur ein ungewöhntes Geräusch gehört hat, so wird er sich so lange des Genusses dieser Ausflüge in's Freie enthalten, bis sein Verfolger die Jagd aufgiebt. Außerdem ist aber gewöhnliche Klugheit nicht genügend, sondern es muß sich auch noch List dazu gesellen; der Eskimo nähert sich nicht allein mit lautlosen Schritten und versteckt sich hinter die Haufen von Eis und Schnee, die er trifft, sondern er hat auch das Fell einer Robbe angelegt und sich die Gestalt derselben gegeben, ahmt deren Gang und Wesen nach, schleppt sich mühsam fort und schaukelt den Kopf nach rechts und links, wie er es so oft von dem Thiere gesehen hat, das er täuschen will, und das sich von diesem Betruge hintergehen läßt.

Endlich, wenn seit langer Zeit die Jagd unergiebig ist, und die Lebensmittel selten werden, so bleibt der Eskimo ganze Stunden lang am Rande eines solchen Robbenlochs, lauert auf das Erscheinen derselben und bedient sich dabei des Schwimmers, den wir oben beschrieben haben. Selbst im Winter, während dieser dreimonatlichen Nacht, geht der Jäger auf den Anstand; er kratzt den Schnee auf, welcher das Luftloch umgiebt, dessen gähnende Oeffnung sich leicht von dem schneebedeckten Eise unterscheiden läßt, nimmt dann ein wenig Wasser, breitet es um das Luftloch herum aus, um dadurch einen Kreis von etwas dunklerer Färbung

als die umgebende Schneefläche zu bilden, bereitet einen Kuchen aus Schnee, den er auf das Loch legt, bringt darin mit seiner Lanze eine kleine centrale Oeffnung an und erwartet geduldig, bis das Thier sich daselbst zeigt. Dieses, das nichts Arges ahnt, schwimmt unter dem Eise seinem Luftschacht zu, erhebt sich in demselben und macht das Wasser steigen, das nun durch das kleine Loch im Deckel austritt, sich über den Schnee verbreitet und dadurch selbst in der Dunkelheit sichtbar wird. Es ist keine Zeit zu verlieren, denn wenn es die Robbe so weit triebe, den Schneekuchen zu heben, der ihren Luftkanal verschließt, so würde sie die List gewahr werden und unter dem Eise verschwinden; allein der Jäger erlaubt ihr nicht, lange darüber nachzugrübeln, und erlegt sie durch den Schnee hindurch, ehe sie noch Zeit hat wieder umzukehren.

Ein weit wichtigerer Fang ist derjenige des Walrosses, eines andern Bewohners dieser Polarmeere; nächst dem Fang eines Walfisches ist die Erlegung eines Walrosses das glücklichste Ereigniß, das in einem Stamme stattfinden kann. Dieses Thier ist nämlich von bedeutend größerem Umfang als die Robbe und liefert in seinem Fleisch einen genügenden Vorrath für das ganze Dorf. Sein Thran ist besser wie derjenige der Robbe, und sein dichtes Leder, seine Knochen, seine Eingeweide dienen als Material für eine Menge unentbehrlicher Lebensbedürfnisse. Insbesondere ist die elfenbeinartige Masse, woraus die gewaltigen Eckzähne des Walrosses bestehen, und die weit härter und dichter ist als das vom Elephanten herrührende Elfenbein, von einem ungeheuren Werthe für diese Völkerschaften, welche kein Holz und Eisen besitzen. Es ist daher auch der kostbarste Gegenstand, den sie in den Tauschverkehr bringen können, und bildet selbst in Europa einen höchst werthvollen Handelsartikel. Da es näm-

lich viel weißer iſt, als alle andern Knochenmaſſen und das übrige Elfenbein, ſo dient es zur Verfertigung von künſtlichen Backenzähnen an den falſchen Gebiſſen, die ihr vielleicht ſchon an den Schaufenſtern der Zahnärzte oder zwiſchen rothen Lippen von Damen bemerkt habt.

VI.

Die Yamparicos oder Wurzelgräber.

In der Mitte des Feſtlandes von Nordamerika zieht ſich von der mexikaniſchen Grenze bis an das Eismeer eine Reihe von Wüſten hin, welche ebenſo ungaſtlich ſind, als die Wüſte Gobi und die Sahara. Einige fruchtbare Thäler trennen zwar dieſe öden Gebiete von einander, allein die Ausdehnung dieſer ergiebigen Landſtrecke iſt ſehr unbedeutend im Vergleich zu dem gewaltigen unfruchtbaren Flächenraum, der ſie umgiebt. An manchen Stellen bietet die Wüſte auf einem Flächenraum, der größer iſt als ganz Deutſchland, kaum eine einzige Oaſe dar; und an gewiſſen Oertlichkeiten deutet auch nicht der mindeſte Graswuchs die Ufer der fließenden Waſſer an, die über ein felſiges Bett ſtrömen.

Gleichwohl haben dieſe Wüſten nichts Gemeinſames unter einander als die Oede; ihre natürliche Beſchaffenheit iſt ſehr mannichfaltig. Viele von ihnen ſind ganz mit Sand und Kieſeln, andere mit einer ſchneeweißen Schichte von Soda bedeckt, welche aus dem Boden ausblüht; anderwärts iſt die Erde mit einem dichten Mantel von gewöhnlichem Kochſalz überzogen, welcher ſich über einen Landſtrich von mehren hundert Meilen in's Gevierte hindehnt. Weiter hin iſt die Oberfläche mit ganzen Geſchieben von Schlacken, Lavaſtücken und Bimsſtein bedeckt, deren dunkle Farbe mit dem ſchnee-

weißen Glanz der Salinas oder Salzflächen contraſtirt. Alle dieſe Ebenen entbehren natürlich jeglichen Pflanzenwuchſes.

Im Süden erſcheinen allerdings wohl die Agave und verſchiedene Cactusarten; allein dieſe wüſten Pflanzen ſind nur ein Beweis für die Unfruchtbarkeit des Bodens.

Gegen Südweſten hin erblickt man viele Yucca-Arten über ein ungeheures Gebiet ausgeſäet, dem ſie durch ihre eintönigen, trüben und ausgezackten Blätter einen wehmüthigen Anblick verleihen.

Außerdem giebt es noch Haiden von dornigem Geſtrüpp, oder weite Hochebenen, welche ganz mit einem dichten Teppich von Beifuß, Artemisia, oder mit undurchdringlichen Dickichten von verſchiedenen Mimoſenarten, Akazien, Köberlinien, einer Pittoſporé (die nach Kreoſot riecht), mit Obione canescens und mit Prosopis bedeckt ſind, über welche ſich da und dort in großen Zwiſchenräumen, um gleichſam dem Auge des Reiſenden einen Ruhepunkt zu gewähren, die prächtige hochrothe Blumen-Aehre der Fouquiera splendens erhebt.

Die Topographie dieſer Wüſten endlich iſt ebenſo verſchieden wie ihre natürliche Beſchaffenheit; die einen bilden eine Ebene, die nicht der mindeſte kleine Hügel unterbricht; die anderen ſind wellenförmig; die eine Ebene bildet bald die Sohle einer tiefen Senkung, bald ein hohes Plateau, wie z. B. der Llano Eſtacado im Nordweſten von Texas, der ſich ungefähr tauſend Fuß über das umgebende Gelände erhebt. Dieſer Llano Eſtacado (wörtlich ausgepfählte Ebene) iſt eine Hochebene mit einem Flächenraum von mehreren Tauſend engliſcher Quadratmeilen und der eintönigſten Beſchaffenheit; er führt ſeinen Namen daher, daß man um der Karavanen willen, welche früher zwiſchen Santa-Fé in Neu-Mexiko und San-Antonio in Texas hin und her gingen, und die ſich nicht zurechtfinden und aus dieſer Wüſte herauskommen konnten, wo ſie

dann dem Hunger und Durst erlagen, — daß man, um solchen Katastrophen vorzubeugen, hohe Pfähle in einiger Entfernung von einander anbringen mußte, damit sich die Reisenden nach diesen richten konnten; diese Pfähle sind zwar längst verschwunden, allein der Landstrich führt nach ihnen immer noch seinen Namen.

An anderen Stellen ist eine solche Wüste ein unebenes Thal oder eine ungeheure Thalsenkung und Aushöhlung, die auf eine Weise bewässert ist, daß man sie für fruchtbar halten sollte, und die mit den umgebenden Gebieten und Zonen in gar keiner Beziehung steht. Eine solche ist das „große Becken", eine der merkwürdigsten Regionen von ganz Nordamerika. Man findet daselbst Wasser genug, in größere Seen und kleinere Teiche vereinigt, die aber keine Verbindung mit dem Meere haben; sie schlummern daher oder kreisen innerhalb dieser Umhegung und erhalten daselbst nur ihr Gleichgewicht durch Verdunstung, wie dies auch in gewissen Theilen von Asien und Afrika vorkommt. Der größte Wasserbehälter dieses Beckens ist der Salzsee, in neuester Zeit durch die Mormonen berühmt geworden, welche an seiner südlichen Spitze ihre neue Hauptstadt gegründet haben. Aber dieser ist nicht der einzige große See dieser Region, sondern man zählt deren noch mehr, wie z. B. die Seen von Yuta, den Humboldt-, den Wälder-, den Nicollet-, den Seviers-, den Carson-, den Pyramiden-, den Schlammsee u. s. w., welche sämmtlich eine wirkliche Bedeutung haben, abgesehen von vielen anderen, welche erst durch die neuesten Erforschungsreisen entdeckt worden sind.

Alle diese Seen, von denen die einen süßes Wasser, die anderen salziges oder brackisches führen, werden von zahlreichen Flüssen gespeist, die das große Becken durchströmen. Unter diesen Flüssen giebt es einige sehr bedeutende, wie den Bären-, den Weber- und den Yuta-Fluß, welche sich in den Salzsee ergießen, — den

Timpanogos, einen Zufluß des Yuta-See's, — den Humboldt- und Carſonfluß, welche die gleichnamigen Seen ſpeiſen, und noch manche andere.

Die Grenzen des großen Beckens ſind leicht zu beſtimmen; von Oſten her thürmen ſich die Felſengebirge wie eine ungeheure Schranke daran auf; von Weſten her begrenzt die Sierra-Nevada von Californien dieſes Becken; und kleinere querlaufende Gebirgsketten trennen das große Becken von dem Oregon-Thal und ſchließen es nach Norden ab. Nach Süden hin iſt die Grenze weniger deutlich gezogen und das Becken an mehreren Stellen durchbrochen, bis es ſich zur Wüſte des Colorado herunterzieht und mit dieſer vereinigt.

Wollte man dieſen Landſtrich nach dem Namen beurtheilen, den er führt, ſo könnte man glauben, das große Becken liege unter dem Niveau der umgebenden Regionen, allein eine ſolche Annahme wäre ein grober Irrthum, denn die Sohle deſſelben liegt an ſeinem tiefſten Theil noch mehr als dreitauſend Fuß hoch über dem Spiegel des atlantiſchen Oceans. Am beſten vergegenwärtigt man es ſich unter der Geſtalt einer Fruchtſchale mit ſehr hohen Rändern, die alſo dadurch ſehr hohl iſt, aber durch ihren hohen Fuß, worauf ſie ruht, nichtsdeſtoweniger bedeutend über den Tiſch ſich erhebt.

Außer den Gebirgen, welche dieſes große Becken umgürten, enthält das Becken ſelbſt deren noch mehrere, die es nach allen Richtungen hin durchziehen. Dieſe ſind entweder Ausläufer aus benachbarten Gebirgsketten oder bilden ſelbſt ſolche terraſſenartige Bergzüge, welche die Spanier Sierras nennen, und ſo bieten dieſe Binnengebirge alle möglichen Geſtaltungen und die verſchiedenſten Höhengrade dar. Die einen beſtehen aus kleinen Hügelkämmen, deren Gipfel ſich kaum nur einige Ruthen über den Boden erheben, während andere bis zu einer Höhe von zehntauſend Fuß anſteigen.

Man ſieht unter ihnen ſowohl Stufen und breite Kuppen, als ſchlanke Hörner und Nadeln, ſowie ſtarre wirre Felſenmaſſen, die wie von Titanen-Armen aufgehäuft ſind, ſowie endlich jene eigenthümliche Anordnung, die man mit Tiſchen oder Tafeln verglichen hat, und die bei den Spaniern Meſas heißen, — eine Geſtaltung, welcher einer der Berge auf dem Cap der guten Hoffnung den Namen Tafelberg verdankt.

Man vergegenwärtige ſie ſich in einer einzeln ſtehenden Felſenmaſſe mit flachem Gipfel, deſſen Ränder beinahe unter rechtem Winkel abfallen und in ſteile Abhänge übergehen, ſo daß ſie von der Seite geſehen ein Plateau darbieten.

Trotz dem Reichthum an Seen und Strömen iſt das große Becken nichtsdeſtoweniger unfruchtbar; nur an den Ufern der Süßwaſſerläufe findet man etwas Fruchtbarkeit, aber auch hier iſt der Hochwald nur ſelten und kärglich. Allerdings trifft man darin auch einige Oaſen, wie das Land der Mormonen an den Ufern des Yuta, ihre Niederlaſſungen in den Thälern von Tuilla und Ogden, an den Ufern des Bärenfluſſes u. ſ. w., und einige vereinzelte Streifen fruchtbaren Landes in der Nähe von Bächen und minder bedeutenden Seen, die noch im Beſitz der Eingeborenen geblieben ſind.

In dieſen Oaſen begegnet man zunächſt verſchiedenen Arten von canadiſchen Pappeln, von denen die eine oder die andere an den Ufern aller Flüſſe vom Miſſiſſippi an bis in die Gebirge von Californien hinein vorkommt; ſowie verſchiedene Arten von Weiden u. ſ. w. Die Ulme, die Eiche, die Sycomore und der Ahorn treten zwar vereinzelt in dieſem Landſtriche auf, wollen aber daſelbſt nicht in Menge gedeihen.

Auf den Gebirgen, hauptſächlich aber in den Schluchten derſelben, findet man eine große Menge verſchiedener Fichtenarten,

von denen mehrere eßbaren Samen tragen, etwa wie die Zirbelkiefer unſerer Alpen. Inmitten dieſer ſogenannten Piñadas, welche ausgedehnt genug ſind, um auf den Namen von Wäldern Anſpruch zu machen, bilden große baumartige Wachholderarten, die unter dem Namen der rothen Cedern bekannt und nicht mit Juniperus virginiana zu verwechſeln ſind, wieder beſondere Gruppen, die ſich durch ihr dunkleres Laub davon unterſcheiden.

Wenn in der unfruchtbaren Ebene irgend ein Anflug von Pflanzenwuchs erſcheint, ſo beſteht er, wie in den oben erwähnten Haiden und Dickichten, vorzugsweiſe aus Akazien, Mimoſen und verſchiedenen Cactusarten, unter denen ſich der baumförmige Nopal und die rieſige Fackeldiſtel, Cereus ramosus, beſonders auszeichnen.

Aber die eigenthümlichſte Charakterpflanze des großen Beckens, welche beinahe die einzige Vegetation der unfruchtbaren Orte bildet, iſt eine Artemisia oder Beifuß mit weißgrauen Blättern; ſie bildet hier förmliche Steppen, deren Grenzen der Blick nicht erreicht, und vermehrt noch das Eintönige und Traurige der Landſchaft, denn ihre Anweſenheit deutet zugleich auf Mangel an Lebensmitteln und Waſſer. Sie bedeckt nicht nur die Ebene, ſondern auch die Hänge der Berge, giebt dem vulkaniſchen Geſtein derſelben einen grauen Farbenton und erſcheint daſelbſt eher wie eine Art Ausſatz als wie eine Decke von Pflanzenleben.

Auch iſt es nicht immer dieſelbe Art von Beifuß, welche hier vorkommt, ſondern es treten mehre Varietäten davon bald einzeln und ausſchließlich, bald in buntem Gemenge auf: die eine reicht über den Kopf des Reiters hinaus, die andere dem Pferde kaum an das Knie. An manchen Stellen verſchlingen ſich ihre krummen Zweige ſo ſehr, daß ſie beinahe ein undurchdringliches Geflecht bilden. An anderen Stellen nehmen dieſe Artemiſien den Umfang eines Strauchs oder kleinen Baumes an und verſtreuen ihre Samen,

wie die Bäume eines Obſtgartens. Blätter und Stengel dieſer Beifußarten ſind ſo bitter, daß ſie weder vom Pferd noch vom Maulthier gefreſſen werden, und ſogar der Eſel ſie verſchmäht, der doch ſonſt in ſeiner Nahrung nicht ſehr wähleriſch iſt. Allein dennoch ernähren ſich davon mehrere Thiere, die nicht allein die Blätter, ſondern auch die Samen und Stengel verzehren.

Trotz der wenigen Hilfsquellen, welche das große Becken darbietet, iſt es dennoch bewohnt; und zwar nicht allein von den Mormonen und den Biberfängern, die zur weißen Race gehören, ſondern auch von den Rothhäuten, welche die Eingeborenen dieſes Landſtrichs bilden. Dieſe einheimiſchen Indianer zerfallen in zwei große Familien: die Yutas und die Schlangen-Indianer oder Schoſchonen. Aber bei dieſen beiden Familien wollen wir uns nicht aufhalten, ſondern wir ſagen nur beiläufig, daß ſie ſich deutlich von einander unterſcheiden und in viele einzelne Stämme zerfallen; daß jede dieſer Familien auf den Beſitz eines großen Landſtrichs Anſpruch macht, deſſen Grenzen ſich über das große Becken hinaus erſtrecken; daß beide Familien Pferde beſitzen und ein unſtetes kriegeriſches Nomadenleben führen, wie die meiſten Völkerſtämme der rothen Race. Das Studium ihrer Sitten und ihrer Lebensweiſe würde alſo für uns nicht den Reiz der Neuheit haben, und wir brauchen uns um ſo weniger mit denſelben zu befaſſen, als wir in ihrer Nachbarſchaft ein kleines, unendlich merkwürdiges Volk finden, nämlich die Yamparicos, welche bei den Amerikanern Diggers oder Wurzelgräber heißen.

Man bezeichnet ſeit geraumer Zeit mit dem Namen Diggers alle diejenigen Stämme der Wüſte, deren Daſein als ein ganz beſonders elendes erſchien. Dieſen Namen erhielten die Stämme von den Biberfängern oder Trappers, weil dieſe armen Indianer beinahe ausſchließlich von Wurzeln leben, nach denen ſie beſtändig

graben. Diejenige Wurzel, von welcher sie vorzugsweise leben, ist die des Anethum graveolens, welche bei ihnen Yampa heißt, und das spanische Wort Yamparicos bedeutet daher buchstäblich Leute, welche die Yampa ausgraben. Westlich von der-Sierra-Nevada findet man sogar keine echten Diggers mehr, sondern sie wohnen nur zwischen jener und den Felsengebirgen und haben ungefähr die gleichen Grenzen wie die Schlangen-Indianer und Yutas. Auch die Annahme, sie seien nur die Parias oder ausgestoßenen Kasten dieser beiden Stämme, ist eine sehr unhaltbare und stützt sich nur darauf, daß die Sprache der Diggers einige Verwandtschaft mit den Idiomen hat, welche jene beiden großen Völkerstämme reden. Eine Aehnlichkeit des Dialekts bei Stämmen, welche so ziemlich das gleiche Gebiet bewohnen, ist aber durchaus kein schlagender Beweis für einen gemeinsamen Ursprung. Vielmehr dürfte zunächst die Frage aufgeworfen werden, ob die Diggers überhaupt ein Idiom haben. Ihre Sprache ist eine Art Stottern oder Stammeln, das auf's Haar dem Knurren eines Hundes gleicht, und worein sie allerdings auch einige Worte aus der Sprache der Schoschonen oder der Yutas mischen; allein die zahlreichen Zeichen, womit sie jenes Knurren begleiten, sind weitaus der beredteste und verständlichste Theil ihrer Ausdrucksweise.

Im Westen und Süden des großen Beckens werden die Diggers Payutas genannt, weil man sie mit dem Stamme der Yutas verwandt glaubt. Diese Payutas wohnen auf dem Wege, welchen früher die spanischen Karavanen einschlugen, die den Handel mit Pferden und Maulthieren betrieben; dadurch haben diese Payutas ein Räuberleben angenommen und sind weit kühner und muthiger geblieben als die Diggers vom Stamme der Schlangen-Indianer, welche man unter dem speciellen Namen der Schoschokies bezeichnet; allein abgesehen davon gleichen sie denselben in allen Stücken so sehr,

daß Alles, was wir von dieſen zu ſagen haben, auch auf jene ſeine Anwendung findet.

Obwohl ſie Beide angeblich vom gleichen Stamme herrühren und die gleichen Grenzen haben, ſo leben die Schlangen-Indianer und die Schoſchokies doch nicht mit einander; die Diggers geben ſich im Gegentheil die größte Mühe, ihren vorgeblichen Verwandten auszuweichen, und bewohnen nur die engen Schluchten des Gebirgs, die winzig kleinen Oaſen und die Ufer der Bäche, wo ein größerer Stamm gar nicht exiſtiren könnte. Daher rührt es, daß die einzelnen Gruppen der Diggers nie aus mehr als zwei oder drei Familien beſtehen und ſich bisweilen ſogar auf eine einzige reduciren. Der Schoſchokie führt kein Nomadenleben, ſo armſelig auch ſein Daſein iſt. In irgend einem Winkel des Gebirgs verſteckt oder in einer Schlucht, welche das Dickicht durchbricht, verläßt er dieſelbe niemals: hier iſt ſein Weltall, deſſen kleinſten Winkel er kennt bis auf die geringſten Mauslöcher hinaus, was gar nicht zu verwundern iſt, da die Verfolgung der Sandratte den größten Theil ſeiner Zeit in Anſpruch nimmt. Weit entfernt, auf Abenteuer auszuziehen wie der Schoſchone, der mit ſeiner Lanze in der Fauſt den Kampf aufſucht und häufig den Scalp des Schwarzfuß-Indianers mit nach Hauſe bringt, ſucht der Schoſchokie alsbald ein Verſteck, wenn er einer menſchlichen Geſtalt anſichtig wird. Wenn die Payutas auch etwas kecker ſind und ſich manchmal zuſammenthun, um die Reiſenden anzugreifen, ſo geht ihre Kühnheit doch niemals ſo weit, daß ſie dies im offenen Kampfe thun; ſie führen ihren Handſtreich vielmehr bei Nacht und heimlich aus und verſchwinden dann wieder, als ob ſie in den Boden geſchlüpft wären. Will man ſie für einen Mord oder Diebſtahl züchtigen, ſo macht Niemand ſie mehr ausfindig: eine kleine Rauchſäule über einer Bergſchlucht iſt das einzige Zeichen von ihrer Anweſenheit, und wenn man zufällig ſich der Stelle nähern

kann, so ist die Felsenspalte leer, und man findet nicht einmal mehr ein Feuer.

Der Digger unterscheidet sich in moralischer wie in physischer Beziehung wesentlich von den anderen Indianern. Seine geistige Entwicklung steht auf einer so tiefen Stufe, daß er sich mit dem Buschmann, dem Wilden von den Andamanen oder vom Feuerlande um die Ehre streiten kann, der Uebergang vom Affen zum Menschen zu sein. Diese Stelle eines Zwischenglieds zwischen Affen und Menschen ist von verschiedenen Schriftstellern verschiedenen Völkern zuerkannt worden; ich selbst bin in dieser Beziehung lange unschlüssig gewesen, wem ich sie zuerkennen soll; aber nach reiflicher Erwägung schien mir der Digger den meisten Anspruch darauf zu haben.

Dieses arme Geschöpf hat die braunrothe Hautfarbe, welche die Eingeborenen von Nordamerika charakterisirt, erreicht aber kaum eine Größe von vier und einem halben Fuß; sein hagerer fleischloser Körper mit den dürren Armen und Beinen erinnert an denjenigen eines Frosches, der am Haken einer Angelleine hängt; seine Haut ist rauh und uneben, borkenartig mit tiefen Falten gefurcht und von Schmutz starrend. Seine Füße sind gegen den großen Zehen einwärts gekehrt, wie bei allen Rothhäuten, und haben einige Aehnlichkeit mit Menschenfüßen; allein das Bein, an welchem sie hängen, hat gar nichts Menschliches mehr, keine Spur von Wade und statt der Kniee ungeheure Schwielen, welche noch größer sind als beim Kameel. Der Schnitt des Gesichts ist plump, ungeschlacht und eckig; die Backenknochen stehen weit hervor; die Augen sind schwarz, klein, tief in den Höhlen liegend, und es leuchtet aus ihnen kaum so viel Intelligenz hervor, wie man sie bei gewissen Thieren, besonders bei mehreren Affenarten bemerkt. Das einzige Vortheilhafte in der ganzen persönlichen Erscheinung des Diggers sind seine Haare; wie

alle Glieder der indianiſchen Race beſitzt dieſer kleine Menſch einen reichlichen Schopf von langen, ſtraffen, ſchwarzen Haaren, die ihm entweder auf die Schultern herabfallen, oder die er auf den Scheitel hinaufſteckt, und die in allen Fällen von Fett und Schmutz wimmeln.

Im Sommer iſt die Kleidung des Diggers äußerſt einfach und erinnert an das Koſtüm Adams, allein das Klima ſeiner Heimath iſt ſehr ſtrenge; das Gebirge, oder vielmehr die Ebene, wo er wohnt, liegt in tiefem Schnee begraben, und ein Kleidungsſtück wird ihm unentbehrlich; er legt alsdann eine Art Jacke aus Haſenfell an, die ſehr warm ſein würde, wenn ſie nur lang genug wäre; unglücklicherweiſe reicht ſie aber aus Mangel an Stoff kaum über die Hüfte herab und läßt ſeine unglücklichen Beine unbedeckt, welche deshalb gewaltig vom Froſt zu leiden haben.

Zwiſchen dem Digger und ſeinem Weibe findet ſowohl in der Kleidung wie in den Zügen nur ein geringer Unterſchied ſtatt; ja derſelbe beſchränkt ſich beinahe nur darauf, daß das Weib noch kleiner iſt als der Mann und weder an Anmuth noch an Intelligenz Etwas vor dieſem voraus hat. Wenn der Mann nicht da iſt, um ihre Kleinheit hervorzuheben, ſo kann man das Weib immer an ſeiner Beſchäftigung erkennen, denn ihm liegt eigentlich alle Arbeit ob; das Weib muß die Jacken von Haſenfell verfertigen, die Höhle mit Lebensmitteln verſehen und die Speiſen kochen. Wie niedrig auch der Schoſchokie ſteht, ſo gleicht er darin den edelſten Indianern, daß er ſich ſelbſt als Herr und Meiſter betrachtet und im Weibe nur ſeine demüthigſte Dienerin ſieht.

Wie wir ſchon oben geſagt haben, bilden die Diggers keine Stämme. Bisweilen ſteht ein Häuptling den zwei oder drei Familien vor, die in derſelben Schlucht beiſammen leben; aber ſein Titel und ſein Recht beruhen nur auf der Gewalt. Meiſt aber beſtehen

die Unterthanen des gedachten Häuptlings nur aus ſeiner Frau und ſeinen Kindern; ſobald die Zahl derſelben größer wird, müſſen ſie ſich zerſtreuen, denn wie könnten diejenigen, welche keinen Ackerbau treiben, auf ſolch' ſchmalen Streifen Landes leben, wo die einheimiſchen Pflanzen nicht einmal recht gedeihen?

Aber, fragt ihr, wenn dieſe Diggers keinen Ackerbau treiben, ſo müſſen ſie doch Heerden haben? Keineswegs; die meiſten von ihnen haben nicht einmal Hunde. Auch mit der Jagd könnten ſie ſich nicht fortbringen, denn das eigentliche Wildpret iſt in ihrer Wüſte ſehr ſelten; der Biſon findet ſich hier nicht; die gabelhörnige Antilope iſt zu behende und entkommt ihnen; das Bergſchaf und zwei Hirſcharten, wovon die eine mit ſchwarzem, die andere mit weißem Schwanze, ſind gleichfalls allzu ſcheu und flüchtig, als daß ſie ſie mit ihren armſeligen Waffen erreichen könnten; und was den grauen Bären anbelangt, ſo flößt ſchon der bloße Gedanke an ihn dem Digger ein eiſiges Entſetzen ein.

Allein er muß doch eſſen, und wenn er kein Feld, keine Hausthiere hat und nicht Jäger iſt, wie ſtellt er es dann an, um zu eſſen? In einem anderen Lande, in der Heimath der Bananen, des Brodfruchtbaums und mancher anderen Nutzgewächſe hätte dies keine Schwierigkeiten; aber in dieſen Beifußwüſten iſt es ein Anderes. Selbſt die Hilfsquelle des Fiſchfangs iſt ihnen verſagt. Der Schoſchone, ſein angeblicher Vetter, fiſcht allerdings von Zeit zu Zeit im großen Schlangenfluſſe, wo zu gewiſſen Jahreszeiten der Lachs in Menge vorkommt; allein die Bäche und Flüſſe, welche die Wüſte des Diggers durchſtrömen, ſtehen mit dem Salzſee in Verbindung, der ein wahres todtes Meer iſt und in ſeinen braciſchen Gewäſſern auch nicht einen einzigen Fiſch beherbergt. Der Digger hat auch keine anderen Erwerbsquellen, keine Kunſtfertigkeit, keinen Handel,

welche ihm erlaubten, Lebensmittel von außen zu beziehen; ſeine Jacke aus Haſenfell, ſein ärmlicher kleiner Bogen, ſeine Pfeile mit Spitzen von Feuerſtein bilden den Inbegriff ſeiner ganzen Kunſtfertigkeit.

Aber bisweilen ſieht man ihn und ſein Weib je mit einem großen Stocke bewaffnet, von denen der ſeinige gekrümmt und derjenige ſeines Weibes zugeſpitzt iſt. Wir wollen ihnen in Gedanken folgen, um endlich zu erfahren, wovon ſie leben. Es giebt am Rande ihrer Bäche eine Pflanze aus der Familie der Umbelliferae, nämlich die ſchon erwähnte Yampa oder den wilden Dill, von dem dieſe Indianer ihren Namen haben; die etwas fleiſchige Wurzel dieſer Pflanze und eine andere, derſelben verwandte, von der Kamas (Chamarea esculenta) gräbt das Weib mit ſeinem ſpitzen Stocke aus und trägt ſie, wenn es einen hinlänglichen Vorrath davon geſammelt hat, nach Hauſe. Ob ſie ſie gehörig ſäubert, wiſſen wir nicht; aber jedenfalls bereitet ſie dieſelbe auf eine ganz eigenthümliche Art zu: ihr Topf iſt nämlich von Holz oder häufig ſogar nur ein einfacher Korb. Das Verdienſt der Erfindung dieſer Zubereitungsweiſe gebührt nicht einmal den Diggers, ſondern den Schlangen-Indianern, oder vielleicht auch den Aſſiniboins, die ſich ihre Suppe in einem Gefäß aus Birkenrinde bereiten. Wer dieſes Verfahren noch nicht kennt, dem wollen wir es beſchreiben, und es wird ihn nicht wenig überraſchen. Zunächſt muß der Korb von ſolch' dichtem Geflecht ſein, daß er kein Waſſer hindurch läßt. Wenn das Weib des Diggers das Glück hat, ein ſolches Geräthe zu beſitzen, was nicht immer vorkommt, ſo könnt ihr wohl denken, daß ſie daſſelbe nicht der Gefahr ausſetzt, verbrannt zu werden; ſie legt vielmehr ihre Yampawurzeln hinein, füllt den Korb mit Waſſer und fügt einige Steine hinzu, die ſie im Feuer erhitzt hat; hierdurch geräth das Waſſer in's Sieden; ſie nimmt die Steine immer hinweg, ſo-

bald ſie kalt geworden ſind, erſetzt ſie durch andere und fährt damit fort, bis die Wurzeln gar gekocht ſind.

Für die Kamawurzeln gräbt die Indianerin ein Loch in den Boden, indem ſie ſich ihres Steckens als Spaten bedient, füllt das Loch mit heißen Steinen aus, die ſie friſch aus dem Feuer nimmt, legt die Wurzeln darauf und bedeckt ſie ſorgfältig wieder mit heißen Steinen und Erde: um die Kamas zu kochen oder vielmehr zu backen, iſt eine Feuerung von achtundvierzig Stunden nothwendig; wenn man ſie aber alsdann aus dem Ofen nimmt, ſo ſind ſie in eine Art ſüßlichen Fleiſchs verwandelt und ſchmecken wie Birnen oder Quitten, die man im Ofen gebacken hat.

Statt des Brodes hat ſich die Indianerin mit Algarobias verſehen, deren Gebrauch wir ſpäter bei den Indianern des Amazonenſtroms kennen lernen werden. Die Algarobia iſt nämlich eine Mimoſen- oder Akazienart, die in ihren Schoten außer den Samen, welche bohnenartig ſind, ein ſäuerliches Fruchtfleiſch enthält, das einige Aehnlichkeit mit dem Fruchtfleiſche des ſogenannten Johannisbrodes hat, welches ja auch zur ſelben Pflanzenfamilie gehört. Die Indianerin ſammelt dieſe Schoten, drückt ſie in Körbe ein oder häuft ſie in einem Winkel ihrer Höhle oder Hütte auf, welch' letztere gewöhnlich nur eine einfache Niſche aus Beifußſtengeln und mit Gras gedeckt und ausgeſtopft iſt.

Allein dieſe Koſt iſt eine ſehr prekäre und reicht nicht zum Unterhalt einer Familie hin; die Wurzeln erſetzen ſich nicht ſo ſchnell wieder, die Jahreszeit kann den Algarobien ungünſtig ſein, und die Bären, die ihrerſeits auch geſchickte Wurzelgräber ſind, freſſen bisweilen alle Wurzeln und Knollen auf. Womit aber ſoll alsdann der arme Indianer ſie erſetzen? Zunächſt mit Heuſchrecken, denn dieſe Inſekten überziehen zu gewiſſen Jahreszeiten die Ebene in ſolcher Menge, daß ſie den Boden buchſtäblich mit einem zoll-

hohen Gewimmel bedecken und manchmal ſchöne weiße Vögel aus dem Mövengeſchlecht herbeiziehen, welche die Flüſſe und Seen der Prairien beſuchen. So ging es wenigſtens vor einigen Jahren bei Gelegenheit einer Heuſchreckenwanderung, von welcher die Mormonen heimgeſucht wurden. Die Heuſchrecken erſchienen nämlich in ſolcher Menge, daß die Felder der Niederlaſſung von ihnen förmlich verheert und die Mormonen ſchon mit dem Hungertode bedroht wurden, als plötzlich die weißen Vögel aus der Nachbarſchaft herbeieilten und mit großer Gier über die Heuſchrecken herfielen. Dies Alles ging ſehr natürlich zu; aber der Hoheprieſter dieſer heiligen Niederlaſſung benutzte dieſe Veranlaſſung, dem Volke ſeinen himmliſchen Einfluß zu beweiſen, und erklärte alſo, die Vögel ſeien vom Himmel gekommen, und Gott habe ſie auf ſein Gebet ausgeſandt, um ſein auserwähltes Volk von dieſer egyptiſchen Landplage zu befreien.

Wie dem nun aber auch ſein mag, trotz ihrer Anzahl und des Appetits verzehren die Möven nicht alle Heuſchrecken, ſondern laſſen deren noch ſo viel übrig, daß die Diggers ebenfalls ihren Antheil daran bekommen. Ihr haltet nun die Heuſchrecken für eine ſehr ſeltſame Nahrung für einen menſchlichen Magen, und dies mag ſie auch ſein; allein man ißt ja auch Krebſe und Garneelen. Uebrigens ſind die Schoſchokies nicht das einzige Volk, welches Heuſchrecken verſpeiſt, ſondern die Wanderheuſchrecke bildet ein beliebtes Nahrungsmittel bei vielen Wüſten-Bewohnern, und es giebt ſogar in Nordamerika Völkerſchaften von einem ziemlich hohen Rang, welche gelegentlich die Heuſchreckenkoſt nicht verſchmähen. Auch leſen wir ja in der Bibel, daß Johannes der Täufer trotz Allem, was man dagegen zu ſchreiben vermochte, ſchlecht und recht von Heuſchrecken gelebt hat, wie man es auch noch heut zu Tage in der Wüſte thut, wo er predigte.

Sobald alſo die Heuſchrecken ſich auf dem Lande der Diggers niederlaſſen, vereinigen ſich alle Gruppen der Nachbarſchaft; man gräbt in die Erde ein großes Loch von mindeſtens drei Fuß Tiefe, dann entfernen ſich Alle, welche die Heuſchreckenjagd mitmachen wollen, bilden einen weiten Kreis, in welchem ſie anfangs weit auseinander ſtehen, nähern ſich dann Alle gleichzeitig von verſchiedenen Seiten her dem Loch und treiben die Heuſchrecken mit langen Gerten vor ſich her. Es iſt alſo vollkommen Das, was der Jäger einen Keſſeltrieb nennt. Die Heuſchrecken fliegen nicht davon, ſondern hüpfen vor ihren Treibern her; der Kreis zieht ſich zuſammen, die Heuſchrecken drängen ſich ebenfalls auf einen Knäuel und häufen ſich endlich in der Grube an, die man für ſie bereitet hat. Hier werden ſie mit Grasbündeln zugedeckt; man bildet über dem Loch einen Scheiterhaufen von Beifußſtengeln, den man anzündet, die Heuſchrecken werden geröſtet, und man kann ſie entweder ſogleich verzehren oder für jene Zeit aufbewahren, wo die Lebensmittel ſelten ſind. Zuweilen werden ſie auch geſotten, wie die Wurzeln der Yampa, oder man vermengt ſie mit dem Fleiſch und dem Samen der Algarobia und hat auf dieſe Weiſe einen Pudding oder eine Paſtete von Heuſchrecken.

Aber der Digger beſchränkt ſeine Nahrung aus dem Thierreiche nicht auf die Heuſchrecken allein; da er die Haſen tödtet, um aus ihren Fellen ſich einen Rock machen zu wollen, ſo verſpeiſt er auch ihr Fleiſch, nachdem er ihnen den Balg abgezogen. Unglücklicherweiſe iſt der Haſe dieſer Beifußwüſte nur ſehr klein und daher die Pelzjacke ſehr knapp und der Haſenpfeffer ſehr ſpärlich. Bei den Trappers heißt das kleine Thier nur Kaninchen, und es wäre ſogar nach unſern Begriffen für ein Kaninchen ſehr klein; es iſt aber trotzdem ein echter Haſe, der Lepus artemisia.

Sein Haar iſt ſilbergrau oder grauweiß, beinahe gerade wie

das Laub des Beifußes, von deſſen Samen, Stengeln und Blättern er lebt. Daher iſt er nur ſehr ſchwer zu entdecken oder von den Büſchen zu unterſcheiden, welche ihm Obdach geben, und unter denen er ſich verſteckt. Eine andere unbequeme Folge ſeiner Vorliebe für den Beifuß iſt die, daß das Fleiſch dieſes Haſen, eben weil er dieſe Pflanze frißt, die zu der Familie des Wermuth gehört, einen abſcheulichen bittern Geſchmack annimmt, ſo daß ein Europäer kaum im Stande iſt, einen ſolchen Haſenbraten zu verſpeiſen, wenn er auch mit Zwiebeln und noch ſo delicat zugerichtet wäre. Für den armen Digger aber iſt ſelbſt dieſer bittere Beifußhaſe eine wahrhaft königliche Mahlzeit; der arme Indianer verbringt einen Theil ſeiner Zeit mit der emſigen Jagd auf dieſes Thier, und der Fang des kleinen Vierfüßlers iſt für ihn eine ebenſo große That, wie die Erlegung eines Wildſchweines, eines Hirſches oder eines Elephanten für einen ehrgeizigen Jäger. Es gelingt ihm bisweilen mit ſeinem Bogen und ſeinen kleinen Pfeilen einen ſolchen Haſen zu erlegen; allein dieſer hat, wie alle Haſenarten, ein ſehr ſcharfes Gehör, iſt ſcheu und duckt ſich unter das Laub oder zieht ſich in's wirrſte Dickicht zurück. Der Winter könnte daher leicht kommen, ehe der Digger noch hinlänglich Felle davon erlangt hätte, um ſeine Jacke ausbeſſern zu laſſen; daher muß er zu einem andern Mittel ſeine Zuflucht nehmen. Wie die meiſten Wilden, die zu ihrem Unterhalt vorzugsweiſe auf die Jagd angewieſen ſind, errichtet er alſo ein doppeltes Pfahlwerk in Geſtalt eines großen lateiniſchen V, bietet alle ſeine Nachbarn auf, wie bei Gelegenheit der Heuſchrecken, und beginnt mit ihnen die Treibjagd. Die Verpfählung, welche der Digger errichtet, iſt einfach nur ein Flechtwerk von Beifußſtengeln; aber es handelt ſich ja nicht darum, in daſſelbe Biſons oder auch nur Rennthiere hinein zu treiben, wie bei den Indianern im hohen Norden; dem Häschen würde es nicht einmal einfallen, über das Flechtwerk hinwegzuſpringen, obſchon dieſes

nicht über drei Fuß hoch iſt. Das arme Thier iſt verdutzt, verliert den Kopf, rennt gegen die Barriere an, die es ſo leicht überſpringen könnte, und wird mit Stockſchlägen getödtet oder mittelſt eines Pfeils erlegt.

Die Murmelthiere, die Erdeichhörnchen, die in den Felſen des großen Beckens häufig vorkommen, und die Ratten, von denen die ganze Gegend wimmelt, liefern dem Digger noch weitere Nahrungsmittel. Manchmal tödtet er ſie mit ſtumpfen Pfeilen, allein dies geſchieht nur ſelten; meiſtens fängt er ſie in Schlingen und Fallen, und er hat in dieſem Fallenſtellen eine ſolche Gewandtheit, daß es ihm nicht ſelten gelingt, bis zu ſechszig Ratten an einem einzigen Tage zu fangen. Die Falle, deren er ſich hierzu bedient, iſt eine Art Sprenkel, wie er beim Vogelfang üblich iſt. Um aber in die Falle zu gehen, muß die Ratte erſt ihren Bau verlaſſen; iſt es aber kalt, ſo zieht ſie es vor, ſich träge in ihrem Loch niederzulegen. Der Digger nimmt alsdann ſeinen Stock und gräbt das kleine Thier aus dem Boden, als ob es nicht mehr noch weniger wäre, als eine Wurzel.

Noch ein anderes ſchönes Thier beſucht von Zeit zu Zeit dieſe Wermuthſtätten und liefert manchmal dem Digger einen herrlichen Braten; dieſes Thier iſt ein Vogel aus der Familie der Waldhühner oder Auerhühner: das Moorhuhn mit dem Faſanenſchwanz, das größte der ganzen Familie. Der ausgewachſene Hahn iſt beinahe ſo groß, wie ein Adler, dem er jedoch weder an Geſtalt, noch an Gefieder gleicht. Er trägt auf der Bruſt zwei dicke Anſchwellungen, wie zwei Kröpfe, die nicht mit Federn bedeckt ſind, wie der übrige Körper, ſondern mit Haaren. Sein ſchwarz und weiß gefleckte Gefieder zeigt im Ganzen eine graue Färbung mit einem Silberglanze, den ihm die Natur ohne Zweifel nur gegeben hat, damit man es nicht

von den Pflanzen unterſcheide, unter denen es gewöhnlich vorkommt, und die ebenfalls einen ſilberweißen Anflug haben. Wenn aber der Vogel eine hübſche Größe und ein ſchönes Ausſehen hat, ſo beſitzt ſein Fleiſch doch einen abſcheulichen Geſchmack und iſt noch weit bitterer, als das des kleinen Haſen, deſſen Koſt er theilt. Allein der Digger findet dieſes Fleiſch trotzdem gut und bedauert nur das Eine, daß nämlich der Vogel ſo ſelten und ſo ſchwierig zu erlegen iſt.

Fügt man hierzu noch einige wilde Beeren, die unter die Heuſchrecken gemengt einen Kuchen liefern, der bei den armen Diggers in großem Anſehen ſteht, ſowie die Wurzel einer Diſtelart, des Cirsium virginianum, welche die Größe von einer gewöhnlichen Möhre und einen eigenthümlichen Geſchmack hat, aber ſehr hart iſt und lange gekocht werden muß; ferner die Wurzel des eßbaren Baldrians, welche ſchön gelb und von beträchtlichem Umfange iſt, aber den charakteriſtiſchen Geſchmack und Geruch der Pflanze hat, die ſich aus derſelben erhebt, ſo haben wir beinahe alle ſubſtanzielleren Nahrungsmittel des Diggers aus dem Pflanzenreiche. Der wilde Baldrian wächſt allein an den Ufern der kleinen Flüſſe, der Seen, der Sümpfe in den fruchtbaren Landſtrichen, wo die Diggers nicht wohnen, allein ſein Aroma wird von den Feinſchmeckern der Schoſchokies und Schokonies ſo ſehr geſchätzt, daß ſie es bisweilen wagen, ihre Schlupfwinkel zu verlaſſen, um dieſen Leckerbiſſen aufzuſuchen.

Die Koſt der Yamparicos leidet alſo nicht an einer großen Mannichfaltigkeit, aber die Gerichte ſind leider nicht immer ſehr groß und die Vorräthe an Lebensmitteln nicht beträchtlich genug. Mögen ſie auch während der ſchönen Jahreszeit reichlich genug vorhanden ſein, wo die Wurzeln in Menge und leicht zu finden ſind, die Heuſchrecken ankommen, die Früchte reifen, wie die Haſen minder

ſcheu und vorſichtig und die Ratten leicht zu fangen ſind, ſo iſt es doch ganz anders zur Winterzeit, wo der Boden gefroren und mit Schnee bedeckt iſt, und für alle Unglücklichen und Armen die Zeit des Mangels und Elends eintritt.

Allerdings giebt es in dieſen Gegenden auch die eßbaren Samen von mehreren Fichtenarten, welche die Spanier unter dem gemeinſamen Ausdruck Piñones zuſammenfaſſen; manche von dieſen Samen, namentlich die Mandeln der ſogenannten Brodfichte, haben die Größe einer Haſelnuß, in geröſtetem Zuſtande einen angenehmen Geſchmack und Geruch und laſſen ſich lange aufbewahren; allein dieſe Piñones kommen nicht überall vor, und der Menſch kann zudem nicht allein von Brod leben.

Eine gewiſſe Wanze, welche die Gelehrten noch nicht claſſificirt haben, liefert den Diggers ebenfalls ein Nahrungsmittel. Dieſe Wanze baut auf den Felſenleiſten, hauptſächlich an den Ufern der Gewäſſer ein höchſt merkwürdiges Neſt, in Geſtalt und Umfang einer kleinen Ananas ähnlich. Das Inſekt ſelbſt iſt von dunkelbrauner Farbe und der Größe der gewöhnlichen Schabe. Ein Gericht von ſolchen gekochten Wanzen iſt dem Digger ſehr willkommen und ſogar bei anderen Indianerſtämmen höheren Ranges beliebt, deren Geſchmack ſonſt ein feinerer und verwöhnterer iſt. Allein wie alle Inſekten verſchwindet auch dieſe Wanze im Winter.

Alsdann muß der Digger ſeinen krummen Stab nehmen, nach den ſchlummernden Sandratten graben, oder nach den Eidechſen ſuchen, die er geſchickt aus ihren Verſtecken in den Felsſpalten hervorzutreiben weiß.

Endlich nimmt er auch vorlieb mit dem Hornfroſch, mit Inſektenlarven, die er im Boden findet, mit den zäheſten Wurzeln und

härteſten Samen, ſeien ſie auch noch ſo trocken und anſcheinend ungenießbar.

Die Yamparicos könnten uns noch mehr als einen merkwürdigen Charakterzug liefern, allein wir haben von ihnen ſchon genug geſagt, um zu beweiſen, daß ſie mit Recht unter den merkwürdigſten fremden Völkern aufgeführt werden können.

VII.

Die Comantſchen.

Bekanntlich traf man zur Zeit der Entdeckung von Amerika auf dem ganzen Feſtlande deſſelben nicht ein einziges Pferd an. Später hat man eine Menge foſſiler Pferdeknochen dort entdeckt, welche den Beweis lieferten, daß dieſes edle Thier in früheren Zeiten auch auf jenem Continente vorhanden, aber bis zur Zeit von Chriſtoph Columbus Ankunft von demſelben wieder verſchwunden war. Heut zu Tage iſt das Pferd in Amerika nicht nur eines der gewöhnlichſten Hausthiere, ſondern es durchſchweift auch in wildem Zuſtande heerdenweiſe die ungeheuren Ebenen der beiden amerikaniſchen Continente. Obſchon alle in Europa bekannten Racen ihre Vertreter in der neuen Welt haben, ſo gehört die Mehrzahl der Pferde, welche man dort antrifft, zwei ſehr verſchiedenen Arten an. In der ganzen waldreichen Region der Vereinigten Staaten von Nordamerika trifft man nämlich nur die Race des engliſchen Pferdes, während im ganzen ſpaniſchen Amerika das viel kleinere, aber nicht minder koſtbare andaluſiſche Pferd verbreitet iſt. Das engliſche Pferd findet ſich nur als Hausthier; das ſpaniſche dagegen hat ſich auf eine ſolch' wunderbare Weiſe vermehrt, daß es auch in wildem Zuſtande vorkommt, und ſeine Heerden ſowohl die Prairien von Nordamerika als die Pampas von Südamerika durchſchweifen. Das Pferd muß

also in diesen ungeheuren Grasfluren ein Medium gefunden haben, das seiner Natur ganz entsprach, denn kurze Zeit nach der Eroberung von Amerika, welche das Pferd wieder in jenem Theil einführte, sehen wir es die Civilisation fliehen und sich in der Wüste mit solcher Schnelligkeit fortpflanzen, daß bereits eine Menge von eingebornen Stämmen damit versehen sind.

Es wäre ein merkwürdiger Gegenstand der Forschung, den Einfluß zu untersuchen, welchen das amerikanische Pferd auf diese Stämme ausgeübt hat. Die berittenen Indianer der Prairien gleichen durchaus nicht mehr jenen ernsten, würdevollen Menschen, von denen sie abstammen, und dies kann kaum anders sein.

Die Einführung des Pferdes rief eine neue Lebensweise und andere Gewohnheiten hervor, gab der Jagd und dem Kriege eine neue Gestaltung, wandelte beinahe alle Lebensverhältnisse um und mußte so auf den Charakter des Menschen und seine Sinnesart nothgedrungen auch einen tiefen Einfluß ausüben. Was mochten diese Indianer zu der Zeit sein, wo sie noch zu Fuße gingen? Man kann sich dies kaum mehr denken, denn heut zu Tage steigen sie nur vom Pferde, wenn sie schlafen wollen; ob jung oder alt, arm oder reich, Jeder von ihnen hat seinen Mustang oder sein wildes Pferd; alle Indianer, welche auf den Prairien leben, sind auf diese Weise beritten; auf alle findet das Gleiche Anwendung, daß ihre heutigen Zustände wesentlich verschieden sein müssen von denjenigen vor der Einführung des Pferdes: die Creeks, die Krähen, die Schwarzfüße, die Sioux, die Cheyennes, die Arapahoes, die Pawnees, die Kansas, die Osagen, die Apachen, die Utahs, die Navajos und einige Schlangen-Indianer befinden sich alle im gleichen Falle. Allein der echte Typus des berittenen Indianers dieser Region ist der Comantsche und der Lipan, die Herren jenes ausgedehnten Gebiets, welches sich vom Arkansas bis zu den Ufern des Rio Grande er-

ſtreckt, — jenes Räubervolk, das die Grenze von Texas beunruhigt und die Anſiedelungen von Neu-Mexiko plündert, der gefährliche freche Nomade, der ſeine Raubzüge bis in das Herz des jetzigen Kaiſerreichs Mexiko hinein ausdehnt.

Die Comantſchen ſind ein Reitervolk und gehören zu den beſten Reitern in der ganzen Welt. Wir wollen ſie in dieſer Beziehung nicht über den Pawnee, ihren Nachbarn und Todfeind, nicht über den Vaquero oder Rinderhirten von Californien, den Ranchero oder Viehzüchter von Mexiko, den Llanero von Venezuela, den Gaucho von Buenos Ayres, nicht über den Centauren des Gran Chaco, nicht über die wilden Indianer von Paraguay, von Patagonien und den Pampas ſtellen, welche lauter gute Reiter ſind; aber vom Comantſchen und Lipan kann man füglich ſagen, ſie ſeien gleichſam auf dem Pferde geboren. Der Comantſche verläßt die mütterlichen Arme nur, um ſich an den Sattelbogen ſeines Vaters anzuklammern oder in die Mähne eines Muſtang zu hängen; er lernt vielleicht früher reiten, als gehen, denn man erlaubt ihm auch kaum zu gehen, und er macht ſeine unbedeutendſten Ausflüge zu Pferde. Nie würde es einem Comantſchen einfallen, eine Strecke von hundert Ruthen zu Fuße zurückzulegen; er hat immer ein Pferd in ſeiner Nähe; ob gezäumt und geſattelt oder nicht, daran liegt ihm wenig; er ſpringt ihm auf den Hals, auf den Rücken, auf die Kruppe, hängt ſich ihm an eine der Flanken und bedarf der Zügel nicht, um es ſicher zu lenken; das Thier geht immer im Galopp, und wie flüchtig auch ſein Gang ſei, er hält es niemals an, weder um es zu beſteigen, noch um abzuſitzen.

Alle berittenen Indianer ſind Nomaden; ſobald der Stamm Pferde hat, iſt es ja leicht, die Zelte von einem Ort zum andern zu ſchaffen; und die Nöthigung, neue Weiden aufzuſuchen, die Liebe zur Veränderung und die Nothwendigkeit, dem Wechſel des

Wildes zu folgen, nöthigen den Indianer häufig zur Veränderung ſeines Wohnſitzes. Gleichwohl haben verſchiedene Stämme, ſelbſt unter den Comantſchen, feſte Wohnſitze — Dörfer, wo zu beſtimmten Jahreszeiten die Weiber Mais, Waſſermelonen, Kürbiſſe, ſpaniſchen Pfeffer und mehrere andere Pflanzen bauen, die jedoch lauter einheimiſche Gewächſe ſind. Es iſt nicht zweifelhaft, daß vor der Eroberung von Amerika die Beſchäftigung mit dem Ackerbau in dieſen Gegenden weit allgemeiner verbreitet war, als in dieſen Tagen; aber der Beſitz des Pferdes hat den Indianern erlaubt, nunmehr mit ihrer ganzen Geringſchätzung auf die Feldarbeit herabzuſehen.

Kein einziger Mann unter dieſen berittenen Stämmen würde ſich dazu herbeilaſſen, eine Hacke, einen Spaten zu handhaben oder irgend ein anderes Werkzeug zu führen, als eine Waffe. Was nur entfernt wie Arbeit ausſieht, das fällt den Weibern und den Sklaven zu; denn der Comantſche beſitzt zwar keine Neger, aber Indianer von andern feindlichen Stämmen, Meſtizen von ſpaniſcher Abkunft und ſogar Weiße oder Creolen, die er auf ſeinen Einfällen in Mexiko geraubt hat.

Es wäre leicht nachzuweiſen, daß dieſe Abneigung gegen den Ackerbau der indianiſchen Race weit ſchädlicher geweſen iſt, als alle Verfolgungen, denen ſie unterworfen war. Die Vernachläſſigung des Ackerbaues führt jede Hungersnoth herbei, welche zuweilen halbe Stämme dahinrafft; der Hunger treibt ſie zum Kriege und nöthigt ſie zu den gewaltſamſten Mitteln, um ſich der verhaßten Nachbarſchaft derjenigen zu erwehren, welche den Boden bebauen und die Jagd und Waidegründe des wilden rothen Mannes in Beſitz nehmen. Der Beweis, daß das Nomadenleben mit dem Beſitz des Pferdes zuſammenhängt und letzterer den Ackerbau in Mißachtung gebracht hat, iſt faktiſch geliefert. Alle Indianerſtämme, welche die Waffen niedergelegt und ſich auf den Ackerbau gelegt haben, wie die Creeks,

die Cherokees, Choktaws u. ſ. w. behaupten ihren feſten Standort, und ihre Bevölkerung vermehrt ſich wieder mit ſichtbarer Geſchwindigkeit.

Aber, fragt man mich wohl, wie erlaubt das Pferd den Indianern, ſich des Ackerbaues entſchlagen zu können? Hierauf antworte ich ganz einfach: Der Beſitz des Pferdes giebt dem Indianer andere Exiſtenzmittel an die Hand, als er früher hatte, oder die zu dieſer Zeit weniger reichlich vorhanden waren. Die Prairien von Nordamerika ſind ziemlich arm an Wildpret: einige ſpärlich vertheilte Hirſcharten, die ebenſo behend, als ſchüchtern ſind, die noch ſcheuere und flüchtigere Gabelantilope und der Biſon oder Büffel, der wildeſte und ſcheueſte von allen Wiederkäuern, bildeten in Verbindung mit dem Truthahn die ganze Jagd der Indianer. Allerdings war zuverläſſig der Biſon früher dort ebenſo gut vorhanden und ſogar noch in weit größerer Anzahl als heut zu Tage; allein obſchon er nicht ſehr behend iſt, ſo dürfte es doch für einen Fußgänger ſchwer ſein, ihn einzuholen, geſchweige denn ihm gar auf ſeinen fernen Wanderungen zu folgen.

Mit dem Beſitz des Pferdes iſt der Fall ganz anders geworden: der Jäger kann ſich nicht allein der Heerde nähern, ſondern dieſelbe umkreiſen, ſie verfolgen, ihr einen Vorſprung abgewinnen und ſich nöthigenfalls vor ihr flüchten. Außerdem kann er noch immer ſich in das Fell eines Biſons oder auch eines Wolfes ſtecken, wie der Buſchmann in dasjenige des Straußes, oder der Eskimo in das der Robbe, und ſich ſeines Bogens und ſeiner Pfeile bedienen, wie er ehedem gethan hat. Dieſe Liſt gelingt zwar manchmal über alle Erwartung, denn man hat den falſchen Biſon, wenn er alle ſeine Pfeile verſchoſſen hatte, ſchon hingehen und dieſe aus dem Leibe ſeiner Opfer herausziehen ſehen, um ſie zur Fortſetzung des Gemetzels zu verwenden; aber dieſe Liſt gelingt nicht immer. Wenn

ſie vollſtändigen Erfolg haben ſoll, muß die Büffelheerde gerade im Zuſtande der Raſt und in einer gewiſſen günſtigen Stellung ſein; wohl in den meiſten Fällen aber wittert ſie den Hinterhalt und ergreift die Flucht.

Heutzutage iſt wenig daran gelegen, ob eine Büffelheerde den Jäger anſchleichen läßt oder nicht. Mißlingt ihm das Anſchleichen unter irgend einer Verkleidung, ſo koſtet es ihn wenig Mühe, die Vermummung abzulegen, ſich auf ſein Pferd zu ſchwingen, das ſtets in der Nähe iſt, und der Jäger müßte ſchon ſehr ungeſchickt ſein oder viel Unglück haben, wenn er nicht mit Bogen und Pfeilen oder mit ſeiner Lanze zwei oder drei fette Thiere tödtete, ſobald er die flüchtige Heerde eingeholt hat.

Allein der Comantſche ſtellt nur ſelten allein dem Biſon nach; gewöhnlich vereinigt ſich der ganze Stamm zu einer ſolchen Jagd; die Reiter folgen der Heerde, holen ſie ein, umringen ſie unter lautem Geſchrei und drängen ſie immer dichter zuſammen. Die erſchreckten Biſons bieten dann eine wirre Maſſe dar und fallen unter den Stößen und Schüſſen der Jäger. Zuweilen entkommen ſie ihnen aber auch, in Folge der Staubwolken, welche ſie aufwühlen, oder die Bullen ſtürzen ſich auf die Angreifer und fallen deren Pferde mit den Hörnern an. Das iſt dann der Augenblick, wo der Indianer ſeine Behendigkeit an den Tag legen kann; er ſchwingt ſich auf die Kruppe eines der Pferde ſeiner Kameraden oder ſogar auf den Rücken der Biſons, wenn dieſe ihn umringen, läuft in dieſer dicht gedrängten beweglichen Maſſe von Rücken zu Rücken fort, und es gelingt ihm, mit heiler Haut aus dem Haufen zu entkommen; manchmal aber fällt ihn das wüthende Thier auch an, ehe es ihm noch möglich geweſen iſt, wieder aufzuſtehen, und er wird dann zu gleicher Zeit mit ſeinem Pferde getödtet.

Man fängt den Biſon niemals in jenen Gehegen, welche in

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Lith. Anst. v. W. Loeillot in Berlin.

Comantschen.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX
TILDEN

Fallgruben endigen, und die man an vielen Orten gesehen hat. Bei der bedeutenden Körperkraft dieses Thieres müßte man, um es gefangen zu halten, ihm eine Schranke von außerordentlicher Widerstandsfähigkeit entgegensetzen, und die Prairie, welche ungemein arm an Bäumen ist, liefert hierzu kein Material. Bauholz ist ein kostbarer und seltener Artikel auf den Prairien, allein manche Stämme bringen ein Mittel in Anwendung, welches derartigen Gehegen mit Fallen einigermaßen ähnlich ist. Wenn sie nämlich ermittelt haben, daß eine Büffelheerde sich in einem ebenen Theil festgesetzt hat, wo es einige von jenen tiefen Schluchten mit stark abfallenden Rändern giebt, die man Barrancas nennt, so treiben sie alle Thiere dieser ganzen Heerde zusammen und jagen sie so, daß sie von selbst in jene Abgründe hinunterspringen, und um sie dazu zu zwingen, wenden sie ein ziemlich bizarres Mittel an. Dies besteht darin, daß man das Pfahlwerk oder Gehege, welches bei den Wilden von Inner-Afrika üblich ist, durch zwei Reihen von eigenthümlichen Vorrichtungen ersetzt, die allerdings so einfach sind, daß man sie nicht Bildsäulen nennen kann, und die der Bison für Menschen hält.

Beide Reihen von diesen Vorrichtungen stehen anfangs sehr weit auseinander, nähern sich aber allmählich und stoßen an den Abgrund, wohin man die Heerde führen will. Das Drolligste daran ist, daß die Bisons selbst das Material liefern, aus welchem jene Vorrichtung gemacht wird; mit andern Worten, die aufgeschichteten Säulen, welche die Büffel für Menschen halten, und die in der That die Gestalt von solchen nachahmen sollen, sind aus dem Mist dieser armen Thiere aufgerichtet; es ist nämlich dasselbe Material, welches der Fallensteller und Pelzjäger bois de vache, Kuhholz, nennt, und womit er häufig seine Mahlzeit kochen muß, nämlich die von Luft und Sonne getrockneten Kuhfladen, welche diese Heerden in ungeheurer Menge auf den Prairien hinterlassen.

Sobald dieſe Haufen von der Größe und Geſtalt von Männern in der entſprechenden Richtung und Ausdehnung aufgerichtet ſind, vertheilen ſich die Jäger über die Prairie, wo die Biſons friedlich weiden, nähern ſich ihnen geräuſchlos und treiben ſie vorſichtig und allmählich zwiſchen die doppelte Reihe dieſer Erdmänner hinein, wie die Bauernjungen beim Schnee die Lerchen in ihre Garne treiben. Sobald die Heerde ſich in der Falle befindet, ſtürzen alle Reiter unter furchtbarem Geſchrei auf ſie los, die armen Thiere glauben ſich zwiſchen zwei Reihen von Feinden eingedrängt und laufen aus Leibeskräften gerade aus, in der Hoffnung, ſich zu retten.

Der Biſon iſt ein Thier von ſehr geringem Scharfblick; der wirre, zerzauſte Haarſchopf, der ihm über die Stirne herabfällt, geſtattet ihm nicht, ſich die Sachen genauer anzuſehen, er muß ſich mehr auf ſeine Naſe, als auf ſeine Augen verlaſſen; ungeachtet ſeines feinen Geruchsſinnes aber hat er keine Ahnung von dem Abgrund, dem er mit geſenktem Kopfe zuläuft, und wird deſſelben meiſt erſt anſichtig, wenn es zu ſpät iſt, um ihm auszuweichen. Er will dann allerdings umkehren, wird aber durch eine dichte Maſſe vorwärtsgeſchoben und hat keine andere Wahl mehr, als entweder in die Schlucht hinunter zu ſpringen, oder durch das dichte Gewühl der Nachdrängenden hinuntergeworfen zu werden. Er macht alſo den verhängnißvollen Sprung, die ganze nachfolgende Heerde folgt ſeinem Beiſpiel, und die Mehrzahl der Thiere, aus welchen ſie beſteht, findet an der Sohle des Abgrundes ihren Tod.

Man braucht wohl kaum hervorzuheben, daß bei einer derartigen Jagd die Zahl der Biſons von Jahr zu Jahr ſchnell abnimmt. Der Verbreitungsbezirk, innerhalb deſſen ſie heut zu Tage noch vorkommen, iſt nur ein ſehr geringer Theil von dem ungeheuren Flächenraum, den dieſe Thiere in früheren Zeiten einnahmen. Man

könnte eine Strecke von dreihundert Meilen auf dem rechten Ufer des Miſſiſſippi, thalabwärts von der Einmündung des Miſſouri, zurücklegen, ohne auch nur einen einzigen Biſon zu finden, und obwohl dieſer wilde Büffel in früheren Zeiten auf den Ebenen im Süden und Weſten des Rio Grande in Menge vorhanden war, ſo kennen ihn die Comantſchen, welche gegenwärtig in der Nähe dieſes Fluſſes wohnen, nur noch aus ihren Ausflügen gegen Norden. Der Verbreitungsbezirk des Biſon hat zur nördlichen Grenze den großen Sklavenſee, und erſt vor wenigen Jahren noch war er im Weſten durch die Felſengebirge beſchränkt; aber in jüngſter Zeit ſind mehrere Heerden, von den Jägern im Oſten zu hart gedrängt, über die Päſſe der Felſengebirge gegangen und haben ſich auf den Ebenen am weſtlichen Fuße derſelben verbreitet.

Man hat die zunehmende Verminderung jener nicht mehr ſo bedeutenden Heerden des amerikaniſchen Biſons durch mehr oder minder ſcharfſinnige Theorien zu erklären verſucht, allein die einzige und wahre Urſache davon iſt, daß die Indianerſtämme jetzt das Pferd beſitzen. Hat die Büffeljagd dem Indianer geſtattet, den Ackerbau zu vernachläſſigen, ſo wird der Comantſche vielleicht genöthigt werden, den Boden wieder zu bearbeiten, wenn die letzte Büffelheerde verſchwunden iſt, indem dieſes Thier entweder auswanderte oder bis auf das letzte Paar ausgerottet würde. Dieſer Schluß wäre logiſch richtig, wenn dem Comantſchen und Lipan nicht das Pferd bliebe, welches nicht nur unter vielen Stämmen im Weſten zum Nahrungsmittel dient, ſondern denſelben auch andere Mittel zum Fortkommen liefert. Wollte ſich der Indianer ausſchließlich vom Pferdefleiſch nähren, ſo würde auch dieſe Hilfsquelle bald für ihn erſchöpft ſein; von Natur aus ſorglos und unbedacht, wird der Indianer nie ſo viele Pferde züchten, um ſich davon nähren zu können, wenn er erſt einmal keine Biſons mehr haben wird, und die

Caballadas oder Heerden von wilden Pferden lassen sich nicht so leicht einfangen, als die schwerfälligeren Heerden der wilden Wiederkäuer.

In Erwartung jenes Zeitpunkts, wo der Hunger ihn nöthigen wird, seine Lebensweise zu verändern, führt der Comantsche einstweilen Krieg mit seinen Nachbarn, d. h. er veranstaltet Raubzüge gegen sie, um sie zu plündern, zu bestehlen und ihnen Lösegeld abzupressen, ihr Vieh davon zu treiben und ihre Weiber und Kinder in die Gefangenschaft zu schleppen. Als die Vereinigten Staaten nach dem letzten Kriege mit Mexiko Frieden schlossen, hatten sie sich verpflichtet, dafür zu sorgen, daß die mexikanischen Gefangenen, die sich unter den Comantschen befanden, und deren Zahl man auf 4000 schätzte, ihren Familien zurückgegeben würden. Allein die Vereinigten Staaten hatten mit ihren eigenen Angelegenheiten genug zu schaffen und kamen ihrer Verpflichtung nicht nach, so daß jene Gefangenen noch immer auf ihre Befreiung warten und die Frechheit der Comantschen durch ihre Straflosigkeit gestiegen ist. Es sind kaum zwölf oder fünfzehn Jahre her, daß die Comantschen den Sohn des Gouverneurs des Staates Chihuahua in die Gefangenschaft schleppten, und der Gouverneur, einer der tapfersten Soldaten der mexikanischen Republik, wagte trotz seines Muthes und ungeachtet seiner Stellung die Befreiung seines Sohnes doch nicht mit den Waffen in der Hand zu versuchen, sondern bezahlte für ihn das Lösegeld, das ihm auferlegt worden war.

Noch bis auf den heutigen Tag fällt der Comantsche ungestraft in die nördlichen Staaten von Mexiko ein und findet daselbst kaum Widerstand. In den Hundstagen, wenn das Gras der Prairie fast zu Staub verdorrt ist, und weder Pferde noch Büffel ihre Nahrung finden, vereinigen sich die einzelnen Stämme der Comantschen und ziehen in einer langen Heeressäule in südlicher und südwestlicher

Richtung nach den Grenzen von Mexiko, den Schwärmen der Wanderheuſchrecken gleich, welche ihre Bahn ebenfalls mit Verwüſtung und gänzlicher Verheerung bezeichnen. Ein Gehöfte um das andere wird von ihnen überfallen und niedergebrannt, die erwachſenen Männer ermordet, Weiber und Kinder in die Sklaverei geſchleppt und das Vieh fortgetrieben. Keine Seele darf entrinnen, um die Kunde von dem Anzuge der Indianer weiter zu tragen. In der Nähe der Städte und Flecken angekommen, macht die wilde Schaar in irgend einer Niederung Halt und erwartet die Nacht. Die Farben werden hervorgeſucht, um das Geſicht zu bemalen, das geflochtene Haar wird mit Federn beſteckt, und jeder Krieger rüſtet ſich zum Ueberfall. Sobald die ſtille Nacht herabgeſunken, ſetzt ſich die ganze Schaar zu Pferde und löſt ſich in eine weite Kette auf, welche den Ort von allen Seiten einſchließt. Iſt die Umzingelung vollzogen, ſo ertönt das Mark und Bein durchdringende ſcheußliche Kriegsgeſchrei. Die rothen Reiter ſprengen von allen Seiten heran, ſchließen die Kette dichter und überfallen die friedlichen Wohnungen. Mord, Plünderung, Sengen und Brennen ſind noch die geringſten Greuel, welche bei einem ſolchen Ueberfall vorkommen. Die Männer werden erſchlagen, gleichviel ob ſie ſich widerſetzen oder nicht. Weiber und Kinder werden gefeſſelt und auf die Pferde und Maulthiere oder an den Schweif derſelben gebunden, um in die Sklaverei geſchleppt zu werden. Greiſe, Kranke und Schwache erliegen unter den Lanzenſtichen der wilden Rothhäute. Die Heerden werden zuſammengetrieben, die Laſtthiere mit der Beute bepackt, und wenn der viehiſche wilde Krieger allen Leidenſchaften gefröhnt und ſich an Brutalitäten überſättigt hat, ſo zieht die Schaar weiter und ſetzt ihren Raubzug fort, bis ihre Beute ſo groß und die geraubten Heerden ſo zahlreich ſind, daß ſie ſie kaum mehr weiter bringen können und nun an den Heimweg denken müſſen. Selten werden ſie auf demſelben verfolgt;

jeder Raſtort, jedes Nachtlager zeugt von den Schwelgereien, denen ſich die ſiegestrunkenen Räuber überlaſſen. Stuten und Rinder werden geſchlachtet und am Feuer geröſtet, und obwohl ſich die Krieger bis zum Uebermaße vollgefreſſen, finden die Aasgeier und Prairiewölfe oder Coyotes, welche dieſen Zügen immer folgen, in dem verlaſſenen Lager noch immer Atzung genug, ſowohl an den Ueberreſten der geſchlachteten Thiere, als an dem abgetriebenen Vieh, das zurückgelaſſen werden muß, und an erſchöpften menſchlichen Gefangenen, mit deren Weiterſchleppung ſich die Comantſchen nicht länger plagen wollen, und die ſie nicht einmal durch einen raſchen Tod von ihren Qualen erlöſen. So kehrt der Comantſche und Lipan, vom Blute ſeiner wehrloſen Opfer rauchend und mit den Kopfhäuten der Erſchlagenen geſchmückt, in ſein heimathliches Dorf oder zum Lager ſeines Stammes zurück, um von dem Raube zu leben, bis die Biſonsjagd ihm neuen Zeitvertreib und eine neue Nahrungsquelle liefert. Er züchtet keine Heerden, ſondern er holt ſeinen Bedarf auf müheloſere Weiſe bei ſeinen Nachbarn.

Nicht ſo wohlfeilen Kaufs überſchreitet der Comantſche heut zu Tage die Grenzen von Texas, wohin er früher ebenſo häufig ſeine Raubzüge lenkte; die kühne, kriegsgeübte Bevölkerung der texaniſchen Grenze liegt mit den Indianern in ſtetem erbittertem Kampfe, und furchtbare Grauſamkeiten bezeichnen dieſen auf beiden Seiten. In früheren Jahren beſtand eine eigene Grenzwache von kühnen, berittenen Schützen, den ſogenannten Rangers, unter dem Befehl des Oberſten Hayes zum Schutze der nördlichen und weſtlichen Niederlaſſungen in Texas. Tauſende von Indianern verbluteten unter den Kugeln und Meſſern dieſer Rangers, die ſich aus den kühnſten und verzweifeltſten jungen Männern der ganzen Union und theilweiſe auch aus jungen Einwanderern rekrutirten, welche die Noth unter die Fahne getrieben hatte. Aber trotz den blutigen Repreſſa-

lien, welche die Texaner nach dem Geſetz der Wiedervergeltung an den rothen Kriegern genommen haben und noch nehmen, führt der Comantſche noch bis auf den heutigen Tag nichtsdeſtoweniger ein luſtiges unbeſorgtes Leben. Er iſt nicht der ſchweigſame, finſtere Feind der großen Wälder, deſſen Bild uns Cooper gezeichnet hat; der Comantſche iſt im Gegentheil leicht hinweg und lebhaft, geſchwätzig und ruhmredig und immer zum Lachen aufgelegt. Fehlt ihm der Biſon, ſo tödtet er eines ſeiner Pferde, an denen er immer Ueberfluß hat, und reitet auf die Jagd oder in den Krieg, ohne ſich um irgend etwas Anderes zu bekümmern! Er hat ja Weiber und Sklaven, denen die eigentliche Arbeit zufällt. In ſeinen Mußeſtunden ergötzt er ſich mit Pferderennen, Tanz, Gelagen und männlichen Uebungen oder beſchäftigt ſich mit ſeinem Putze, auf welchen er manchmal große Sorgfalt verwendet. Seine Tracht beſteht, wie bei allen Indianern der Prairien, aus einer Art Hemd oder Blouſe von Hirſchfell, einer Art Halbſtiefeln, welche Mocaſſinen heißen, und aus hohen Reitkamaſchen, die mit Franzen verziert ſind; ſtatt des Mantels wirft er eine gegerbte Büffelhaut über die Schultern und trägt dieſelbe mit ſo viel Würde, als der Römer ſeine Toga. Sein Kopfputz beſteht bald in einer Krone von Federn, bald in der Kopfhaut eines Büffels, an der ſich noch beide Hörner befinden. Begiebt er ſich aber auf den Kriegspfad oder beſſer geſagt auf einen Raubzug, ſo legt er all' dieſen Putz ab und behält nur ſeine Mocaſſinen, ſeine großen Reitkamaſchen, eine Art lederner Schürze anſtatt des Beinkleids und erſetzt ſein Hemd durch eine Schicht Malerei, meiſt von ſcharlachrother Farbe, welche ihm ein abſchreckendes Aeußere geben ſoll. Dies iſt jedoch kaum nöthig; er braucht ſich nur zu zeigen, um dem Feinde Schrecken einzuflößen, denn ſeine bloße Erſcheinung bedeutet ſchon Blutvergießen und Plünderung.

Der Beſitz des Pferdes macht die berittenen Indianer der

Prairien auch weit wilder und unzähmbarer, als die nördlichen Stämme der Wälder. So lange Jenen das Pferd bleibt, werden sie nicht wieder zum Spaten und zur Pflugschar zurückkehren und stets den Krieg über die Arbeit stellen. Es liegt nicht blos für den wilden, sondern auch für den civilisirten Menschen eine Art berauschender Reiz in dem Bewußtsein, auf dem Rücken eines muthigen, feurigen Pferdes zu schweben, dasselbe seinem Willen unterthan zu sehen und mit ihm in wildem Fluge den Raum zu durchmessen! Diese wilde Lust und aufregende Thatkraft hat den Charakter dieser berittenen Stämme längst umgeändert, wird sie stets zu Feinden der Civilisation und des rührigen Fleißes einer ehrenhaften Bevölkerung machen und dem weißen Manne, der jene unabsehbaren Gebiete der Prairien seinem Vortheil dienstbar machen will, keine andere Wahl übrig lassen, als in langem erbittertem Kampfe die rothhäutigen Reiter der Prairien endlich aufzureiben.

VIII.

Das Waſſervolk des Maracaibo-See's.

Die Gebirgskette der Andes, welche an der äußerſten Südſpitze von Südamerika beginnt, begnügt ſich nicht nur, dieſes Feſtland in ſeiner ganzen Längenausdehnung zu durchziehen, ſondern ſetzt ſich auch durch Central-Amerika fort, durchläuft Mexiko und ſteigt bis zum nördlichen Eismeer hinan. Ihr könnt euch aber wohl denken, daß dieſe ungeheure Gebirgskette ſich nicht auf ihrer ganzen Länge mit der Regelmäßigkeit eines Feſtungswalles erhebt; ſie theilt und vergabelt ſich vielmehr an mancher Stelle, ſpringt weithin in ungeheuren Ausläufern vor und ſendet bisweilen wahre Sierra's aus, die bald große Thäler zwiſchen ſich einſchließen, bald ſich in Hochebenen von bedeutender Höhe ausbreiten. Einzelne dieſer Hochebenen erreichen eine Höhe von mehr als ſiebentauſend Fuß über der Meeresfläche und enthalten einige der wichtigſten Städte von Mexiko und Peru.

Dieſe Parallelen kleinerer Gebirgsketten vereinigen ſich auf verſchiedenen Punkten, die man Knoten nennt, bilden dann eine mehr oder minder beträchtliche oder ausgedehnte Gebirgsmaſſe und treten von Neuem in verſchiedene Zweige auseinander.

Ein ſolcher Bergrieſe theilt ſich unter dem zweiten Breitengrade nördlich vom Aequator in zwei große Zweige, von denen der eine

ſich nach dem Iſthmus von Panama hinzieht, während der andere ſich rechts wendet und die öſtliche Grenze des Beckens des Magdalenen-Stromes bildet. Jeder dieſer beiden Zweige zertheilt ſich ſeinerſeits wieder ſo, daß er den Aeſten eines Stammbaumes gleicht, welcher vier oder fünf verſchiedene Generationen darſtellt. Wir haben es hier jedoch nur mit dem öſtlichen Zweige dieſes Gebirgsſtammes zu thun, welcher, wenn er den ſiebenten Grad nördlicher Breite erreicht, ſich abermals in zwei Aeſte theilt, die erſt weit auseinander treten, eine Curve beſchreiben und ſich dann einander wieder nähern, als ob ſie ſich abermals vereinigen wollten. Der weſtliche Aſt geht gerade auf ſein Ziel zu, der linke oder öſtliche Aſt ſcheint anfangs ungewiß, was für einen Weg er einſchlagen ſoll, wendet dann nach kurzem Zaudern ſeinem alten Kameraden den Rücken und ſchlägt die Richtung gerade nach Oſten ein, bis er in dem Vorgebirge von Santa-Paria ausläuft.

Allein nicht ſeine ganze Maſſe hat derſelben Eingebung gehorcht; während der Hauptaſt noch unentſchieden zwiſchen den Linien ſchwankte, die ihm offen ſtanden, hat ſich ein ungeheurer Ausläufer davon abgelöſt, um weſtwärts zu ſtreichen, als ob er ſich mit dem linken Aſte vereinigen wollte. Trotzdem durften ſie nicht zuſammenſtoßen, denn da, wo ſie einander gegenüberſtanden, machten ſie plötzlich Halt und beſchrieben auf dieſe Weiſe ein Hufeiſen anſtatt eines Kreiſes. Dieſes Hufeiſen mit ungeheurer Curve umſchließt ein Thal, das beinahe den dritten Theil des Flächenraums von Deutſchland hat und in ſeinem Mittelpunkte einen Waſſerſpiegel einſchließt, der ungefähr ein Drittel ſeiner Oberfläche einnimmt. Dieſen Waſſerſpiegel nannten die erſten Erforſcher der neuen Welt den See von Maracaibo nach dem Namen eines Kaziken oder Häuptlings, den ſie an ſeinen Ufern trafen.

Obwohl jedoch die Entdeckung dieſes See's in die älteſten Zei-

ten der Eroberung von Südamerika fällt, und derselbe ganz in der Nachbarschaft der europäischen Colonien liegt, so sind doch der See von Maracaibo und der ihn umgebende Landstrich uns bis auf den heutigen Tag noch so wenig bekannt, wie die innersten Wüsten von Central-Afrika.

Und doch gehört dieses weite Thalbecken zu den interessantesten Theilen der Welt und hat nicht nur eine eigenthümliche Thierwelt, sondern seine Flora gehört auch zu den reichsten und eigenthümlichsten der ganzen Welt. Wollte man ein Verzeichniß der verschiedenen Gewächse aufnehmen, die in diesem Thalbecken vorkommen, so müßte man beinahe alle Gewächse des tropischen Amerika aufzählen. Von medicinischen Pflanzen finden sich daselbst die Saffafras, die Sassaparille, der Baum, welcher den Copaivabalsam liefert, die Cinchoneen, von denen die Chinarinde kommt, und der Baum, welcher die Angosturarinde liefert; und findet man daselbst den giftigen Barbasco und die Liane, welche das Pfeilgift oder Currari liefert, so findet man auch das Gegenmittel für diese gefährlichen Gifte in dem Guayac und der Mikania guaco. Von Handelspflanzen kommen daselbst unter vielen andern vor: Der Indigo, der Annotto, der Chica, der Brasilietto, das Drachenblut, die sämmtlich als wichtige Färbemittel bekannt sind, und außerdem liefern die dortigen Wälder noch eine Menge der köstlichsten Hölzer, die durch die Verschiedenheit ihrer Färbung und die Feinheit ihrer Textur dem Verfertiger musikalischer Instrumente und feiner Möbeln die reichste Auswahl von Material an die Hand geben.

Man ist noch nicht einmal im Stande gewesen, all' die Reichthümer zu ermitteln, welche nur allein die Pflanzenwelt jenes Landstrichs enthält. Einige kleine Niederlassungen, an der Mündung jenes See's gelegen, — hier und da ein armseliger Flecken, dessen Bewohner sich nur von der Küstenfahrt oder dem Fällen der Farbe-

hölzer ernähren, — einige zerstreute kleine Fischerdörfer, und in gewaltigen Zwischenräumen einige Rindviehheerden oder eine Anpflanzung von Coca, — dies sind die einzigen Spuren davon, daß der Mensch von diesem reichen Gelände Besitz ergriffen hat!

Man hat den See von Maracaibo bisweilen schon als einen Meerbusen oder Meeresarm bezeichnet, allein mit Unrecht. Dieser Name gebührt nur dem Golf von Maracaibo, der allerdings nur eine Ausbuchtung des Karaiben-Meers ist. Allein der innere Wasserspiegel oder See, der mit jenem Meerbusen in Verbindung steht, und dessen Schilderung uns hier beschäftigt, unterscheidet sich von jenem wesentlich. Er ist ein vollkommener Süßwassersee und von dem Golf durch einen schmalen Canal getrennt — durch einen Canal, dessen Wasser nicht einmal salzig ist, außer etwa zur Zeit der hohen Springfluthen oder bei anhaltendem Nordwind, welcher die Wogen des Meeres aus dem Golf in diesen Canal hereintreibt.

Der See von Maracaibo bildet von Norden nach Süden ein Oval, an welches sich jener Canal wie ein Handgriff anschließt, so daß er demselben die Gestalt einer Mandoline giebt. Diese Aehnlichkeit ist auch den Spaniern nicht entgangen, bei denen die Mandoline ein sehr beliebtes und allgemein verbreitetes musikalisches Instrument ist.

Eine andere Eigenthümlichkeit des Maracaibo-See's ist die geringe Tiefe seiner Gewässer in der Nähe des Ufers; er ist nämlich sehr weit von dem Kamme des Gebirgs entrückt, dessen letzte Hügelwellen sich in dem Thale verlieren, und bedeckt auf diese Weise die Basis jener unmerklichen Abhänge, welche nur allmählich in die Thalsohle auslaufen und von den äußersten Rändern seiner Gewässer verhüllt werden. Die Mitte des See's bildet allerdings einen tiefen Kessel, allein man kann an manchen Stellen vom Gestade aus mehrere tausend Schritte weit in das Wasser hineinwaten, ohne daß es Einem

über die Achselhöhlen reichte; aber plötzlich verläßt Einen der Boden unter den Füßen und macht einem tiefen Abgrunde Platz. Noch seltsamer ist eine Naturerscheinung, welche seit Christoph Columbus' Zeiten nicht allein den Neugierigen ein Räthsel gewesen ist, sondern worüber sich auch die Gelehrten vielfach den Kopf zerbrochen haben, ohne jenes Phänomen auf befriedigende Weise erklären zu können. Dieses besteht in einer merkwürdigen Helle oder einem großen Licht, das mitten in der Nacht an der südlichen Spitze des See's erscheint und durch sein phosphorescirendes Leuchten große Verwandtschaft mit dem Irrlicht unserer Sümpfe hat. Es ist wahrscheinlich auch von derselben Beschaffenheit, jedoch weit stärker, da es auf eine sehr große Entfernung hin sichtbar ist. Weil es sich in der Richtung des Canals befindet und immer an demselben Orte erscheint, vertritt es den Fischern und den Handelsfahrzeugen, welche den See befahren, die Stelle eines Leuchtthurms und heißt bei den Seeleuten dieser Gewässer die Laterne von Maracaibo.

Man will mit einigem Grund von Wahrscheinlichkeit behaupten, jenes Phänomen werde durch die Ausdünstungen eines sehr großen Sumpfs hervorgebracht, welcher an der Einmündung des Zulia liegt, wo gerade auch jene geheimnißvolle Helle sich zeigt. Die Atmosphäre hat dort gewöhnlich eine höhere Temperatur, als an den umliegenden Orten, und man schließt daraus, daß sie sehr elektrisch sei. Woher nun aber jene räthselhafte Helle auch rühren mag, so ist wenigstens so viel gewiß, daß sie sich immer nur in aller Stille zeigt, und daß man seit Menschengedenken von keiner Explosion weiß, welche gleichzeitig mit ihr stattgefunden hätte.

Allein der interessanteste unter all' den merkwürdigen Charakterzügen des Maracaibo-See's ist die Bevölkerung, welche ihn und seine Ufer bewohnt. Als die Spanier den Küsten des Golfes folgten und die Mündung des Canals erreichten, gewahrten sie nicht nur

einzelne Hütten, ſondern ganze Dörfer, die auf dem See zu ſchwimmen ſchienen; als ſie denſelben näher kamen, ſahen ſie, daß dieſe Dörfer auf Pfählen erbaut waren. Dies erinnerte ſie an die Stadt Venedig, die ebenfalls mitten im Waſſer liegt, und ſie gaben dieſem Theil der Küſte den Namen Venezuela oder Klein-Venedig, welcher bis auf den heutigen Tag der ganzen Provinz verblieben iſt.

Die zu jener Zeit bemerkten Dörfer ſind längſt verſchwunden, aber man fand ſpäter noch viele ähnliche in den Gewäſſern des See's ſelbſt, und es exiſtiren noch bis auf den heutigen Tag einige, wovon die bedeutenderen fünfzig bis hundert Familien enthalten. Die Bewohner einiger dieſer Flecken haben ſich bekehrt, d. h. den Unterricht der ſpaniſchen Miſſionäre angenommen. Eines ihrer Dörfer zeichnet ſich durch ein Gebäude aus, das die übrigen an Größe und anſpruchsvoller Bauart übertrifft und von einem Thürmchen überragt iſt, deſſen Glocke beurkundet, daß der mönchiſche Einfluß die Macht des Kaziken erſetzt hat. Trotzdem hat auf dem weſtlichen Ufer der Goajiro oder wilde Indianer ſich nicht allein ſeine Unabhängigkeit behalten, ſondern er überfällt zuweilen die Beſitzungen des Prieſters und der Soldaten, die er noch immer als Uſurpatoren betrachtet.

Obwohl ſie zum ſelben Stamme gehören, unterſcheiden ſich die Dorfbewohner des See's nach Charakter und Lebensweiſe weſentlich von dem Goajiro; der Eine iſt kriegeriſch, die Anderen ſind ſanft und friedliebend und leben nur vom Ertrag ihrer Arbeit. Sie widmen ſich dem Fiſchfang und bisweilen auch der Jagd, verfolgen jedoch weniger den Hirſch, der in den Grasfluren an den Ufern des See's vorkommt, als vielmehr das Waſſergeflügel, von denen der See wimmelt, und das ihr Lieblingswildpret iſt. Allein wir wollen nicht vorgreifen und uns zunächſt mit der eigenthümlichen Wohnung dieſer Indianer befaſſen.

Wenn ſie ſich nämlich ein Haus bauen wollen, müſſen unſere

Maracaibier, wie alle Baulustigen, zuerst einen passenden Platz dazu aussuchen, wo zunächst das Wasser nicht sehr tief ist. Je weiter es jedoch vom Ufer entfernt liegt, desto besser wird es den Ansprüchen des Erbauers genügen, welcher es hauptsächlich auf eine Sandbank oder eine inselartige Untiefe abgesehen hat. Ist die gewünschte Stelle ermittelt, so sieht sich unser Indianer nach einer gewissen Anzahl sehr dicker Bäume um, welche lang genug sind, um ihm als Pfeiler zu dienen. Hierfür taugen ihm jedoch nicht alle Holzarten, denn nur wenige würden dem Einflusse des Wassers genügend widerstehen und wären vor den Angriffen der Bohrwürmer geschützt, von denen der See wimmelt. In einem solchen Medium zu bauen erfordert viel Zeit und Mühe, wenn man daselbst auch nur eine plumpe Hütte errichten will; und um nicht zu unaufhörlichen Ausbesserungen genöthigt zu sein, sucht unser Indianer von vorne herein seiner Behausung die größtmöglichste Solidität zu geben.

Es giebt in den benachbarten Wäldern ein Holz, welches ganz eigens für seinen Zweck geschaffen erscheint, nämlich das Palo santo (Lignum sanctum) der Spanier, welches bei den Eingeborenen Gayac, bei den Gelehrten Guajacum heißt, nämlich das sogenannte Pockholz, aus welchem man bei uns die harten Kegelkugeln verfertigt. Dieser Baum hat eine Höhe von ungefähr hundert Fuß, eine schirmförmige Krone und prächtige Blüthen von einem schönen Orangegelb; sein Holz ist so hart, daß es die Axt abstumpft, und die Indianer wähnen, wenn es sehr lange vergraben werde, so verwandle es sich in Eisen. Würde man dies buchstäblich nehmen, so wäre dieser Glaube allerdings ein irriger, aber doch mehr zu rechtfertigen, als man vermuthen sollte; bleibt nämlich dieses Holz, das schon von Natur aus so hart ist, lange im Wasser des See's eingetaucht, so versteinert es sich förmlich, und man findet nicht nur häufig am Ufer versteinertes Pockholz, sondern bemerkt noch weit häufiger an den

Pfeilern dieſer Waſſerhäuſer eine ähnliche Veränderung, ſo daß dieſe Pfoſten ſich in förmliche Säulen verwandelt haben. Dieſen koſtbaren Baum nun ſucht unſer Indianer auf, um daraus das Fundament ſeines Hauſes zu machen; er ſchlägt ſeine Pfeiler von der erforderlichen Länge, ſchleppt ſie an den Rand des See's und bringt ſie dann, natürlich zu Waſſer, an den Ort, wo ſie eingerammt werden ſollen. Hat er ſeinen Pfahlroſt vollendet, ſo bringt der Erbauer darauf eine Plattform von leichterem Holze an und wählt hierzu gewöhnlich das Holz des Bombax oder Seidenwollenbaums, namentlich von Bombax ceiba und Bombax globosum oder auch vom ſchwarzen Cedrel (Cedrela odorata) aus der Familie der Meliaceen, welche beide in Menge an den Ufern des See's vorkommen.

Auf dieſer Plattform, welche ſich ungefähr vier Fuß über den Waſſerſpiegel erhebt, werden die Wände errichtet, welche nun die Hütte bilden und das Dach derſelben tragen ſollen. Hierzu genügen junge Bambusrohre, deren Zwiſchenräume nicht einmal mit Flechtwerk verſehen werden, denn in dieſem Lande iſt die Kälte unbekannt, und der Menſch bedarf daher keiner dichten Mauern. Es giebt freilich eine Jahreszeit, wo der Regen ſich in gewaltigen Strömen vom Himmel ergießt, allein man ſchützt ſich gegen denſelben mittelſt der großen Blätter der Enea und Vihai, zweier Piſangarten, welche die Stelle eines Schiefer- oder Ziegeldaches vollſtändig vertreten. Die Natur iſt in dieſer Zone überaus freigebig und ſorgt aus freien Stücken für alle Bedürfniſſe des Menſchen; um die einzelnen Stücke ſeiner Zimmerung zu befeſtigen, liefert ſie ihm ſogar Stricke in den Stengeln von Lianen, welche in grünem Zuſtande zuſammengedreht und angewendet werden, ſich beim Trocknen dann zuſammenziehen und die Balken und Dachſparren ſo feſt zuſammenhalten, daß das Dach auch dem ſtärkſten Sturme widerſteht.

Jetzt iſt die Behauſung vollendet, und es fragt ſich nur, weshalb

unſer Indianer ſie auf ſo ſeltſame Weiſe in das Waſſer hineingebaut hat. Wir haben zwar ſchon geſagt, daß er vorzugsweiſe vom Fiſchfange lebt; allein er konnte ja ſein Haus am Ufer errichten und demſelben dadurch zweierlei Zugänge geben, während man dahin, wo es ſich jetzt befindet, nur in einem Kahne kommen kann. Hätte er es am Lande erbaut, ſo wäre er den Wäldern näher geweſen und würde ſich die ungeheure Mühe erſpart haben, die ihm das Hinſchleppen ſeiner Pfeiler verurſacht hat. Der einzige Grund, welcher den Indianer zu ſolcher amphibiſchen Lebensweiſe zwingt, iſt lediglich ein winzig kleines Inſekt, nicht größer als die Schnacken, die uns im Sommer ſtechen, aber gefährlich durch ſeine giftigen Waffen und furchtbar durch die Anzahl, in welcher es vorkommt. Ihr habt wohl ſchon errathen, daß es ſich hier um Stechmücken handelt, von denen kein Land mehr wimmelt, und die nirgends blutdürſtiger ſind, als in den Umgebungen dieſes See's. Es giebt hier Stechmücken von allen Arten: Jejens, Zancudos und Tempraneras zu Milliarden; jede Art erſcheint zu einer gewiſſen Stunde des Tags oder der Nacht; ſie ziehen abwechslungsweiſe auf die Wache, wie die ſpaniſchen Anſiedler dieſer Gegenden zu ſagen pflegen, und ſetzen ihre blutdürſtigen Angriffe kaum einen Augenblick aus. Nun trifft es ſich aber glücklich, daß die Stechmücken, deren Lieblingsaufenthalt feuchte Gegenden, ſumpfige Orte und die Ufer von Gewäſſern ſind, ſich ſelten vom Lande entfernen; es behagt ihnen nur im Schatten des Laubes, im Graſe, unter den Waſſerpflanzen und in den Bäumen, in deren Nähe ſie ihre Umwandlung durchgemacht haben; ſie verlaſſen das Ufer nicht und fliegen nur über das Waſſer hin, wenn der Wind ſie dorthin treibt.

Ihr wißt nun, aus welchem Grunde die Maracaibier ſich in dem See niederlaſſen: — nämlich um den Stechmücken zu entgehen. Die Indianer tragen nämlich, wie die meiſten Eingeborenen des

tropiſchen Amerika und ſelbſt noch höherer Breiten, ſtatt aller Kleidung nur einen Gürtel oder eine Binde, welche zwiſchen den Schenkeln hindurchgeht, wie wir es bei den Indianern am Amazonenſtrome ſehen werden. Nur die bekehrten Eingeborenen tragen ein etwas ſchicklicheres Koſtüm, nämlich eine Schürze von Baumwollenſtoff, oder auch nur von Palmenfaſern, welche ihnen bis an die Kniee reicht.

Allein der Menſch bedarf nicht nur Kleidung und Wohnung, ſondern noch in höherem Grade auch die Nahrung. Da der Fiſchfang die Hauptbeſchäftigung unſeres Indianers iſt, ſo liefern ihm die Gewäſſer des See's in dieſer Beziehung unerſchöpfliche Hilfsquellen. Er findet hier zunächſt die Liga, eine wohlbekannte Rochenart mit röthlichen und bläulichen Streifen auf weißem, ſilberglänzendem Grunde; dieſer Fiſch iſt über einen Fuß lang, von trefflichem Geſchmack und wird getrocknet nach den Antillen ausgeführt. Viele Bewohner der Küſte von Cumana und Margarita befaſſen ſich mit ſeinem Fang; aber obwohl die Liga ein Meeresfiſch iſt, ſo kommt ſie trotzdem auch im Süßwaſſer des Maracaibo-See's vor und wird daſelbſt mit Schleppnetzen gefangen, zu welchen der Bindfaden aus den Blattfaſern der Agave oder der Endknospe der Mauritiapalme gewonnen wird. Selbſt der Laich der Liga, wenn er in der Sonne getrocknet iſt, erfreut ſich eines großen Rufes und bildet den Gegenſtand eines ſehr wichtigen Handelsverkehrs.

Noch ein weit köſtlicherer Fiſch iſt der Pargo, deſſen weiße Schuppen einen röthlichen Anflug haben, der aber nicht ſehr häufig vorkommt.

Gewiſſe Theile des Maracaibo wimmeln ſo ſehr von einem kleinen, reizenden Fiſche, welcher Doncella (wörtlich: junges Mädchen) heißt, daß eine der Buchten des See's den Namen Laguna da doncella führt.

Der Vagre, ein häßlicher Fiſch mit plumpem Kopf und unge-

heurem, von Bartfäden umgebenem Maul, wird ebenfalls von unſern Indianern häufig gefangen oder vielmehr mit der Lanze oder mit Pfeilſchüſſen erlegt, wenn er an die Oberfläche des Waſſers emporſteigt. Auf gleiche Weiſe erlegen ſie auch den Carite, einen Fiſch von beinahe runder Form, welcher ungefähr 10 Fuß im Umfang hat und mit dem vorigen an Häßlichkeit wetteifern kann.

Der See liefert auch noch die Viejita oder das alte Weib, einen Fiſch, der ſich nur von junger Fiſchbrut und hauptſächlich von kleinen Kruſtern nährt und ſeinen ſeltſamen Namen einem eigenthümlichen Geräuſch verdankt, welches er hören läßt, und das mit der meckernden Stimme einer hochbetagten ſchwachen Matrone verglichen wird.

Einer der häufigſten Fiſche des Maracaibo iſt die Dorade, die ihren Namen dem ſchönen Farbenſpiel und Goldglanz ihrer Schuppen verdankt und mit Angel und Leine gefangen wird, ohne andern Köder als ein kleines weißes Läppchen; dieſer Köder ſchwankt fortwährend in Folge der Bewegung des Kahns, woran die Leine angebunden iſt, und zieht die Dorade ſo ſehr an, daß ſie in den darunter verborgenen Angelhaken einbeißt.

Ferner erwähnen wir noch die Lebranche, die ſich in beträchtliche Schwärme zuſammenſchaart und zur Zeit des Laichens in die Lagunen und Flüſſe hinaufſteigt; die Gugina und verſchiedene Arten von Sardinen und Anchovis, welche in Menge gefangen, mit ſcharfen Gewürzen eingepökelt und, in Blechbüchſen verſchloſſen, nach Europa geſchickt werden. Alle dieſe Fiſche liefern ihr Contingent zu dem Gewerbefleiß unſeres Indianers, der einen förmlichen Handel treibt.

Aber der Menſch lebt nicht von Fiſch allein, und der Maracaibier will auch ein wenig Caſſava oder Maisbrod verſpeiſen, wozu er das Mehl kaufen muß. Ferner hat er noch andere Bedürfniſſe, und die Koſten ſeines Unterhalts ſind geſtiegen, ſeit er bekehrt worden iſt; gewiſſe Ausgaben, die er früher nicht kannte, zwingen ihn jetzt, Geld

zu machen, denn Taufen, Hochzeiten und Begräbnisse sind kein unentgeltlicher Luxus; unser Indianer weiß von dem Mönche, der ihn ganz beherrscht, daß es ohne diese religiösen Förmlichkeiten für ihn kein Heil in der andern Welt giebt, und er arbeitet daher mit einem unbeschreiblichen Eifer. Außerdem hat er noch den Zehnten, die Kirchensteuern und unzählige andere Ausgaben für religiöse Zwecke zu bestreiten, und vor Allem quält ihn die Befürchtung, nicht so viel zu hinterlassen, damit sein Begräbniß bestritten werden könnte, und diese Angst ist ein weiterer Sporn für unsern Indianer.

Da der Fischfang zu seinem Fortkommen nicht ausreicht, so legt er sich auch auf die Jagd. Beim Herannahen des Winters verlassen alle die Vögel, welche in der kalten Zone nisteten, ihren Sommeraufenthalt und vertauschen jene eisigen Regionen mit einem mildern Klima. Unzählige Schaaren von Wildenten, Krickenten und Schwimmvögeln aller Art nehmen nun ihren Standort auf dem See und versprechen dem Jäger reiche Ernte. Allein dieses Geflügel ist trotz seiner Unzahl so schwer zu beschleichen, daß der Indianer davon nur wenig erlegen würde, wenn er sich nicht einer besondern List bediente. Er versieht sich nämlich zu diesem Behuf mit einer gewissen Anzahl von Kürbissen oder Kürbisflaschen, die mindestens die Größe seines Kopfes haben. Eine Pflanze aus der Familie der Kürbisse, die Cucurbita lagunaria, und ein Baum, die Crescentia cujete, welche beide in der Nähe des See's wachsen, liefern ihm diese Früchte in beliebiger Anzahl. (Diese Crescentia cujete oder der Calebassenbaum kommt nämlich im ganzen tropischen Amerika vor und trägt eine große, kürbisartige Frucht, die mit einem säuerlichen Fruchtfleisch angefüllt ist, das die Negersclaven essen, und woraus man auch erweichende Umschläge bereitet. Die harte Schale dieser Frucht vertritt den Eingeborenen die Flaschen und dient zur Aufbewahrung von Flüssigkeiten.) Der Indianer füllt seinen Kahn mit solchen Kür-

biſſen, wählt einen Ort, wo Nichts das Geflügel erſchrecken kann und wo ihm das Waſſer nicht über das Kinn reicht, wenn er in demſelben herumſpazieren will. Er ſtellt dieſe Anforderung nicht um ſeiner ſelbſt willen, denn er ſchwimmt eben ſo gut wie die Enten; aber es iſt nothwendig, daß er zu jeder Stunde die Vögel beobachten kann; und wie will er dies anſtellen, wenn ſie zu weit vom Ufer entfernt ſind?

Wenn er alſo einen paſſenden Ort gefunden hat, ſo ſtreut er hier die Kürbiſſe aus, die er in ſeinem Kahn mitbrachte; dieſe ſind leicht und ſchwimmen auf dem Waſſer, und damit ſie nicht vom Wellenſchlage davongetrieben werden, hat der Indianer ſie mittelſt eines Bindfadens befeſtigt, der am andern Ende einen Stein trägt; der Stein ſinkt zu Boden, die Kürbisflaſche bleibt da und ſchwimmt wie eine Waſſerpflanze auf der Oberfläche.

Iſt dies Geſchäft beſorgt, ſo entfernt ſich der Indianer; die Vögel betrachten anfangs mißtrauiſch und furchtſam die gelben runden Gegenſtände, welche in ihren Bereich hineingekommen ſind; aber die Zeit vergeht, die Eindringlinge thun ihnen Nichts zu Leide, die Furchtſamen werden kühner, die Keckeren ſchwimmen heran, von Neugier getrieben, und jede der Enten wagt ſich ſchließlich unter die harmloſen gelben Kugeln hinein. Es ſtellt ſich immer ſicherer heraus, daß dieſe ſchwimmenden Schalen nicht zu fürchten ſind, und die Enten kommen und gehen wie zuvor, ohne die mindeſte Beſorgniß.

Dieſen Augenblick hat unſer Jäger erwartet; er rüſtet ſich in aller Eile aus, ſchlingt ſich einen Strick um die Hüften, woran viele kleine Schlingen befeſtigt ſind, ſteckt den Kopf in einen Kürbis, der genau den hier herumſchwimmenden gleicht, nur mit dem Unterſchiede, daß der ſeinige mit drei Oeffnungen verſehen iſt, welche ſeinen Augen und Naſenlöchern entſprechen, und in dieſem Aufzuge läßt er ſich von der Plattform herabgleiten, wo er im Hinterhalte lag, und

ſchwimmt ſachte gegen die Enten heran. Sobald er den Ort erreicht hat, wo er gehen kann, ohne ſeine Schultern ſehen zu laſſen, ſtellt er ſich wieder auf die Beine, bewegt kaum die Oberfläche des Waſſers und miſcht ſich unter die Calebaſſen, denen die Vögel nicht mehr mißtrauen.

Die Enten ſchäkern und tändeln beſtändig; warum ſollen ſie auch dieſem neuen Gegenſtande mißtrauen, von dem ſie nach den gemachten Erfahrungen Nichts zu fürchten haben? Der liſtige Plan des Indianers iſt in der That ſo fein angelegt, daß auch vernünftigere Geſchöpfe, als dieſe Enten, ſich gleichfalls davon bethören laſſen würden, und es iſt ja überdies möglich, daß noch keiner der Vögel dieſen weiteren Kürbis wahrgenommen hat.

Merkwürdiger Weiſe jedoch gleitet dieſer neue Kürbis immer geräuſchlos zwiſchen den übrigen herum, und noch auffallender iſt es, daß alle Enten, denen er ſich nähert, ſogleich verſchwinden, und zwar nicht, indem ſie mit dem Kopf zuerſt untertauchen und den Steiß in die Höhe werfen, wie die Enten thun, wenn ſie gründeln, ſondern ſie ſinken mit einem plötzlichen Ruck hinunter, als ob man ſie an den Füßen zöge, und zwar ſo raſch, daß ſie gar keine Zeit mehr haben, einen warnenden Schrei auszuſtoßen. Dieſes auffallende Untertauchen ſetzt ſich fort, ohne daß man jedoch die tauchenden Vögel wieder zu Tage kommen ſieht; die anderen Enten werden ſchließlich mißtrauiſch gegen die bewegliche Calebaſſe und entfernen ſich davon entweder ſchwimmend oder im Fluge. Wenn aber die Liſt gewandt ausgeführt worden iſt, ſo wird der verrätheriſche Kürbis mehr als eine Reiſe von dem Orte, wo ſich die Enten befinden, nach der Stelle gemacht haben, wo die auf den Plattformen erbauten Häuſer ſtehen, und jedes Mal, ſo oft er in der Nähe dieſer letzteren angekommen iſt, könnte man bemerken, daß jener Kürbis den Kopf eines kupferrothen

Menſchen bedeckte, um deſſen Hals und Lende ein doppelter Kranz am Halſe aufgehängter Enten ſich befand.

Eine ſolche erfolgreiche Jagd giebt natürlich Veranlaſſung zu einem feſtlichen Gelage, und während der ganzen Jagdzeit thut ſich unſer Fiſcher mit Braten gütlich. Er giebt ſich keine Mühe, zu ſeinem Wildpret ein Gericht junger Erbſen zu bekommen, oder ſeinen Braten mit Thymian und Zwiebeln anzufüllen; allein eine gehörige Doſis Pimentpfeffer iſt für ihn eine unerläßliche Würze. Er hat auch gewöhnlich in irgend einem Winkel der Nachbarſchaft ein Stückchen Feld mit ſolchem Pfeffer angepflanzt, oder wenn er ihn nicht anzubauen im Stande war, ſo läßt er es ſich wenigſtens ſehr angelegen ſein, denſelben mit dem Manioc und dem Mais einzukaufen, gegen welchen er den Ertrag ſeines Fiſchfangs und ſeiner Jagd eintauſcht.

Wie wir geſehen haben, weiß unſer Indianer den Fiſch auf eine Weiſe zuzubereiten, daß er ſich weithin verſenden läßt; derſelbe wird, getrocknet und geräuchert, durch Händler aufgekauft, welche ihn nach den Antillen bringen, wo er im Verein mit dem Reis die hauptſächlichſte Nahrung der Neger bildet.

Wenn aber der Fiſchfang auch die Grundlage des Handelsverkehrs der Maracaibier ausmacht, ſo bildet er doch durchaus nicht den einzigen Handelszweig, ſondern dieſe haben noch eine weitere wichtige Hilfsquelle in der Gewinnung des Kautſchuk oder Gummi elaſticum. Dieſe werthvolle Subſtanz, deren mannichfaltige Anwendungen von Tag zu Tag ſich mehren, wird von Bäumen verſchiedener Art gewonnen, welche der Mehrzahl nach zu der Familie der Feigenbäume oder auch zu derjenigen der Wolfsmilchartigen oder Euphorbiaceen gehören. Diejenige Art, welche unſere Indianer an den Ufern des See's in Menge vorfinden, liefert einen ganz vorzüglichen Kautſchuk und heißt Seringa oder Siphonia elastica; ſie iſt ein ſehr ſchöner

Baum mit geradem Stamm und glatter Rinde, unter welcher zahlreiche Gefäße liegen, die einen weißen Milchsaft einschließen, woraus durch Verdunstung das Kautschuk gewonnen wird. Dieser Baum kommt auch noch in Guinea, wo er Hevea heißt, und in Brasilien vor, wo er ebenfalls den Namen Seringa führt. Will der Indianer den Milchsaft dieses Baumes gewinnen, so macht er einen Schnitt in die Rinde, steckt ein Hölzchen hinein, um dieselbe auseinander zu halten, und bringt am untern Ende des Schnittes ein kleines Gefäß von Thon an, welcher noch im feuchten, knetbaren Zustande und vor dem Vertrocknen angewendet wird, damit er an der Rinde anhaftet. Derselbe Baum erhält zahlreiche Einschnitte und an jedem derselben ein Gefäß zur Aufnahme des Saftes, das etwa einige Unzen enthalten mag. Hat der Saft zu fließen aufgehört, was ungefähr nach sechs Stunden geschieht, so werden die Gefäße vom Baume abgenommen, und der darin aufgefangene Saft in einen großen irdenen Topf oder Kessel geschüttet. Wenn der Indianer sich an Ort und Stelle begiebt, wo das Anzapfen der Gummibäume stattfindet, so hat er sich schon im Voraus mit dem nöthigen Bedarf an Brennmaterial versehen; das geeignetste, welches er für seinen Zweck verwenden kann, besteht in den Nüssen verschiedener Palmenarten, worunter z. B. diejenigen der Inaja (Maximiliana regia) und der Urucuri oder Sailpalme (Attalea excelsa), zweier wunderschöner Bäume.

Er hat keine Zeit zu verlieren, denn der Milchsaft der Siphonia gerinnt rasch. Das Feuer wird daher alsbald angezündet, wenn der in den kleinen Bechern gesammelte Saft in die Schüssel gegossen worden ist. Ein anderes Gefäß, dessen Boden mit einem Loch versehen, wird über das Feuer umgestürzt, so daß es dasselbe bedeckt und durch die Oeffnung am Boden ein Strahl beizenden Rauches sich erhebt.

Der Seringuero, d. h. der Indianer, welcher den Kautschuk bereitet, ist mit mehreren Modellen versehen, die er aus Thon gemacht, und woran er eine Gerte als Handhabe angebracht hat. Diese Modelle haben die Gestalt einer Flasche oder eines Schuhes und werden entweder in den Milchsaft eingetaucht oder mehrmals mit Schichten desselben bestrichen; nach jeder Eintauchung oder nach jedem Anstrich hält der Indianer seine Formen in den Rauch, dreht sie nach allen Seiten, und wenn er etwa vierzig bis fünfzig derartiger Schichten übereinander gestrichen hat, — natürlich mehr oder weniger, je nach der Dicke, welche man erlangen will, — so ist die Operation vollendet, welche für jeden Gegenstand kaum eine halbe Stunde in Anspruch genommen hat.

Wenn unser Indianer einen Schuh herstellen wollte, so bleibt nur noch übrig, denselben mit Arabesken zu verzieren; dieser Theil der Arbeit wird zwei Tage nachher vorgenommen, und zwar mittelst eines Metalldrahtes oder noch häufiger mit dem Dorn eines Baumes oder der Spitze eines Ananas- oder Agavenblattes.

Nach Verlauf von acht Tagen ist der Schuh oder die Flasche vollständig trocken geworden, wird nun von der Form abgenommen, die ihn ausfüllt, von innen und außen gereinigt, und kann sogleich dem Handelsverkehr übergeben werden.

Hier sei beiläufig bemerkt, daß der Kautschuk seine braune Farbe nicht allein der Räucherung verdankt, welcher er unterworfen wird; er ist im Augenblick seiner Zubereitung immer milchweiß oder von rahmgelber Farbe und nimmt erst später die Färbung an, die wir an ihm kennen.

IX.

Die Guaraunen oder Palmen-Bewohner.

Ihr kennet Alle den Orinoco und wißt, daß er einer der größten Flüsse Süd-Amerika's ist, dessen Lauf von seiner Quelle bis zur Mündung eine Strecke von ca. 300 geogr. Meilen zurücklegt. Der Lauf dieses Stromes beschreibt allerdings keine gerade Linie, sondern eher die Figur einer 6, deren Ende die Mündung des Flusses darstellen würde. Mit anderen Worten, der Orinoco entspringt in den Gebirgen von Venezuela, fließt anfangs gegen Osten, verläßt aber diese Richtung wieder, wendet sich nach allen Punkten der Windrose, schlägt dann wieder nach Osten um und beharrt in dieser Richtung, bis er sich in den atlantischen Ocean ergießt.

Auch entleert er seine Gewässer nicht blos durch eine einzige Mündung in den Ocean, sondern lange, ehe er diesen erreicht, theilt er sich etwa in fünfzig verschiedene Arme, welche lange Umwege beschreiben und ein Delta umfassen, das beinahe so groß ist wie ganz Holland.

Obwohl jeder von diesen Armen seinen eigenen Namen trägt, sind doch nur drei oder vier von ihnen bedeutend genug, daß sie von größeren Fahrzeugen befahren werden können; allein außer einigen Lootsen, welche diese Fahrzeuge führen, hat noch Niemand das Labyrinth erforscht, welches sie bilden. Sogar der Lauf des Stromes

ſelbſt wäre uns noch unbekannt ohne das prachtvolle Werk des verſtorbenen Alexander v. Humboldt, die beſte Reiſebeſchreibung, welche jemals geliefert worden iſt. Es ſind nun über fünfzig Jahre her, daß der berühmte Reiſende dieſes koſtbare Werk veröffentlicht hat, doch haben wir ſeither gleichſam nichts eigentlich Neues über die Region erfahren, welche es uns ſchildert.

Allerdings ſind ſeitdem auch weder im Aeußern der Oertlichkeiten, noch in den Zuſtänden der Bewohner jener Region bedeutende Veränderungen vor ſich gegangen. Die Verhältniſſe haben dort eher einen Rückſchritt gemacht: der Handel liegt noch immer darnieder, die Ruinen der ſpaniſchen Miſſionen vermehren ſich, und nachdem ſie drei Jahrhunderte hindurch mechaniſch das Vaterunſer gebetet haben und von den Mönchen doch keinem beſſern Zuſtande entgegengeführt worden waren, kehren die Wilden des Orinoco wieder zu dem Glauben ihrer Väter zurück.

Unſere Schilderung ſoll jedoch nicht dem Herunterkommen der ſpaniſch-amerikaniſchen Creolen gelten, ſondern einem eigenthümlichen Volksſtamme von Eingeborenen, welcher einen der Punkte des Orinoco-Delta's bewohnt, mit einem Wort: den Guaraunen oder Guaranis. Man rechnet ſie zwar gewöhnlich zur Familie der Caraiben, aber ſie bilden jedenfalls eine eigene Völkerſchaft oder einen beſondern Stamm von ſieben- bis achttauſend Seelen und unterſcheiden ſich durch ihre Lebensweiſe auf ſolch' charakteriſtiſche Art, daß man ihnen eine vollkommene Selbſtſtändigkeit zuerkennen kann.

Der Orinoco iſt nämlich, wie noch viele andere große Flüſſe, einem periodiſchen Anwachſen ſeiner Gewäſſer unterworfen, die ſich jedes Jahr weit über ihr gewöhnliches Niveau erheben und daſſelbe erſt allmählich wieder einnehmen, nachdem ſie einen mehr oder minder bedeutenden Flächenraum bedeckt hatten. Man hat das Austreten

dieſes Stromes und die damit verbundenen Ueberſchwemmungen früher dem Schmelzen des Schnees zugeſchrieben, weil mehrere Zuflüſſe des Orinoco in den Andes entſpringen, allein man hat das Irrige dieſer Anſicht längſt eingeſehen. Die wahre Urſache jener Ueberſchwemmungen iſt die große Waſſermenge, welche alljährlich während der Regenzeit innerhalb der Wendekreiſe zur Erde fällt. Dieſe Regengüſſe ſind nicht nur überaus reichlich, ſondern rühren von der Stellung her, welche die Erde gegenüber der Sonne einnimmt, und ſind aus dieſem Grunde periodiſch.

Der Fluß beginnt in den erſten Tagen des April anzuſchwellen, erreicht im Monat Auguſt ſeine größte Höhe und im December ſeinen tiefſten Waſſerſtand. Die Höhe, welche der Orinoco erreichen kann, iſt verſchieden geſchätzt worden. Einige Reiſende ſprechen von einem Steigen von mehr als hundert Fuß, und andere wollen nur ein Steigen um fünfzehn Fuß zugeben. Jeder von ihnen kann übrigens Recht haben und die Wahrheit behaupten, denn es hängt nur von dem Orte ab, wo die Meſſung ſtattgefunden hat. Iſt aber das Niveau verſchieden, ſo bleibt es an der Stelle, wo es ermittelt worden iſt, ſtets beinahe ganz daſſelbe, wie wir aus den Beobachtungen wiſſen, die zu Angoſtura gemacht worden ſind, der letzten irgendwie bedeutenden ſpaniſchen Niederlaſſung am Orinoco. Es liegt nämlich angeſichts dieſer Stadt und genau in der Mitte des Stromes ein kleines Felſen-Eiland, deſſen Gipfel genau fünfzehn Meter über den niedrigſten Waſſerſtand des Fluſſes emporragt. Auf dem Gipfel dieſes Eilandes ſteht ein Baum, und alle Jahre, wenn das Hochwaſſer ſein Maximum erreicht, ſieht man nur noch dieſen Baum, während die ganze Inſel unter Waſſer ſteht. Der Orinoco ſteigt alſo an dieſer Stelle beſtändig um fünfzehn Meter. Nichtsdeſtoweniger läßt ſich hieraus nicht folgern, wie wir ſchon geſagt haben, daß er auf ſeinem ganzen Laufe dieſes Niveau erreicht. Zu Angoſtura

iſt der Fluß, wie ſchon der Name es anzeigt, zwiſchen außerordentlich hohe Uferlehnen eingezwängt, welche die Breite ſeines Bettes auf die Hälfte vermindern. Stromaufwärts und ſtromabwärts von dieſer engen Schlucht iſt das Flußbett bedeutend breiter und verliert natürlich an Höhe das, was es an Ausdehnung gewinnt. Ja, es iſt eigentlich gar kein Fluß mehr, ſondern ein ungeheurer Waſſerſpiegel, der ſich auf einem Raum von mehr als hundert Quadratmeilen ausbreitet, hier Sümpfe und Ebenen bedeckt und anderwärts ſich bis in die Wälder hinein ausdehnt, wo allein noch die Kronen der Bäume über dem toſenden Waſſer erſcheinen.

Natürlicherweiſe iſt die Ueberſchwemmung in der Nähe der Mündung am merkwürdigſten. Wenn dieſelbe im Juli und Auguſt ihren höchſten Stand erreicht, ſo verſchwindet das Land gänzlich unter dieſer Sündfluth. Die fünfzig Mündungen des Fluſſes laſſen ſich inmitten dieſes Meeres nicht mehr unterſcheiden, und es wäre unmöglich, durch alle dieſe Klippen hindurchzuſchiffen ohne die Bäume, welche den Lootſen als warnende Bojen dienen, und nach denen ſie ſich orientiren können.

Wenn ihr alsdann einem dieſer Lootſen folgt und einen der kleinſten Kanäle dieſes Fluſſes hinaufſteigt, die meiſt auf der Nordſeite des Delta's liegen, ſo werdet ihr beim Einbruch des Abends einem ganz ſeltſamen Schauſpiele anwohnen. Es wird ſich nämlich vor euch ein Wald ausdehnen, deſſen unterer Theil unter Waſſer ſteht, wie alles Andere. Dies wäre ſoweit noch nichts ſehr Außerordentliches; aber zwiſchen den Baumwipfeln werdet ihr Feuer bemerken — nicht die Lohe einer Feuersbrunſt, ſondern regelmäßige Flammen, die wie von einem Herde aufſteigen und ein ruhiges Licht auf das Laub über ihnen und auf das Waſſer werfen, das ihnen zur Baſis zu dienen ſcheint. Wenn ihr euch nun dieſen Feuern nähert, ſo werdet ihr Kochtöpfe über der Flamme hängen ſehen, werdet Weiber und

Männer bemerken, die das Feuer umgeben — Schatten, die von einem Baume zum andern zu fliegen ſcheinen, und an der Oberfläche des Waſſers eine kleine Flotte von Kähnen, die an den Stamm der Bäume angebunden ſind.

Ohne Zweifel würdet ihr ſehr ſtaunen, dieſe Feuer gleichſam in der Luft aufgemacht zu ſehen, umgeben von menſchlichen Geſchöpfen, die unter der Krone der Bäume hin und hergehen, geſticuliren, plaudern und laut auflachen, wie Leute, die ſich in ihrem eigenen Hauſe bewegen. Dieſe Leute ſind in der That auch hier zu Hauſe, denn das, was ihr hier vor Augen habt, iſt einfach nur ein Dorf der Guaraunen.

Fahrt noch näher heran und ſchleicht euch in eines der Dörfer ein; hütet euch wohl, geſehen zu werden, denn es iſt gefährlich, ſich hier einzudrängen; aber ſehet euch genau an, wie es hier zugeht.

Zunächſt fragt ihr euch, wovon leben denn die Bewohner? Zu der Zeit, wo ihr ſie hier ſeht, befinden ſie ſich ja hundert Meilen weit vom Ufer; es werden mehrere Monate vergehen, ehe das Waſſer wieder abläuft, und wenn der Fluß wieder in ſein Bett zurückgekehrt ſein wird, muß alles Land, das er blos gelegt hat, in einen ſumpfigen Zuſtand verſetzt ſein. Ihr habt allerdings beim Näherkommen eine kleine Flotte von Kähnen geſehen, mittelſt deren man das Ufer gewinnen kann; aber dies iſt eine lange Reiſe. Man macht ſie wohl von Zeit zu Zeit in einer wichtigen Angelegenheit, aber es iſt undenkbar, daß man den täglichen Bedarf an Lebensmitteln auf dieſem Wege herbeiſchaffe. Dieſe Kähne ſind auch nicht dazu da und darauf eingerichtet, daß man mit ihnen zu Markte fahre; ſie dienen nur von Zeit zu Zeit dazu, gewiſſe Gegenſtände und Geräthe einzutauſchen, wenn man deren etwa bedürftig iſt; allein außer dieſen ungewöhnlichen Umſtänden entfernt ſich der Guaraune nicht aus ſeinem

Walde, wo er Nichts zu fürchten hat und zugleich reichliche Nahrung und gutes Obdach findet. Würde die Ueberschwemmung auch immer andauern, so wäre er nichtsdestoweniger ruhig und würde weder Hunger noch Durst leiden. Ihr seid wohl der Ansicht, er habe ja Fische genug und Trinkwasser nach Belieben? Allerdings fischt er manchmal und hat um sich her Wasser im Ueberfluß; allein hierauf wird er wohl seinen Unterhalt nicht gründen wollen; denn zunächst wird der Fischfang sehr beschwerlich, wo nicht gar unmöglich, so lange das Hochwasser andauert. Wenn der Guaraune neben seinem gebackenen Fisch zuweilen einen Braten vom Fleisch des Manati oder auch von einer Schildkröte verzehrt, so geschieht dies immer nur nach der Ueberschwemmung, und er müßte Hungers sterben, wenn er für sein Auskommen nur auf den Ertrag seines Fischfanges angewiesen wäre, denn er ist leichtsinnig und unbekümmert um die Zukunft, wie alle Wilde. Glücklicherweise findet er in seinem seltsamen Wohnsitz zugleich eine unerschöpfliche Speisekammer, denn der Wald, unter dessen Baumwipfeln er lebt, versieht ihn nicht allein mit Nahrung, sondern mit allen seinen Bedürfnissen. Dieser Wald nämlich besteht nur aus einer einzigen Art von Bäumen, was um so interessanter ist, als wir uns hier in der heißen Zone befinden, wo der Wald gewöhnlich aus einer Mannichfaltigkeit der verschiedensten Bäume besteht. Es ist daher um so merkwürdiger, daß ein einziges Gewächs hier den Menschen mit allen seinen Bedürfnissen versehen und ihm ohne die mindeste Cultur Nahrungsmittel, Brennholz, Geräthe und Werkzeuge aller Art und also auch Kähne, außerdem aber auch Kleider, Stricke, ein Haus und sogar Wein liefern soll.

Der merkwürdige Baum, ein wirklicher Wunderbaum, der so für den ganzen Unterhalt des Menschen sorgt, heißt bei den Guaraunen Ita, bei den übrigen Indianern Murichi und Muriti, ein Name, den auch die Spanier an den Ufern des Orinoco angenommen

haben. In der wissenschaftlichen Welt heißt dieser Baum Mauritia flexuosa und verdankt seine Benennung dem Prinzen Moritz von Nassau. Die Mauritien bilden eine eigene Gattung von Palmen, die sehr reich an einzelnen Arten und beinahe über sämmtliche Theile des tropischen Amerika verbreitet ist. Einige Mauritien-Arten erreichen eine bedeutende Höhe und haben einen geraden glatten Stamm oder Schaft, während der Strunk bei anderen kaum sieben Fuß hoch wird und mit Dornen bewachsen oder mit kegelförmigen Vorsprüngen bedeckt ist. Einzelne Arten kommen nur an trockenen Stellen vor, andere gedeihen nur in Sümpfen oder an überschwemmten Orten, wie z. B. die Ita selbst, deren Fuß sechs Monate lang unter Wasser steht. Wie alle ihre Stammverwandten ist die Murichi eine Fächerpalme, d. h. ihre Blätter sind nicht gefiedert oder ganz, sondern bestehen aus kleinen Blättern, die an ihrer Basis vereinigt und so aufgereiht sind, daß sie sich wie die Arme eines entfalteten Fächers ausbreiten; diese Blätter sind an ihrer Spitze etwas zurückgeschlagen und herabhängend, an ihrem Vereinigungspunkte aber starr und hart. Der Blattstiel ist zehn bis zwölf Fuß lang und bildet an seinem Anheftungspunkte einen Trog oder eine Rinne, die sich in einer Breite von einem Fuß und mehr an den Strunk des Palmbaums anlegt. Das Blatt selbst hat eine Entwickelung von zehn Fuß in die Breite, und ein Mann hat genug zu thun, wenn er eines dieser Blätter sammt seinem Stiel tragen will. Denkt man sich nun ein Dutzend dieser riesigen Fächer um den Gipfel einer Säule gruppirt, die ungefähr hundert Fuß hoch ist und etwa fünf Fuß im Umfange hat, und stellt man dieselben so, daß sie sich in allen Richtungen erheben und mit dem Blattstiel einen bedeutenden Winkel bilden, — so hat man die Ita der Guaraunen. Vielleicht sieht man bei einigen von ihnen die Mitte oder seinen obern Theil etwas angeschwollen, allein weit häufiger zeigt der Stamm die Gestalt einer vollkommen

cylindrischen Säule. Bisweilen findet man auch einige Wedel heruntergebogen, als ob sie fallen wollten; ja wahrscheinlich sind sogar mehrere schon vom Stamme abgelöst und lassen dadurch ihre Dimensionen besser beurtheilen. Blickt man aber zum Gipfel dieser Palmen empor, so bemerkt man mitten zwischen den Blättern einen dichten Kegel oder vielmehr eine ungeheure Knospe; diese ist ein im Entstehen begriffenes Blatt, das die Sonne bald entfalten wird, um durch einen neuen Fächer oder Wedel denjenigen zu ersetzen, welcher auf der Oberfläche des Wassers liegt, und den die Ueberschwemmung abgerissen hat.

Betrachtet man sodann die Stelle, wo der untere Theil des Blattstiels den Stamm der Mauritia umfaßt, so sieht man hier ein eigenthümliches Gebilde, wie eine große Hülse in der Länge von mehreren Fuß. Dies ist die Spadix oder Blüthenscheide, die seiner Zeit aufspringt und nun eine große Traube von grünlich weißen Blüthen sehen läßt, welche in doppelten Reihen, wie der Bart einer Feder, am Stengel vertheilt sind — eine Einrichtung, welche die Botaniker gefiedert nennen, weshalb man auch sagt, die Mauritia habe gefiederte Blumen wegen der Aufstellung ihrer Blüthen in diesen doppelten Reihen. Wer gute Augen hat, wird ferner noch bemerken, daß diese Blüthentrauben von zwei verschiedenen Arten sind, und daß derselbe Baum immer nur eine einzige Art dieser Blüthen trägt. Die einen Blüthen sind männliche, die andern sind weibliche, und da jede nur auf ihrem besonderen Stamme vorkommt, so hat man von der Murichi männliche und weibliche Individuen wie bei der Dattelpalme und anderen, und der Botaniker rechnet sie daher zu den sogenannten diöcischen Gewächsen, d. h. zu solchen, die zweierlei Behausung haben oder ihre männlichen und weiblichen Blüthen auf verschiedenen Stämmen tragen. Kehrt man nun etwas später zu diesen Bäumen zurück, so wird man an den einen die

Blüthentrauben vollkommen verdorrt, die Blüthen der anderen aber durch Früchte ersetzt finden. Die verdorrten sind die männlichen, die Früchte tragenden die weiblichen Exemplare; die Blüthen der letzteren sind durch den Blüthenstaub der ersteren befruchtet worden.

Man könnte diese Früchte für Fichtenzapfen halten, wenn sie nicht die Gestalt und Größe von Kanonenkugeln hätten; es folgt also daraus, daß sie mit braunen Schuppen bedeckt sind. Entfernt man diese Schuppen, so findet man darunter eine ziemlich fleischige Hülle, in deren Mitte ein Kern steckt. Eine einzige Blüthentraube liefert Hunderte, ja manchmal sogar Tausende von diesen Früchten und wird so schwer, daß zwei Männer daran zu tragen haben.

Dies ist die Mauritia der Guaraunen, und wir wollen nun sehen, was für einen Nutzen dieselben daraus ziehen. Wenn einer dieser Indianer sich eine Hütte bauen will, so setzt er das Fundament derselben nicht auf die Erde, denn er könnte unmöglich den schlammigen Boden zur Grundlage benutzen, zumal da derselbe beinahe acht Monate im Jahre unter Wasser steht. Der Guaraune muß deshalb darnach streben, seine Behausung so weit wie möglich vom Boden zu errichten. Er untersucht daher die Stelle, wo die Ueberschwemmung zur Zeit ihres höchsten Wasserstandes ihre Spuren an den Bäumen zurückgelassen hat, und der Fußboden seiner Hütte muß noch 7—10 Fuß über den von dem Wasser bezeichneten Stellen liegen. Wenn er sich den Platz zu seiner Wohnung auf diese Art ausgewählt hat, fällt der Guaraune eine Mauritia und theilt sie in dünne Balken von der gewünschten Länge. Die Entfernung, welche vier schöne Bäume, die ein Viereck bilden, von einander trennt, giebt ihm das Maß für diese dünnen Balken, denn die schönen Bäume sollen gewissermaßen die Eckpfosten dieses Gebäudes bilden. Zunächst wird nun gerade an der Stelle, wo der Erbauer seine Wohnung anlegen will, ein tiefer Einschnitt in jeden dieser

Pfeiler oder Eckpfosten gemacht. Die Balken werden in diese Einschnitte gelegt und mit Stricken aus gedrehten Lianen oder aus den Fasern der Mauritia daran festgebunden; sobald diese hinlänglich befestigt sind, werden über diese die Querbalken gelegt und auf gleiche Weise angebunden. Hierzu verwendet man gewöhnlich die Blattstengel der Murichi, und da dieselben 10—12 Fuß lang und 5—6 Zoll und darüber breit sind, wie wir gesehen haben, so eignen sie sich auch ganz trefflich hierzu, und die Erfahrung hat bewiesen, daß sie ihrem Zwecke vollkommen entsprechen. Auf dieses Zimmerwerk wird nun eine Verlattung gelegt, wozu die Fiederblätter der großen fächerartigen Wedel das Material liefern, und über der Verlattung eine dichte Schicht von Lehm und Schlamm sorgfältig ausgebreitet. Dieser Schlamm oder Lehm ist leicht zu bekommen, denn man braucht sich nur zu bücken, um ihn aufzuheben, und man findet davon mehr, als man wünscht. Die Sonne hat diesen Schlamm bald aufgetrocknet, und die Hütte ist nun mit einem trefflichen Estrich versehen, auf dem man Feuer anmachen kann, ohne befürchten zu müssen, daß der darunter liegende Fußboden verbrenne.

Um auf diese Plattform zu gelangen, bedarf man natürlich einer Leiter; diese ist aber leicht herzustellen, denn man braucht nur an einem der Stämme, welche das Haus tragen, eine Anzahl von Einschnitten anzubringen, um dadurch eine etwas steile Leiter zu schaffen, die jedoch für den Guaraunen bequem genug ist, weil er keine andere kennt.

Unser Indianer hat nun seinen Fußboden vollendet und damit den wichtigsten Theil seines Gebäudes. An Wänden ist ihm nichts gelegen, und er kümmert sich auch nicht darum, ob die Giebelseite nach der Straße gekehrt sei oder nicht. Den Winter braucht er nicht zu fürchten, da er in der heißen Zone ist, wo niemals Schnee fällt, und aus dem Regen macht er sich auch nichts, weil derselbe in

dieſem Lande beinahe immer ſenkrecht fällt. Um ſich jedoch vor den ſtarken Regengüſſen der naſſen Jahreszeit zu ſchützen und noch mehr, um gegen die Sonne geſchützt zu ſein, wohin ſeine Hauptſorge geht, errichtet er noch eine andere Zimmerung etwa 10 Fuß über der erſten und bedeckt dieſe mit Matten, die er im Voraus aus den Fächerblättern der Mauritia verfertigt hat. Nun ſeine Behauſung ein Dach hat, iſt ſie auch vollendet und beſteht mit Ausnahme des Schlammes, womit er ſeinen Fußboden überzogen hat, aus lauter Materialien, die ihm die Ita geliefert hat; die Eckpfoſten, die Durchzugsbalken, das übrige Gebälke ſammt Verlattung, Stricken und Dach kommt Alles von der Mauritia.

Hat er einmal ſeine Behauſung bezogen, ſo verſpürt unſer Wilder auch Hunger; vielleicht hat er Fiſche oder Fleiſch vom Monati oder vom Alligator, denn ſein Gaumen iſt nicht ſo verwöhnt, daß er ein Stück Krokodilsbraten verſchmähen würde; allein beim Hochwaſſer kann er nicht einmal einen Gründling fangen, und ſelbſt zur Zeit des Ueberfluſſes hat er nie zu viel Brod. Uebrigens hat er auch andere Nahrungsmittel ſo nahe, daß er deſſelben entbehren kann. Der Stamm der Mauritia enthält eine Art mehliges Mark; wird dieſes zerſtoßen oder zerrieben und dann mit Waſſer vermiſcht, ſo bildet es am Boden des Gefäßes einen Niederſchlag, der alle Eigenſchaften des Sago hat. Dieſes Mehl wird geknetet, und man macht daraus mit etwas Sauerteig Kuchen, die über dem Feuer von Mauritienholz gebacken werden und die Yuruma geben, welche das Brod der Guaraunen bildet.

Seltſamer Weiſe geben nicht alle Ita's des Waldes dieſes Mehl, ſondern es wird nur aus dem Mark der männlichen Bäume gewonnen und iſt in demſelben nur zu der Jahreszeit enthalten, wo die Blüthen aus ihrer Scheide hervorbrechen. Eine ähnliche Wahrnehmung macht man auch bei der Magueh oder der mexikani-

Verlag v. Eduard Trewendt in Breslau. Druck Anst. v. W. Loewenstein in Berlin.

Guaraunen.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ſchen Aloe, Agave americana, aus deren Saft man ein gegohrenes Getränk, den ſogenannten Pulque, gewinnt. Um ſich dieſen Saft zu verſchaffen, welcher durch Gährung den Pulque bildet, muß die Agave gerade in dem Augenblick angeſchnitten werden, wo ihre Blüthenſcheide zwiſchen den Blättern hervorbrechen will.

Wenn der Guaraune ſeine Yuruma, ſein trocknes Brod verzehrt, ſo muß er auch trinken. Allerdings hat er das Waſſer ſehr nahe, denn es fließt ja unter ſeinen Füßen hin; aber er trinkt niemals Waſſer, ſondern will ein ſtärkeres Getränk, ein weinartiges, das ihn luſtig macht, und auch hierzu liefert ihm die Mauritia wieder die Mittel. Wird nämlich der Saft dieſer Palme einer Gährung unterworfen, ſo verwandelt er ſich in ein berauſchendes Getränk, und wenn der Guaraune ein Trunkenbold iſt, ſo kann er ſich berauſchen wie ein Lord. Iſt er aber beſcheidener und anſpruchsloſer und will nur ſeinen Durſt löſchen, ſo braucht er nur einige Murichi-Nüſſe in etwas Waſſer einzuquellen, ſie mit einer Mörſerkeule zu ſtoßen, um die Schuppen und das Fruchtfleiſch davon abzulöſen, und den Abguß durch ein Sieb abzuſeihen, das beiläufig geſagt, ebenfalls aus den Faſern der Ita bereitet wird; iſt er mit dieſem Verfahren zu Ende, ſo hat er ein Getränk, das ebenſo geſund als angenehm iſt.

Wenn man aber von Getränken redet, ſo ſetzt dies Gefäße voraus, um dieſelben darin aufzubewahren, und einen Becher, um daraus zu trinken. Schüſſeln und Becher liefert ihm wieder die Ita; Näpfe und Untertaſſen, Teller, Löffel, Schüſſeln und Eimer ſchneidet er ſich aus ſeinem Wunderbaume.

Was die Werkzeuge anbelangt, die ihm zu ſeinen verſchiedenen Arbeiten nothwendig ſind, ſo tauſcht ſie der Guaraune von europäiſchen Händlern ein gegen Matten oder andere Gewebe aus Palmfaſern, zu denen ihm abermals die Mauritia den Stoff liefert.

Würden aber zufällig alle seine Handelsbeziehungen mit den Europäern abgebrochen, so könnte sich der Guaraune wieder eine Axt aus Feuerstein und ein Messer aus Obsidian machen, wie er es vor der Ankunft der Spanier gethan hat. Aus dem Blattstengel der Mauritia verfertigt er seine Bogen und seine Pfeile, sowie die Schäfte seiner Lanzen und seiner Harpunen; aus dem Stamm der Palme höhlt er sich seinen Kahn aus, der so leicht ist, als ob er von Kork wäre. Seine Netze, seine Angelleinen, seine Hängematte, seine Kleider, d. h. die Schärpe, welche er um seine Lenden schlingt, sind alle aus den Fasern der Blätter verfertigt, welche er vor der Entfaltung des Wedels sammelt.

Wir konnten also mit Recht sagen, ein einziger Baum versehe diesen Wilden mit allen seinen Bedürfnissen, und ihr werdet es nun begreiflich finden, warum die Missionäre der Ita den Namen Lebensbaum gegeben haben.

Ihr werdet vielleicht fragen, warum sich der Guaraune auf ein solches Dasein beschränke, da es doch um ihn her unabsehbare Landstriche giebt, auf denen er seinen Wohnort aufschlagen und weit reichlichere Hilfsquellen finden könnte. Hierauf können wir euch leicht antworten, aber durch eine andere Frage, nämlich: Warum bleiben die Eskimos in ihrem Lande voll Schnee und Eis? Warum steigen die Stämme der unfruchtbaren Gebirge nicht in die fruchtbaren Ebenen hinab, die sie vor Augen haben? Warum giebt es noch Menschen, die in der Wüste leben, so lange fruchtbare Länder noch unbewohnt sind?

Ohne Zweifel sind die Guaraunen durch einen mächtigen Feind aus ihrer Heimath vertrieben worden und suchten eine Zuflucht in diesem sumpfigen Lande; sie fanden hier die Unabhängigkeit und brachten alles Uebrige zum Opfer, um die Freiheit zu genießen, die das erste aller Güter und der köstlichste aller Genüsse

iſt. Leider müſſen wir ſagen, daß der Guaraune noch heut zu Tage Gefahr laufen würde, in die Sklaverei geſchleppt zu werden, wenn er ſich allzu weit von ſeinem Sumpf entfernte. Hier in ſeiner luftigen Zurückgezogenheit iſt er ruhig und ſicher; kein Sklavenjäger wird ihn hierher verfolgen; kein Feind, und wäre es auch ein Indianer, könnte ihm auf dieſem ſchlammigen Boden nachſetzen, über welchen er durch lange Gewohnheit mit der Behendigkeit und Leichtigkeit eines Vogels hinhuſcht. Ob das Delta überſchwemmt oder der Strom in ſein Bett zurückgekehrt iſt, dieſer arme Stamm von Wilden fühlt ſich vor jedem Ueberfall ſicher, und deshalb kann er, trotz aller Bemühungen der Miſſionäre, und ungeachtet ihm ſo Vieles fehlt, doch wahrſcheinlich noch lange ungeſtört im Frieden ſeiner Palmen leben.

X.

Die Indianer des Amazonen-Stroms.

Wirft man einen Blick auf die Karte von Amerika, ſo muß man billig ſtaunen über die Aehnlichkeit, welche zwiſchen den beiden Theilen dieſes ungeheuren Feſtlandes herrſcht. Jener hat ſeine ungeheure Cordillere: im Süden diejenige der Andes, im Norden diejenige der Felſengebirge, beide mit ihren Vulkanen, mit ihrem ewigen Schnee. Jeder dieſer gewaltigen Gebirgszüge hat wieder ſeine untergeordneten Bergketten: Die Nevadas von Oregon und Californien entſprechen den Sierras von Caracas und den Gebirgen von Guyana; die Berge von geringerer Höhe endlich, welche ſich von jenen gewaltigen Gebirgszügen ablöſen, ſind im Norden durch die Alleghanies, im Süden durch das Bergland von Braſilien vertreten. Betrachtet man die Ströme, ſo bemerkt man daſelbſt eine ähnliche Gleichſtellung. Nord- und Süd-Amerika haben beide die größten Flüſſe der Welt; faßt man die Länge des Waſſerlaufs in's Auge, ſo trägt der Miſſiſſippi den Sieg davon; berückſichtigt man jedoch die Waſſermaſſe, welche jeder der beiden Flüſſe ergießt, ſo nimmt der Amazonenſtrom den erſten Rang ein. Die Länge des Miſſiſſippi beträgt über 350 geographiſche Meilen, wenn man den Miſſouri mit einrechnet; diejenige des Amazonas nur etwa 260; aber auf dem letzten Theile ſeines Laufes nimmt dieſer ungeheure

Strom eine Breite von 1—13 geographiſchen Meilen ein, erweitert ſein Bette immer mehr, nimmt an ſeiner Mündung, die allerdings mehr einem Meerbuſen als einer Flußmündung gleicht, beinahe eine Breite von 20 geographiſchen Meilen ein und zeigt eine Tiefe von 325 Meter. Beide Rieſenſtröme haben zahlloſe Zuflüſſe, die alle von gleicher Wichtigkeit ſind: in Nordamerika haben wir den Ohio, den Illinois, den Yellow-Stone, den Platte, den Kanſas und Oſage, den Arkanſas und den Rothen Fluß; — in Südamerika haben wir den Madeira, den Purus, den Ucayali und den Huallaga, den Japura, Negro Xingu und Tapajos. Dieſelbe Analogie trifft auch bei den übrigen Flüſſen zu: dem Sanct Lorenz kann der Laplata, dem Oregon der Orinoco, dem Mackenzie der Magdalena und dem Tocantins der Rio-Bravo-del-Norte an die Seite geſtellt werden. Die beiden Colorados, der Brazos und der Alabama finden ihr Seitenſtück in dem Eſſequibo, Paranahyba, Pedro, dem Negro der Patagonier u. ſ. w.; und während der San Francisco in Californien über einen goldführenden Sand hinſtrömt, entſpringt ſein Namensbruder in Braſilien im Lande der Diamanten.

Wenn wir von den Gebirgen und Strömen zum Flachlande übergehen, ſo finden wir in den Prairien des Nordens das Gegenſtück der Pampas und Llanos. Die Hochebenen von Peroté, Mexiko, Puebla entſprechen denjenigen von Quito, Bogota und Cuzco; und jeder der beiden Continente hat ſein Potoſi, deſſen Mineralienſchätze und Silberausbeute gleich berühmt ſind. Das Gebiet von Utah und der Llano-Eſtacado zeigen uns denſelben Charakter, wie die öden wüſten Ebenen von Patagonien; der große Salzſee der Mormonen findet ſein Gegenbild im Titicacaſee; wie die Salinas von Neu-Mexiko und die Prairien des Nordens im Gran-Chaco und den Pampas des ſüdlichen Feſtlandes.

Endlich haben im Norden wie im Süden die gewaltigſten

Waldbezirke existirt, welche die Geschichte der Erde je gekannt hat. Wir sagen ausdrücklich, sie haben existirt, weil der Waldstrich, der sich ehemals von den Ufern des Arkansas bis an die Küsten des atlantischen Oceans hinzog, an vielen Stellen durchbrochen worden ist und heut zu Tage nicht mehr jene fortgesetzte Ausdehnung besitzt, welche die Selva oder Waldwüste im Becken des Amazonenstromes charakterisirt. Hier in der Selva hat der Wald noch seine ganze ursprüngliche Ausdehnung und Lebenskraft sich bewahrt; Axt und Feuer haben ihm keinen Eintrag gethan; der Fuß des Menschen hat kaum davon einige wenige Theile betreten, und seine schweigsamen Tiefen sind noch ganz unbekannt.

Die Selva erstreckt sich von der Ausmündung des Amazonas bis an den Fuß der peruanischen Andes auf eine Länge von ungefähr 250 geographischen Meilen und in einer Breite, die auf ihrem größten Durchmesser vielleicht 100 geographische Meilen betragen mag. Die Umrisse ihres Gebietes beschreiben etwa eine Gestalt, welche der Botaniker verkehrt eirund nennen würde, weil der schmälere Theil dieses Ovals sich auf das atlantische Meer stützt, und das breitere Ende sich in die Bucht einkeilt, welche durch die Andes von Bolivia an bis nach Neu-Granada beschrieben wird.

Dieses ungeheure Gebiet besitzt mit Ausnahme der Strombetten und der daranstoßenden Lagunen kaum Lichtungen, die auch nur eine Elle breit sind; die Grasfluren, welche nach Süden an den Urwald stoßen oder von den Ufern der brasilianischen Grenzflüsse begrenzt werden, sowie diejenigen, welche aus den Llanos von Venezuela hervorspringen, stoßen nicht an den Amazonas, und es giebt mehrere Punkte des Flusses, die auf einen Strich von beinahe einer Viertelmeile sich ganz im Mittelpunkte einer dichtbewaldeten Fläche befinden.

Sehen wir auch in den Gebirgsketten von Süd- und Nord-Amerika in ihren Flachländern und ihren Wasserläufen eine Ver-

wandtſchaft, die auf die geringſten Kleinigkeiten ſich erſtreckt, ſo gilt dies doch nicht von dem Charakter, welchen die beiden Waldſtriche an ſich darbieten, wenigſtens was die ganze Region der Vereinigten Staaten und diejenige von Canada anlangt. Die großen Wälder der gemäßigten Zone unterſcheiden ſich von denjenigen der heißen nicht blos durch die Bäume, aus welchen ſie beſtehen, ſondern in noch höherem Grade durch die Art und Weiſe, wie dieſe Bäume ſich darin vertheilen. Es iſt in Nord-Amerika nichts Seltenes, daß man durch ganze ausgedehnte Gebiete kommt, die nur mit einer einzigen Art von Bäumen bedeckt ſind; mit einem Wort: es giebt in Nord-Amerika ganze zuſammenhängende Wälder, die beinahe ausſchließlich aus Eichen, Fichten, rothen Cedern (Juniperus virginiana) oder aus canadiſchen Pappeln beſtehen. Ja, es iſt beinahe ſogar Regel ohne Ausnahme, daß manche ausgedehntere Waldflächen nur mit einer einzigen Art von Bäumen beſtockt und nur höchſt ſpärlich mit andern vermiſcht ſind. Ganz anders iſt es dagegen mit dem Wald der Tropenländer. Unter den Wendekreiſen vertheilen ſich — mit Ausnahme von einigen Palmenarten, wie die Euterpe und die Mauritia — die Arten auf eine ſolche Weiſe, daß ſie entweder nur kleine Gruppen bilden, oder ſich nur als vereinzelte Individuen darſtellen, die durch Hunderte von anderen Bäumen verſchiedener Arten von einander getrennt ſind. Die tropiſchen Wälder beſtehen gewöhnlich aus einer Anzahl der verſchiedenſten Gattungen und Arten von Bäumen, die in der größten Unordnung und abenteuerlichſten Laune durch einander gemengt ſind. Wir müſſen dieſen Charakter der Tropenwälder ganz beſonders hervorheben, weil er einen direkten Einfluß auf das Daſein der Menſchen, welche dieſe Wälder unter dem Aequator bewohnen, und auf die Lebensweiſe der Thiere ausübt, die in dieſen Wäldern vorkommen. Es wäre ſchwer, die überaus zahlreichen Gattungen von Bäumen aufzuzählen, welche in

dem Becken des Amazonenſtromes wachſen; das Verzeichniß derjenigen, die man heut zu Tage kennt, würde allein ſchon viele Seiten füllen, und man hat eigentlich nur erſt den Saum dieſes ungeheuren Gartens Gottes erforſcht. Sein undurchdringlicher Pflanzenwuchs, die Beſchaffenheit des Bodens, der an vielen Stellen ganz mit Waſſer getränkt iſt, und der Mangel an jeder Art von Pfad hat noch nicht erlaubt, die Tiefen dieſer Wälder zu erforſchen; das Eindringen in dieſelben war ſeither nur dadurch möglich, daß man der Waſſerſtraße der Ströme und Flüſſe folgte, und man begreift leicht, was für gewaltige Schwierigkeiten eine ſolche Reiſe darbieten muß.

Während aber die Selva des Amazonen-Stromes die reichſte Entfaltung alles Pflanzenlebens aufweiſt, entbehrt dieſer ungeheure Waldſtrich aller jener größeren Vierfüßler und Säugethiere, welche ſonſt in den Tropenländern ſo häufig ſind. Süd-Amerika hat weder Elephanten noch Nashorne und Flußpferde; ſogar das Pferd iſt den Indianern des Amazonas noch unbekannt, und das Rindvieh findet ſich nur in den hauptſächlichſten Niederlaſſungen der Portugieſen, welche in der Nähe der Mündung des Stromes gelegen ſind. Die übrigen Familien der in der Selva heimiſchen Vierfüßler bieten nicht allein nur wenig Abwechslung, ſondern ſind im Allgemeinen auch nur in geringer Zahl vertreten. Das Becken des Amazonen-Stromes hat nicht jene ungeheuren Heerden von Biſons, wie die Prairien des Nordens, nicht jene unabſehbaren Schwärme von Antilopen, wie man dieſelben in Afrika trifft; noch jene großen Thiere, welche in unbewohnten Regionen anderer Welttheile ſo zahlreich vorhanden ſind. Das einzige Säugethier von bedeutenderem Umfange, welches in dieſem Walde vorkommt, iſt der Tapir, der etwas größer iſt als ein Eſel und ſich nur in geringer Anzahl vorfindet. Die Sippe der Wieder-

käuer ist hier nur durch 3 oder 4 Hirscharten vertreten; die Stelle des Schweins nimmt das Pecari ein; zwei Bärenarten bewohnen den gebirgigen Theil der Selva, den Wald nämlich, welcher die Ausläufer der peruanischen Andes bedeckt. Einige Arten von Faulthieren, einige Opossums, mehrere Ameisenfresser und Armadille oder Gürtelthiere sind spärlich darin vertheilt; nur die Nagethiere, namentlich die Agutis, Cabiais und Pacas, erscheinen hier in zahlreichen Schaaren auf den Ufern der größeren und kleineren Flüsse. Ein Stachelschwein, mehrere Arten von Stachelratten, ein Fuchs oder wilder Hund, mehrere Sohlengänger, worunter der Coati, sind gleichfalls in ziemlicher Anzahl über die ganze Selva verbreitet. Der Jaguar findet sich überall und ebenso auch der Puma, sowie verschiedene kleinere Katzenthiere mit gestreiftem und gefleckten Fell in zahlreichen Arten.

Verschiedene Gattungen von Eichhörnchen und von Fledermäusen, die in großer Anzahl von Individuen und Arten vorkommen, vervollständigen das Verzeichniß der auf dem Festlande lebenden Vierfüßler. Ist aber die Selva oder Montanha, wie die Portugiesen sie nennen, verhältnißmäßig arm an Vierfüßlern, so scheint sie dagegen ein Lieblingsaufenthalt der Vierhänder zu sein und wimmelt buchstäblich von Affen; man kennt mehr als dreißig Arten derselben, von den Brüllaffen, Stentor ursinus, welche die Größe des Pavians haben, bis zum Uistiti und Saimiri herab, welche kaum größer sind als eine Ratte; und alle diese Familien bestehen aus einer unendlichen Anzahl von Individuen, die durch ihre Lebhaftigkeit mächtig dazu beitragen, den Wald zu beleben.

Was aber vorzugsweise diesen großen Wäldern der Tropenländer Reichthum und Leben verleiht, das ist die ungeheure Mannichfaltigkeit und Menge der Vögel. In keinem Theil der Welt zeigt sich die Vogelklasse unter eigenthümlicheren oder anmuthigeren

Formen und unter glänzenderen Farben. Welche Pracht entfaltet nur die ganze Sippe der Papageien! Welche Mannichfaltigkeit des Gefieders zeigt ſich in den Tucans, Trogons, Tangaras, Loriots und namentlich in den Kolibri! Welche Kraftentfaltung bei den Geiern und Adlern, unter denen ſich namentlich die Harpyen und die Päpſte auszeichnen!

Nicht minder mannichfaltig iſt die Klaſſe der Reptilien hier zu finden; das Schlangengeſchlecht namentlich wird durch ſehr viele Arten hier vertreten, von der gewaltigen großen Anaconda oder Waſſerſchlange an, die eine Länge von 30—33 Fuß hat, bis zur Lacheſis oder Korallenſchlange herab, welche kaum die Dicke eines Federkiels oder der Röhre einer Thonpfeife erreicht. Dieſelbe Mannichfaltigkeit findet man auch bei den Sauriern, von dem gewaltigen Krokodil bis zu dem Anolius herab, der kaum die Größe unſerer kleinen Salamander erreicht, aber in wunderbar ſchönen türkisblauen Schuppen glänzt. Die Gewäſſer des Stromes und ſeiner Zuflüſſe ſind ebenſo reich wie die belaubten Baumkronen an einer Unzahl Bewohner aller Art; zwei oder drei Arten von Lamantins oder Manatis, Delphine von verſchiedenen Arten, zahlloſe Schildkröten von jeder Größe, Fiſche von unendlicher Mannichfaltigkeit der Arten beleben jene lauen Gewäſſer und liefern dem Menſchen eine unerſchöpfliche Nahrung.

Wir brauchen wohl nicht erſt zu ſagen, daß die Stämme, welche die Wälder im Becken des Amazonen-Stromes bewohnen, aus Indianern beſtehen. Diejenigen Stämme, welche beinahe dieſelbe Sprache reden, bilden das, was ſie eine Nation nennen, unabhängig von der und ungeachtet der Entfernung, welche ſie manchmal trennt. Die Montanha enthält mehrere dieſer Nationen, deren Mitglieder oft an Ausſehen ſehr von einander verſchieden ſind; die einen ſind kleiner als die Europäer, die anderen von einem gewaltigen Wuchs,

welcher den unſrigen noch weit übertrifft; die einen ſind von dunkler, die anderen von heller Hautfarbe; manche ſo weiß wie die Spanier und Portugieſen; die Leute von manchen Stämmen ſind häßlich und ſchlecht gebaut, allein der Mehrzahl nach zeichnen ſich dieſe Indianer durch eine wirkliche Schönheit aus. Die Männer ſind bei ihnen kräftig und von männlichem würdigem Ausſehen, die Frauen haben regelmäßige Züge, einen anmuthigen Gang und beſcheidene Manieren.

Wie bedeutend aber auch die unterſcheidenden Charakterzüge im Aeußern dieſer Menſchen ſein mögen, ſo haben dieſe Stämme doch unter ſich ſo viel andere Punkte der Uebereinſtimmung, ſo manche fühlbare Merkmale der Zuſammengehörigkeit und ſo viele Beziehungen, die ſich vereinigen, um ihnen einen allgemeinen Charakter zu geben, daß ſie von den übrigen Eingeborenen des amerikaniſchen Bodens ſich trennen. Die Abweſenheit des Pferdes, das ihnen ganz unbekannt iſt, genügt überdies ſchon, um eine vollſtändige Scheidewand zwiſchen den Indianern des Amazonen-Stromes und den berittenen Indianern im Norden und Süden der Selva aufzuſtellen. Man hat ſich gefragt, ob die Bewohner der Montanha denſelben Urſprung haben, aber offenbar ſtammen ſie nicht aus der gleichen Provinz; viele von ihnen kamen von Peru und Bogota, wo ihre Urväter vor dem ſpaniſchen Joch flohen; andere ſtammen von Auswanderern her, die aus dem Süden kamen und vor der noch barbariſcheren Unterdrückung der Portugieſen in Braſilien flüchteten; endlich beſteht eine gewiſſe Anzahl von ihnen aus Landeseingeborenen, die hier auf der Stelle geboren ſind und ihren Standort noch gar nie oder nur wenig gewechſelt haben. Wie dem aber auch ſei, ſo iſt es jedenfalls eine müßige Frage — eine von jenen, auf welche man nie eine befriedigende Antwort erhält. Wir nehmen alſo unſere Indianer ſo, wie wir ſie finden, kümmern uns nicht darum, woher ihre Vorfahren

gekommen ſein mögen, und conſtatiren unter ihnen nur das Vorhandenſein eines gemeinſamen Fonds von natürlichen Anlagen, Fähigkeiten und Gewohnheiten, der ſie auszeichnet. Wir ſprechen auch wohlverſtanden nur von den noch wilden oder ungezähmten ununterworfenen Indianern, den Indios bravos, wie die ſpaniſchen Indianer ſie nennen, im Gegenſatz zu den unterworfenen Indianern, welche den Schutz und das Protectorat des Prieſters und des Soldaten angenommen haben. Zwiſchen dieſen beiden Arten von Eingeborenen liegt ein ebenſo großer Unterſchied, wie zwiſchen dem Leibeigenen und dem freien Herrn, wobei dieſer durch den Wilden, jener durch den halbciviliſirten Indianer dargeſtellt wird. Die Vermittlung des Mönchs iſt keine glückliche geweſen; ſie hatte nur einen politiſchen Zweck und brachte jeder von beiden Parteien Nachtheil; anſtatt den Indianer zu heben, hat ſie ihn vollkommen demoraliſirt. Wir wollen alſo den Neubekehrten verlaſſen und uns nur mit Demjenigen beſchäftigen, der nicht auf die Stimme des ſpaniſchen Prieſters gehört hat und noch nie dem Ruf der Glocke folgte.

Beide Indianer, der Unterworfene und der Wilde, wohnen im Becken des Amazonas, aber an verſchiedenen Orten. Der unterworfene Indianer findet ſich auf allen Theilen der Ufer, hauptſächlich in der peruaniſchen Abtheilung; er bewohnt dort kleine Dörfer unter der Anführung von Mönchen, denen er gewiſſermaßen den Leibeigenen macht, und die ihn mit einer eiſernen Ruthe behandeln; er iſt arm, und ſeine Lebensweiſe, ſeine Gewohnheiten und ſeine religiöſen Ideen bilden ein ſeltſames Gemiſch von Wildheit und Civiliſation dar. In der Nähe der Mündung des Amazonas iſt der unterworfene Neger der Tapuio, d. h. der bezahlte Taglöhner oder vielmehr der Sclave der Portugieſen. Das Geſetz verbietet allerdings, ihn in die Sclaverei zurückzuführen, allein was kümmern ſich die Weißen an den Ufern des Amazonen-Stromes um das Geſetz?

Glücklicherweiſe iſt die Anzahl der Tapuios ſehr beſchränkt; einige Dörfer, Meierhöfe oder Eſtancias, die längs dem Ufer des Fluſſes zerſtreut ſind, und da und dort irgend ein Militärpoſten, den man mit dem Namen eines Fort beehrt, — dies ſind die Ergebniſſe, welche die portugieſiſche Civiliſation in drei Jahrhunderten dort zu Stande gebracht hat.

Der wilde Indianer hält ſich von dieſen Niederlaſſungen fern; man kann den Strom ſeiner ganzen Länge nach hinabſteigen, ohne einem einzigen dieſer Söhne des Waldes zu begegnen, und man würde ſich eine ſehr falſche Idee von dem Charakter der urſprünglichen Indianer machen, wenn man ihn nach dem Tapuio des portugieſiſchen Kaufmanns oder dem Bekehrten des ſpaniſchen Miſſionärs beurtheilen wollte. Früher waren allerdings die Ufer des Amazonas der vorzugsweiſe Sitz dieſer Völkerſchaft; zuweilen kommt noch heut zu Tage der unabhängige Indianer an den großen Strom herab, um an Stellen zu fiſchen, wo Hunderte von Meilen ihn vom nächſten Dorf oder Fort trennen. Allein von dem Tage an, wo Orellana's Barke vor ſeiner Thüre vorüberfuhr, und ſeit dem Tage, wo der Braſilianer auf der Sclavenjagd die Gewäſſer des Solimoens entdeckte, hat der wilde Indianer ſeine Malocca zurückverſetzt in die Mitte des Labyrinths, welches die Lagunen, die kleinen Waſſerläufe, ſchmalen Flußarme und Abläufe der Seitenflüſſe des Stromes bilden.

Hier werden manche unſerer Leſer fragen: was iſt denn der Solimoens, was iſt eine Malocca? Dies wollen wir ihnen ſagen. Die Portugieſen nennen den Amazonen-Strom von der Stelle an, wo er bei der Stadt Tabatinga in das Gebiet von Braſilien eintritt, Maranhon, von der Einmündung des Japura an bis zur Einmündung des Rio-Negro Solimoens, und erſt von der Stelle an, wo der Rio-Negro den eigentlichen Strom verſtärkt und dieſer noch die reichen Fluthen des Madeira aufgenommen hat, bezeichnen ſie ihn mit dem

Namen Amazonas. — Eine Malocca aber ist die Wohnung unseres Indianers, d. h. nicht die Behausung des Einzelnen, nicht ein Zelt, nicht eine Hütte, sondern ein großes leichtes Gebäude, welches die Stelle eines ganzen Dorfes vertritt. Man sagt nicht umsonst in Brasilien, das Haus des wilden Indianers sei ein Dorf. Sein Dorf ist wirklich keine Gruppe von Häusern und unterscheidet sich in der That beinahe von Allem, was man in andern Ländern in dieser Beziehung findet. Die civilisirte Sprache hat beinahe kein Wort, das auf diesen Begriff anwendbar wäre, wenn man die Malocca nicht eine Kaserne oder ein Hospiz nennen will. Die Malocca ist nämlich ein großes Gebäude, worin die ganze Abtheilung eines Stammes wohnt, die an demselben Orte beisammen lebt; sie ist durch die gemeinsame Arbeit Aller errichtet, jede einzelne Familie hat ein gemeinsames Eigenthumsrecht daran und doch wieder ihre besondere Wohnung darin. Der Wilde des Amazonas gehört, wie ihr seht, zur Schule der Socialisten. Wir bedürften eigentlich einen größern Raum, als uns in dieser kurzen Skizze zugemessen ist, um im Einzelnen die Wohnung unseres Indianers zu beschreiben. Denkt euch also unter der Malocca nur eine Art Tempel, dessen Decke von so geraden und glatten Palmstämmen getragen wird, daß man sie für Säulen halten könnte; an diese Pfeiler sind schöne Balken mittelst zäher Lianen angebunden, und die Zusammenfügung des Gerüstes und Gebälks zeigt dieselbe Genauigkeit und Pünktlichkeit, die man an der Auftakelung eines Schiffes beobachtet. Ueber diesem Zimmerwerk erheben sich regelmäßig aufgesetzte Sparren, welche mit Palmzweigen und Palmblättern genau gedeckt sind, und da das Dach sehr tief zum Boden herabsteigt, so nimmt die Malocca von außen das Ansehen eines kolossalen Bienenstockes an. Die Wände dieses Gebäudes sind von Bambus oder von den gespaltenen Blattstielen der Palmenwedel hergestellt, und das Flechtwerk daran ist so stark, daß

es gegen Pfeile und Flintenkugeln vollkommen schußfest ist. Das ganze Gebäude, dessen Grundriß ein Parallelogramm beschreibt, welches an dem einen Ende abgerundet ist, hat eine solche Ausdehnung, daß es mehr als hundert Individuen zur Wohnung dienen und noch zahlreiche Gäste aufnehmen kann, denn bei gewissen Gelegenheiten versammeln sich die benachbarten Gemeinden, und die Malocca beherbergt alsdann drei- bis vierhundert Personen.

Das Innere zerfällt zunächst in eine große Halle, welche die Mitte der Malocca einnimmt; zu beiden Seiten derselben zieht sich je eine Reihe von Zellen hin, die von einander durch Flechtwerk getrennt sind, welches mit demjenigen der Mauern übereinstimmt. Jede dieser kleineren Zellen oder Abtheilungen bildet die Wohnung einer Familie; hier sind die Hängematten angebracht, welche die Stelle der Betten versehen; hier stehen die irdenen Töpfe und Krüge, die Kürbisflaschen und Körbe, hier hängen die Waffen und Schmuckgegenstände, welche das Besitzthum jeder einzelnen Familie bilden.

Die Halle oder der große Saal enthält die größeren Apparate, deren eine solche Gemeinde bedarf: z. B. die Thonöfen, die Feuerstellen, die Gefäße, worin die Cassava und Tapioca bereitet wird, und diejenigen, worin die Chica gekocht wird. Es ist ein neutrales Gebiet, worin die Kinder sich herumtummeln, die öffentlichen Geschäfte erledigt werden und die Tänze und andere Festlichkeiten stattfinden.

Eine große Thür, die ungefähr sieben Fuß breit und elf Fuß hoch ist und die gemeinsame Eingangsthür für alle Bewohner bildet, ist an der Giebelseite angebracht, steht den Tag über offen und wird jeden Abend mittelst eines starken Flechtwerks verschlossen, das an der Außenwand hängt und wie ein Fallgatter herabgelassen werden kann. Am entgegengesetzten Ende befindet sich eine kleinere Thür, zum ausschließlichen Gebrauche des Häuptlings bestimmt, der mit

ſeiner Familie die ganze vorerwähnte kreisrunde Abtheilung einnimmt.

Alle Maloccas zeigen dieſe Eintheilung und Anordnung, aber ſie modificiren ſich in den Einzelnheiten nach dem Geſchmack des einzelnen Stammes; — die einen ſind größer oder kleiner, mehr oder minder hoch; bei den anderen wechſeln die Form ſowie das Material, je nach der Oertlichkeit, wo ſie errichtet werden. Bei manchen Stämmen findet man auch einzelne Hütten für jede Familie, jedoch nur als Ausnahme; die gemeinſame Wohnung kommt allgemein und über einen weiten Verbreitungsbezirk vor; namentlich findet ſie ſich in der ganzen Montanha, von der Grenze von Peru an bis zur Küſte des atlantiſchen Oceans und von den Quellen des Rio-Negro bis zu den Gebirgen von Braſilien.

Dieſes gemeinſame Dorf oder dieſe Wohnkaſerne findet ſich jedoch auch in einem andern Welttheile, nämlich in Oſt-Afrika, unter der Breite von Zanzibar; auch hier bildet ſie eine Art von Bienenſtock, worin jede Familie, die zu der einzelnen Niederlaſſung eines Stammes gehört, ihre eigene Zelle hat, und dieſe ſämmtlichen Zellen unter einem und demſelben Dach vereinigt ſind; die afrikaniſche Dorfhütte aber führt den Namen Tembe.

Dieſelbe Abwechslung oder Modification, welche die Malocca bei jedem einzelnen Stamme zeigt, macht ſich aber auch in der Tracht oder vielmehr im Putz der einzelnen Indianerſtämme geltend. Stets iſt jedoch die Kleidung eine ſehr leichte: ſie beſteht meiſtens in einem Gürtel oder einer Schürze von Baumwollenſtoff oder auch nur von Baumrinde, welche einmal um die Lende gelegt und dann zwiſchen den Füßen durchgeſchlungen wird und Guajuca heißt. Manche Stämme tragen auch eine Art kurzen Rockes von Baumrinde und erſcheinen bei feſtlichen Gelegenheiten in Hemden oder Schürzen, deren Gewebe mit Federn bedeckt iſt. Ein weiterer weſentlicher Theil

ihrer Tracht beſteht im Kopfputz, der gewöhnlich aus den bunten, farbenreichen Federn des Papageien und Aras zuſammengeſetzt iſt, ſowie aus Armbändern vom ſelben Stoffe. Der allgemeinſte Schmuck iſt jedoch die Bemalung, die Jeder an ſeinem Körper anbringt, und die aus Farbſtoffen beſteht, die aus der Anotto und dem Saft oder den Früchten verſchiedener Bäume gewonnen werden, auf deren Beſchreibung wir anderwärts zurückkommen. Bei einigen dieſer Volksſtämme iſt auch das Tättowiren im Schwange, wird jedoch von den Bewohnern dieſer Region weit weniger angewendet, als von den Inſulanern des ſtillen Oceans.

Die Mehrzahl der Indianer im Becken des Amazonen-Stromes kannte den Ackerbau ſchon vor der Ankunft der Spanier und betreibt denſelben noch, obwohl in beſchränktem Maßſtabe. Sie begnügen ſich mit dem Anbau von Manioc, um daraus Caſſava und Tapioca zu bereiten, mit dem Anbau der Igname und Banane, aus welch' letzterer ſie ein geiſtiges Getränk bereiten, das ſie auch aus dem Saft verſchiedener Palmenarten zu gewinnen wiſſen. Der Manioc oder die Mandiocawurzel iſt die Jatropha Manihot der Botaniker, welche im ganzen tropiſchen Amerika und in Weſtindien vorkommt und allgemein angebaut wird. Die Pflanze hat einen hohen Stengel, der ſich in kurze Gelenke theilt, wovon jedes einzelne einen Steckling giebt, der, in die Erde geſteckt, ſogleich Wurzel ſchlägt und eine beſondere Pflanze bildet; die Blätter ſind handförmig getheilt, mit ſechs bis ſieben Loben oder Flügeln. Die Knollen haben die Geſtalt von Bataten oder ſüßen Kartoffeln und ſind gewöhnlich über einen Fuß lang. Sie werden ihrer dicken Rinde entkleidet und auf Steinen oder anderen rauhen Flächen zerrieben, worauf die zerriebene Maſſe in einen dünnen, etwa ſechs Fuß langen Sack von Rotanggeflecht gefüllt, der Sack am obern Ende aufgehängt und am untern mit einem großen Steine beſchwert wird, ſo daß die fort-

dauernde Ausdehnung des Sackes eine Zusammenziehung der Seiten veranlaßt und den Saft aus der Masse auspreßt. Der Saft gilt für giftig, schmeckt bitter oder bitterlich, ist aber in hohem Grade flüchtig. Der ablaufende Saft wird in anderen Gefäßen aufgefangen, weil er noch ein feines Stärkemehl enthält, welches anderweitig verwendet werden kann. Ist die Masse ausgepreßt, so bedarf sie nur noch des Trocknens, was in großen flachen Pfannen über dem Feuer und unter beständigem Umrühren geschieht. Ist die Masse getrocknet, so gleicht sie getrockneten Brodkrumen und ist, je nach der darauf verwendeten Sorgfalt, von weißer, gelblicher oder brauner Farbe. In den portugiesischen Niederlassungen heißt sie in diesem Zustande Farinha oder Mehl und wird in lockere, mit Palmblättern gefütterte Körbe verpackt, von denen jeder ungefähr achtzig Pfund enthält und Alquier genannt wird. Die Farinha bildet im Becken des Amazonen-Stromes und im ganzen nördlichen Brasilien das Surrogat für Brod und Gemüse; die Indianer und Neger verspeisen sie in ungeheuren Quantitäten und kümmern sich nicht um die Aufblähung des Magens, welche der reichliche Genuß derselben verursacht, und die sie bei den Weißen minder beliebt macht. Der ausgepreßte Saft wird mit etwas Wasser versetzt und umgerührt, und aus demselben schlägt sich sodann jenes feine, stärkehaltige Mehl nieder, welches unter dem Namen Tapioca bekannt ist.

Die Indianer der Selva sind eben so geschickt als gewerbfleißig und bereiten aus Thon Gefäße von verschiedenen Größen und Formen, die einer gewissen Zierlichkeit nicht entbehren. Ferner verfertigen sie aus den Lianen und den Luftwurzeln verschiedener Schlinggewächse ihrer Wälder eine unendliche Mannichfaltigkeit von Geräthen, deren Ausführung den geschicktesten Arbeitern Ehre machen würde. Man bewundert namentlich ihre Hamacs oder Hängematten, und die Bewohner der spanischen und portugiesischen Städte

Süd-Amerika's laſſen diejenigen, welche man am meiſten ſchätzt und für die beſten hält, aus dem Becken des Amazonen-Stromes kommen. Der Bindfaden, woraus dieſelben beſtehen, wird aus jungen Palmenwedeln von der Gattung Astrocaryum und hauptſächlich von der Mauritia flexuosa gewonnen, die eine Faſer von vorzüglicher Beſchaffenheit liefert. Die Verfertigung dieſer Hängematten liegt den Frauen ob, deren Geſchicklichkeit hierin uns um ſo größer erſcheint, je einfacher die Mittel ſind, deren ſie ſich dazu bedienen. Das noch nicht erſchloſſene Blatt, in welches der Palmbaum endigt, wird an ſeiner Baſis abgeſchnitten, auseinander gefaltet und auf eine geſchickte Weiſe geſchüttelt, damit ſich die Fiederblättchen davon ablöſen; werden dieſe ihrer Oberhaut entkleidet, ſo zeigen ſie ein blaßgelbes Gewebe, welches den ſpinnbaren Stoff enthält. Sobald der Faſerſtoff, der daraus gewonnen wird, hinlänglich trocken iſt, wird er mit einer unglaublichen Geſchwindigkeit und ohne Spinnrad oder Spindel gedreht. Die Spinnerin nimmt zwei Fäden oder Faſern von dem gedachten Stoff zwiſchen Daumen und Zeigefinger der linken Hand, legt ſie auf ihre Hüfte, wo ſie ſie getrennt hält, rollt ſie über ihren Schenkel, vereinigt ſie durch einen raſchen Handgriff und dreht nun den Faden aufwärts bis zum Ausgangspunkte; eine gewandte Arbeiterin verfertigt davon an Einem Tage bis zu fünfzig Klaftern. Dieſe Schnur wird ſodann in eine färbende Brühe getaucht, wo ſie verſchiedene Farben annimmt.

Das Flechten oder Weben dieſer Hängematten geſchieht auf eine eben ſo einfache Art: man ſteckt zwei Stöcke in einer Entfernung von etwa ſieben Fuß auseinander und ſchlingt um dieſelben fünfzig bis ſechszig Umgänge der Schnur, um dadurch die Kette herzuſtellen; den Einſchuß bilden Fäden, welche der Quere nach in dieſe Kette eingeknüpft werden; dann ſchiebt man zwei Stricke neben den Stöcken hindurch und bindet ſie ſo feſt, daß ſie daran eine Art Sohlband

bilden, zieht die parallelen Fäden hindurch, um ſie einander näher zu bringen, nimmt die Stöcke hinweg, und die Hängematte iſt fertig. Diejenigen Hängematten, welche für den Handel beſtimmt ſind und daher größeren Werth erhalten müſſen, werden mit ganz beſonderer Sorgfalt verfertigt; man verwendet dann auf die Auswahl des Stoffes, die Färbung der Schnur und das Gewebe ſelbſt weit mehr Mühe. Ja, es giebt ſogar eine Art Hängematten von beſonders vorzüglicher Qualität, bei welchen eine Bordüre von bunten Federn geſchickt in den Einſchuß eingefügt iſt.

Die gewandten Arbeiterinnen, welche dieſe Hängematten verfertigen, liefern auch noch reizende Korbmacher-Arbeiten aus gewiſſen Binſen oder den Blattſproſſen gewiſſer Palmbäume, unter welchen diejenigen von der kleinen Jupalme (Astrocaryum acaule) für die geeignetſten gelten.

Außerdem verfertigen dieſe Indianer noch alle Acker- oder Gartenwerkzeuge, deren ſie ſich bedienen, und die zur Bereitung der Farinha nothwendigen Geräthe ſelbſt. Die Farinha heißt bei ihnen Caſſava, und die Zubereitung derſelben aus den Maniocwurzeln geſchieht bei manchen Stämmen noch auf eine einfachere Weiſe, als wir oben geſchildert haben. Viele Stämme kennen nur die ſüße Maniocwurzel, deren Saft nicht für giftig gilt, und die daher auch im gebackenen Zuſtande verzehrt wird. Sind die Knollen gewaſchen, ſo werden ſie meiſt mit den Zähnen geſchält und auf einem etwas concaven Brette zerrieben, in welches entweder kleine Quarzſtückchen regelmäßig eingeſenkt, oder worauf Stücke von der Luftwurzel der Paſchiuba angebracht ſind, deren dornige Vorſprünge ein ſcharfes Reibeiſen erſetzen. Das cylindriſche Sieb, deſſen wir oben erwähnt haben, führt bei ihnen den Namen Tapiti und iſt manchmal aus den zähen Faſern jener Luftwurzeln von Schlingpflanzen genommen, die man Sipó nennt, und welche dieſen Wilden die Stricke erſetzen.

Während die Weiber sich mit der Verfertigung von Hängematten, Körben und Cassava abgeben, befassen sich die Männer mit der Herstellung ihrer Waffen oder schaffen durch Jagd und Fischfang die nöthigen Lebensmittel herbei. Kleinere Fische fangen sie mit Netzen in den kleinen Wasserläufen, größere spießen sie mit dem Wurfspeer an; vor Allem aber harpuniren sie den Manati oder die Seekuh, auch Lamantin genannt (Manatus atlanticus oder Trichechus manatus der Naturforscher), ein Mittelding zwischen Grasfresser und Delphin, das wegen seines wohlschmeckenden Fleisches, seiner Haut und seines Fettes emsig verfolgt wird und in allen ihren Flüssen und Gewässern vorkommt. Zuweilen vergiften sie auch die stehenden Gewässer der kleinen Lagunen mit Kokkelskörnern und giftigen andern Samen, um sämmtlicher Fische habhaft zu werden, die sich daselbst finden.

Ihre Jagd ist eine ganz einfache, denn sie haben kein Hochwild; große Thiere kommen in diesen Wäldern nur selten vor; mit Ausnahme des Jaguars, den sie nur zu ihrer Vertheidigung bekämpfen, des Tapir, den sie in Gruben fangen, und des Peccari, der die Größe eines halbwüchsigen Schweins hat, erlegen sie nur kleine Vierfüßler. Dagegen liefern ihnen die Affen eine reichliche Nahrung, die sie übrigens als ihre Lieblingsspeise betrachten. Weit zahlreicher ist das Federwild, und unter diesem sind es vorzugsweise die hühnerartigen Vögel und das Wassergeflügel, sowie die Papageien, denen sie geflissentlich nachstellen.

Ihr sämmtliches Wildpret erlegen sie mit dem Pfeil, jedoch nicht immer mittelst eines Bogens, sondern die Mehrzahl dieser Stämme bedient sich zur Jagd einer Lieblingswaffe, die nur ihnen eigen ist, nämlich eines förmlichen Blaserohrs, welches sie Pucuna nennen, und das bei den Spaniern Gravitana heißt. Dieses Blaserohr besteht aus dem jungen Stengel der Paschiuba miri, einer Palmenart, die bei den Botanikern Iriartea setigera heißt; diese höhlen sie mittelst eines spitzen Stockes gerade so aus, wie sich unsere Knaben eine Knallbüchse aus Hollunder machen. Das Blaserohr hat ungefähr

zehn Fuß Länge und an seinem dicksten Ende einen Umfang von vier bis vier und einem halben Zoll, denn der Strunk der Palme, woraus es besteht, verjüngt sich etwas und ist daher an seiner Spitze dünner als an der Basis. Hat der Indianer das Innere des Strunks ausgebohrt und dann mittelst eines Stücks vom Schafte eines Farrenkrauts, das an den Bohrstock befestigt worden ist, geglättet, so versieht er seine Pucuna mit einem Mundstück aus dem Hauer eines Peccari, setzt am dickern Ende als Korn oder Zielpunkt den kleinen weißen Zahn eines Paka, Coelogenys subnigra, oder irgend eines andern kleinen Nagethiers ein und befestigt ihn mit etwas Gummi. Will er sich dann noch eine Luxuswaffe daraus machen, so verziert er das Aeußere dadurch, daß er entweder buntgefärbte Schnüre oder den Stengel einer glänzenden Liane darum wickelt. Das Geschoß, dessen er sich für sein Blaserohr bedient, ist, wie gesagt, keine Kugel, sondern ein Pfeil; dieser besteht aus einem Trieb von Bambus, der etwa anderthalb Fuß lang ist, oder noch besser aus einer jener geraden, schwarzen, leicht abgeplatteten dornigen Stacheln von der erforderlichen Länge, welche die Patahuapalme an der scheibenförmigen Basis ihrer Wedel trägt. Der Pfeil oder Bolzen, mag er nun aus Dorn oder Bambus bestehen, ist sehr fein zugespitzt, auf eine Länge von zwei bis drei Zoll mit dem berühmten Pfeilgift der südamerikanischen Indianer, dem sogenannten Curari, getränkt und hat an der Stelle, wo das Gift aufhört, einen tiefen Einschnitt, der so angebracht ist, daß er bei der geringsten Anstrengung abbricht und die vergiftete Spitze in der Wunde zurückläßt. Um das hintere Ende des Bolzens oder Pfeiles bindet der Indianer mittelst einer Faser aus einem Ananasblatte eine Locke von der rohen Seide des Bombax oder Seidenwollenbaums, damit der Pfeil auf diese Weise die zu seiner Aufnahme bestimmte Röhre ausfülle, welche das Kaliber einer gewöhnlichen Pistole hat. Ist dies geschehen, so ist er mit all' seinen Vorbereitungen fertig.

Bewaffnet mit ſeinem Blaſerohr und ſeinem wohlgefüllten Köcher, zieht unſer Indianer nun auf die Jagd; ſobald er ein Stück Wildpret bemerkt, ſetzt er das Blaſerohr an die Lippen, ſtößt einen kräftigen Puff in daſſelbe, zu deſſen Herſtellung allerdings eine lange Praxis gehört, und ſchleudert durch dieſen gedehnten Hauch ſeinen Bolzen als kleinen Todesboten in die Ferne. Er kann mit Sicherheit auf eine Entfernung von vierzig bis fünfzig Schritten zielen und ſchießen; allein er ſchießt am liebſten in verticaler Richtung und nicht im Bogen, und da die Vögel und Affen, ſein gewöhnliches Wild, beinahe immer aufgebäumt ſind, ſo leiſtet ihm dieſe Waffe die erwünſchteſten Dienſte. Die Verwundung braucht jedoch gar keine ſchwere zu ſein; es genügt, daß das Gift in die Haut eindringt und mit dem Blute in Berührung kommt, um den Tod des Thieres herbeizuführen. Der Affe erfaßt zwar gewöhnlich den Bolzen, um ihn aus ſeiner Wunde zu reißen, allein er bricht ihn über der Spitze gerade an der Stelle ab, wo der Wilde ſeinen Einſchnitt gemacht hat, und er verendet nach Verlauf von zwei bis drei Minuten.

Als Kriegswaffen führen die Stämme der Selva den gewöhnlichen Bogen und Pfeile, welche ebenfalls mit Curari vergiftet ſind, ſowie eine eigenthümlich geformte Keule aus dem außerordentlich harten Holze eines Palmbaums und von einer Geſtalt, die nur unter den Indianern von Südamerika üblich iſt. Nur wenige Stämme führen Speere oder Lanzen; der Gebrauch des Laſſo und der Bolas iſt Allen unbekannt, und dieſe Waffen, die nur in den Händen eines Reitervolkes von Werth ſind, könnten ihnen im Walde auch keinerlei Dienſte leiſten. Dieſe Indianer ſind jedoch durch ihre Bogen und Pfeile und Keulen hinlänglich bewaffnet, um die Waffen der Stämme der Ebene entbehren zu können; denn ſie machen leider von ihren eigenen nur einen allzu häufigen und allzu wirkſamen Gebrauch.

XI.

Die Mundrucus.

Unter den indianiſchen Völkerſtämmen, welche das Becken des Amazonenſtromes bewohnen, giebt es mehrere, die ſich durch eigenthümliche Bräuche und Zuſtände noch von dieſen ohnedem ſchon ſo eigenthümlichen Stämmen unterſcheiden. Unter dieſen nennen wir zunächſt das Volk der Mundrucus, das ſowohl eines der merkwürdigſten durch ſeine Gewohnheiten iſt, als auch unſere Aufmerkſamkeit um deswillen um ſo mehr in Anſpruch zu nehmen verdient, weil es an Kopfzahl das bedeutendſte in dem großen Streifen von Südamerika iſt, welcher heut zu Tage noch von wilden Stämmen bewohnt wird. Die Völkerſchaft der Mundrucus, an ſich ſelbſt ſchon aus verſchiedenen Elementen beſtehend, hat ſich nämlich verſchiedene Stämme beigeſellt, welche ſich gleichſam an den Hauptkörper angeſchloſſen haben. Den beträchtlichſten Theil davon bilden die Mahues, die ſich im Verein mit den eigentlichen Mundrucus auf eine Geſammtzahl von etwa 20,000 Köpfen belaufen mögen.

Das Volk der Mundrucus hatte einſt das linke Ufer des großen Stromes inne und zwar von der Einmündung des Tapajos bis zu derjenigen des Madeira. Es wohnt noch jetzt zwiſchen dieſen beiden Strömen, hat ſich aber vor den Sklavenjägern zurückgezogen, iſt den Amazonenſtrom hinaufgeſtiegen und hat ſich oberhalb der

Stromſchnellen des Tapajos niedergelaſſen, wo es vor den Verfolgungen der Weißen geſichert iſt und keine anderen Grenzen hat als diejenigen der unabhängigen Stämme, mit denen es im Kriege liegt. Wie die meiſten Indianer dieſer Region treiben die Mundrucus einigen Feldbau; ſie beſitzen kleine Felder von Manioc, Mais und Ignamen, bauen den Piſang an und wiſſen die Caſſava und leider auch die abſcheuliche Chica zu bereiten, welche unter den Eingeborenen von Südamerika das allgemeine berauſchende Getränk iſt. Ihr Geſchirr von Kürbisflaſchen und ihre ſämmtlichen Werkzeuge und Geräthe ſtimmen ganz mit denjenigen überein, welche man auch bei ihren Stammverwandten gegen Süd und Nord findet. Sie beſitzen Bogen und Pfeile, Lanzen und Wurfſpeere und haben Kähne, die aus einem Baumſtamm ausgehöhlt ſind. Die Männer widmen ſich nur der Jagd und dem Fiſchfang und theilen ihre übrige Zeit zwiſchen Kriegführung und Ruhe; den Weibern aber liegt die Beſtellung der Felder und der Ernte, das Herbeiſchaffen des Brennholzes, des Waſſers u. ſ. w., die Verfertigung der Kleidungsſtücke, die Bereitung der Nahrungsmittel, der Werkzeuge und Geräthe ob, ſowie ſie überhaupt alle gröberen Arbeiten verrichten müſſen, welche ihre Herren und Meiſter ihrer Kraft und ihres Anſehens für unwürdig erachten. Außerdem verbinden die Mundrucus mit ihren verſchiedenen Arbeiten auch die Ausfuhr einiger Producte ihres Bodens, z. B. unter anderem der Sarſaparilla, welche ſie ſechs Monate des Jahres hindurch einſammeln oder vielmehr durch ihre Weiber einſammeln laſſen und dann entweder gegen eiſerne Geräthe oder Werkzeuge oder noch lieber gegen die Zierrathen vertauſchen, welche dieſen Wilden die höchſte Freude machen.

Jeder von unſern Leſern hat ſchon mehr oder weniger von den wunderbaren Heilkräften der Sarſaparilla reden hören; allein nicht Jedermann weiß, daß dieſer heilkräftige Stoff von Pflanzen

verſchiedener Art geliefert wird, welche größtentheils der Familie der Smilaceen angehören. Dieſes Pflanzengeſchlecht iſt über die ganze heiße Zone der alten und neuen Welt ſehr reichlich verbreitet und in beiden Erdhälften auch außerhalb der Wendekreiſe noch durch einige Arten vertreten, ſo daß man dieſelben ſowohl im Thal des Miſſiſſippi, wie auf dem auſtraliſchen Feſtlande findet. Allein die beſte Sarſaparilla wächſt an den feuchten Stellen und Niederungen der heißeſten Länder, denn hier allein nimmt der Saft der Pflanze alle jene Eigenſchaften an, um derentwillen ſie geſchätzt wird. Wie es aber beinahe immer geht, ſo gilt diejenige Art für die koſtbarſte, die am wenigſten verbreitet iſt; — nicht etwa, als ob ſie an ſich ſelbſt ſelten wäre, denn ſie kommt im Gegentheil an den Ufern der ſüdamerikaniſchen Flüſſe ſo häufig vor, daß die Indianer ihr die ſchwarze Färbung der Gewäſſer einiger Flüſſe beimeſſen, wie z. B. die des Rio-Negro; dies iſt jedoch ein grober Irrthum, denn die Sarſaparilla kommt eben ſo reichlich auch an den Ufern der Flüſſe mit klarem Waſſer vor. Daher trägt nicht die Dürftigkeit ihres Vorkommens in der Natur die Schuld daran, daß dieſe Art von Sarſaparilla im Handel ſo ſelten und ſo koſtbar iſt; ſondern man ſchätzt ſie nur deshalb ſo ſehr, weil der Zutritt zu den Gegenden, wo ſie ſich findet, ſo ſchwierig iſt, und die Bereiſung dieſes Gebiets ſowohl durch das ungeſunde Klima wie durch die Wildheit und Feindſeligkeit der daſelbſt wohnenden Stämme erſchwert wird.

Wenn aber die Sarſaparilla um ſo beſſer und heilkräftiger iſt, je feuchter und heißer das Land iſt, wo ſie wächſt, ſo muß diejenige der Mundrucus ausgezeichnet ſein, und dies iſt in der That auch der Fall. Sie führt im Handel den Namen der braſiliſchen oder Liſſaboner Sarſaparilla und kommt von der Smilax papyracea. Dieſe iſt eine ſtrauchartige Schlingpflanze, mit plattem, eckigem, an den Rändern mit Stacheln beſetztem Stengel; ihre ovalen

Blätter endigen sich in einer dornigen Spitze und sind ihrer ganzen Länge nach mit Blattnerven gezeichnet. Die Pflanze erhebt sich ohne Stütze bis zu einer Höhe von 15—18 Fuß, erfaßt dann die nächsten besten Aeste oder Zweige von Bäumen, umschlingt sie und läuft so nach allen Richtungen und manchmal auf weite Entfernungen fort. Aus dem Hauptstamm schlagen mehrere Stengel von Federkieldicke aus, die von faseriger Beschaffenheit, brauner oder dunkelgrauer Farbe sind und aus ihrem gerunzelten Stamme da und dort Seitenfasern austreiben. Die schweißtreibenden oder heilkräftigen Eigenschaften der Sarsaparilla liegen vorzugsweise in der Rinde der Wurzelstöcke oder unterirdischen Stengel; allein man sammelt die oberirdischen Stengel sammt den Wurzeln und bringt sie unter einander gemischt in den Handel. Es liegt jedoch ein ungemeiner Unterschied in der Wirkung dieses Heilmittels, wenn es in frischem Zustande angewendet wird, und der Wirkung einer Abkochung derjenigen Pflanzenstoffe, die durch das Trocknen schon einen Theil ihrer Heilkraft verloren haben; daher ist es auch sehr natürlich und begreiflich, daß dieses Heilmittel in Europa nie denselben Erfolg gefunden hat, wie bei den Creolen des spanischen Amerika.

Die Weiber der Mundrucus, welche, wie gesagt, sich der Einsammlung dieses wichtigen Handelsartikels unterziehen, verwenden darauf die Regenzeit, einmal weil sie später noch Anderes zu schaffen haben und dann, weil die Wurzeln bei feuchtem Boden sich leichter ausreißen lassen. Mit Hilfe der Kinder, deren kleine Hände sie bei dieser Arbeit unterstützt haben, schleppen sie aus dem Walde die gesammelten Pflanzen in schweren Bündeln nach ihren Dörfern zurück, und diese Bündel sind um so gewichtiger sowohl weil diese Pflanze ungemein saftreich ist, als auch weil sich die zähe Erde in Menge an die Wurzeln anhängt. Ist die Sarsaparilla einmal

eingeheimst, gereinigt und getrocknet, so wird sie natürlich bedeutend leichter; und um sie besser transportiren zu können, packt man sie in Bündel von etwa 3 Fuß Länge auf $1^1/_2$ Fuß Durchmesser, welche, je nach dem Zustand der Pflanze, zwischen 25 und 30 Pfd. wiegen. Diese Bündel erhalten deshalb eine gleichmäßige Länge, daß sie leichter zu verpacken und zu verladen sind. Jedes dieser Bündel wird mit ungefähr 4 Dollars oder 25 Francs bezahlt und zwar bald in baarem Gelde, bald tauschweise in gewobenen Stoffen, Flittertand oder Eisenwaaren. Der Sipo oder gedrehte Strang, womit diese Bündel zusammengeschnürt sind, besteht aus der Wurzel einer Pothos-Art, d. h. einer andern Schlingpflanze, welche in diesen Wäldern in Menge vorkommt, hauptsächlich auf Bäumen lebt, lange Luftwurzeln treibt und also überall in Menge zur Hand ist; wenn der Mundrucu daher Stricke braucht, um Etwas zusammenzuschnüren, so braucht er nur die Hand nach diesen Luftwurzeln auszustrecken, welche allenthalben von den Kronen der Bäume herabhängen und manchmal 80—100 Fuß lang sind; sein Weib kratzt dann die Rinde davon ab, der Indianer dreht die Stengel ein wenig zusammen und erhält dadurch Bänder, welche zu gleicher Zeit geschmeidig und zähe sind und sich zu allen Zwecken anwenden lassen, zu denen wir gewöhnlich Stricke und Schnüre gebrauchen. Früher glaubte man, dieser Sipo bestehe aus den geschälten Stengeln der Sarsaparilla-Pflanze selbst; allein der Mundrucu versteht seine Interessen besser und legt zu hohen Werth auf die Arbeit von Weib und Kindern, als daß er dieses kostbare Material nicht mehr schonen sollte, zumal da er in den Luftwurzeln des Pothos rufinervis ein überall und leicht zugängliches Surrogat dafür findet.

Aber die Sarsaparilla ist nicht das einzige Erzeugniß ihres Landes, mit welchem die Mundrucus Handel treiben. Ihr Gebiet

ist zwar wegen der herrschenden Hitze und Feuchtigkeit eines der ungesundesten im ganzen Gebiete des Amazonenstromes, aber auch eben deshalb eines der fruchtbarsten Länder der ganzen Welt. Diese Wilden brauchen sich daher gar nicht die Mühe zu geben, jene Producte anzubauen, welche den Reichthum von Brasilien ausmachen, sondern begnügen sich damit, diejenigen einzusammeln, welche die Natur ihnen freiwillig liefert. So heimsen sie denn die Nüsse der Pupunha und die der Juvia (Bertholletia excelsa) ein, die man in ziemlicher Menge nach Europa bringt, und die im Handel als Brasilnüsse oder Paranüsse bekannt sind. Der Zeitpunkt, wo diese letzteren reifen, ist für die Mundrucus eine wahre Ernte und eben so einträglich als leicht, da man sich nur zu bücken braucht, um die Nüsse aufzulesen, denn sie fallen von selbst herab und brauchen nicht heruntergeschlagen zu werden. Allein wenn ihr Einheimsen auch wenig Mühe verursacht, so ist es doch nicht ohne Gefahr. Die Nüsse nämlich, worin diese mandelartigen Kerne stecken, die wirklich gar nicht übel schmecken, sind nämlich in einer Zahl von etwa 20 in eine hölzerne Kapsel eingeschlossen, welche Früchte von der Größe eines Kinderkopfes bildet. Da aber diese Früchte mindestens 100 Fuß über dem Boden hängen und ziemlich schwer sind, so drohen sie diejenigen Menschen, die sie in ihrem Falle erreichen, buchstäblich zu zerschmettern. Daher hüten sich auch die Mundrucus wohl, zu der Zeit, wo diese Nüsse reifen, unter den Zweigen der Juvia vorüberzugehen. Gleichwohl muß man sich mit dieser Ernte beeilen, denn wollte man dieses Geschäft so lange aufschieben, bis die letzte Nuß herabgefallen wäre, so würde die Einheimsung schon längst vollzogen sein und den Mundrucus keine einzige Nuß mehr bleiben. Eine Menge Thiere, sowohl Affen als jene kleinen Nagethiere, die unter dem Namen von Cabiais, Agutis und Pacas bekannt sind, finden diese Nüsse ebenfalls sehr schmackhaft und stel-

len ihnen emſig nach; die Affen bedienen ſich, beiläufig geſagt, dieſer kleinen Nagethiere, um ſich die harten Schalen jener Mandeln öffnen zu laſſen, nach denen ſie ſehr lüſtern ſind. Es bleibt alſo den Mundrucus nichts Anderes übrig, als die Juviabäume zu erklettern und möglichſt viele Nüſſe davon herunter zu ſchütteln. Damit ſie aber von denjenigen Früchten Nichts zu fürchten haben, die ſie nicht zu erreichen vermögen, und die doch auf ſie herunter fallen könnten, während ſie die anderen aufleſen würden, bedienen ſie ſich einer Art hölzernen Helms, der ihnen Kopf und Schultern beſchützt, und tragen Sorge, ſich nur ſenkrecht zu bücken, um ihren Rückgrat nicht dem groben Geſchütz der Juvia darzubieten. Die Mundrucus eſſen natürlich dieſe Nüſſe auch gerne und verkaufen nur den Ueberſchuß an ſpaniſche und portugieſiſche Händler.

Außer dem Einſammeln ſolcher Früchte, welches die gewöhnliche Induſtrie aller Wilden iſt, verfertigen die Mundrucus oder vielmehr deren Weiber noch gewiſſe Erzeugniſſe, unter andern die Guarana, aus der man einen aufregenden Aufguß macht, der weit wirkſamer iſt als Thee oder Kaffee und dabei noch den großen Vortheil hat, ein vorzüglicheres Mittel gegen das Fieber zu ſein, als das beſte Chinin. Die Guarana wird aus dem Samen einer Inga, eines kleinen Baumes aus der Familie der Mimoſen, bereitet; man röſtet nämlich die Schoten derſelben, entfernt daraus die geröſteten Samen, zerſtößt ſie zu Pulver, miſcht ſo viel Waſſer dazu, daß ſie eine Art ſteifen Teiges geben, und ſchneidet denſelben in kleine Würfel, die man trocknet, worauf ſie zur Aufbewahrung oder zum Verkauf fertig ſind. Will man ſich derſelben bedienen, ſo braucht man ſie nur zu ſchaben und in der Quantität von einem halben Eßlöffel voll in ein Seidel Waſſer zu ſchütten, und man bekommt dadurch ein Getränk, das von den Braſilianern ſo ſehr geſchätzt wird, daß ſie die Guarana beinahe mit Silber aufwiegen.

Aber man wird mir entgegen halten, daß die Mundrucus bis hierher eigentlich nichts Außerordentliches oder Merkwürdiges darbieten; sie haben dieselben Geräthe, dieselben Culturen, dieselben Waffen wie ihre Nachbarn; sie jagen, fischen und sammeln Pflanzen oder Früchte ein, welche ihnen entweder zur Nahrung oder zum Tauschverkehr dienen, und darin liegt auch nicht die mindeste Eigenthümlichkeit. Zeichnen sie sich etwa durch ihre Wohnungen aus? Ganz und gar nicht; sie haben zwar die Malocca, aber diese ist bei ihnen nur ein öffentliches Gebäude, das bald zum Arsenal, bald zum Rathszimmer, bald zum Tanzsaale, bald zum Museum dient oder im Fall eines Angriffs die Stelle eines Zufluchtsorts versieht; aber jede Familie hat ihre eigene Wohnung, und sämmtliche Hütten zusammen bilden ein Dorf, das sich um die Malocca als Mittelpunkt herumgruppirt. Es sind also auch nicht ihre Behausungen, durch welche sie sich von den übrigen Völkerschaften Südamerika's unterscheiden. Allein wir wollen in der Schilderung ihrer Lebensweise und Sitten fortfahren, und wir werden dann sehen, worin eigentlich das Außergewöhnliche und Auffallende besteht, durch das sie sich unterscheiden.

Neben der Bereitung der Guarana, welche nach Martius das Aussehen von länglichen oder runden Brodkuchen haben soll und in ganz Brasilien als unentbehrliches Erforderniß für Reisende und als Heilmittel für viele Krankheiten verkauft und aus den Samen der Paullinia sorbilis bereitet wird, beschäftigen sich die Mundrucus noch mit der Zubereitung einer andern Substanz, deren Gebrauch ihnen eigenthümlich ist; diese Substanz ist ebenfalls ein Pulver, dient aber weder zur Nahrung noch als Heilmittel, sondern einfach als — Nasenfutter. Ihr glaubt wohl, es sei ein Schnupftabak? Keineswegs; vielmehr empfindet das Individuum, welches dieses eigenthümliche Pulver schnupft, gleichsam eine elektrische Er-

ſchütterung; die Augen treten ihm aus dem Kopfe heraus, der Körper zittert, die Beine wanken, es wird vom Schwindel ergriffen, fällt zu Boden wie ein Betrunkener und wird buchſtäblich verrückt; allein der Anfall geht bald vorüber, der Menſch ſteht wieder auf, bekommt ſeine Kraft und ſeine Vernunft wieder, fühlt ſich auf's Neue von Muth und ungewöhnlicher Kühnheit durchglüht und ſo fröhlich und munter wie kaum jemals. Und woraus beſteht nun dieſes ſo wirkſame Pulver? Wie bei der Guarana bilden auch hier die Samenkörner einer Mimoſe den Hauptbeſtand, allein diesmal ſind es die Körner einer Akazie, die Zubereitung iſt ſchwieriger und länger, und ſogar das Verfahren, ſich eine Priſe davon zuzulegen, erfordert eine beſondere Vorrichtung.

Sobald nämlich die Schoten der Acacia niopo reif ſind, werden ſie mit Sorgfalt eingeſammelt, klein geſchnitten und in ein Gefäß mit Waſſer geworfen, wo ſie ſo lange quellen, bis die darin enthaltenen Samen eine ſchwarze Färbung angenommen haben; alsdann nimmt man ſie heraus, zerquetſcht ſie in einem Mörſer, miſcht ein wenig Manioc-Mehl und etwas Aetz-Kalk darunter, den man durch das Ausglühen von Muſchel- oder Schneckenſchalen gewonnen hat, gießt dazu etwas Saft aus den friſchen Blättern der Abuta, die zu der Familie der Kokkelskörner gehört, und bereitet daraus kleine Kuchen, die auf einem Roſt von Reiſern über dem Feuer getrocknet werden. Sobald die kleinen Kuchen trocken ſind, hat die Zubereitung ein Ende, und es handelt ſich nur noch um die Art und Weiſe, wie ſie benutzt werden ſollen.

Jeder, der dieſes Pulver ſchnupft, führt eine Tabaksdoſe mit ſich, die gewöhnlich aus einer hübſchen Muſchel verfertigt iſt und einen jener kleinen Kuchen enthält. Will er nun eine Priſe nehmen, was eine ſehr wichtige Ceremonie iſt, ſo nimmt er den Kuchen aus ſeiner Doſe, ſchabt etwa einen Eßlöffel davon auf einen kleinen

Teller von Kürbisſchale und breitet das Pulver mittelſt eines Pinſels vom Haar des großen Ameiſenfreſſers auf dieſem Teller aus. Dies Alles geſchieht mit Sorgfalt und Bedacht, denn unſer Wilder läßt ſich ſeine Zeit hierzu, was ſich wohl denken läßt, da bei der ſtarken Wirkung dieſes Pulvers man daſſelbe nicht ſo leichtſinnig hinaufſchnupft wie eine Priſe gewöhnlichen Tabak. Sobald nämlich ſein Niopo nach Wunſch auf dem Teller ausgebreitet iſt, nimmt der Schnupfer eine kleine Vorrichtung von 5—6 Zoll Länge, die aus zwei Röhren oder Kielen von den Schwungfedern eines Harpien-Adlers beſteht; dieſe beiden Kiele ſind ſo neben einander angebracht, daß ſie ſich am untern Ende vereinigen, am oberen aber weit genug auseinander treten, um der Oeffnung der beiden Naſenlöcher zu entſprechen. Aus dieſer Schilderung geht genugſam hervor, zu welchem Gebrauche man ſich ihrer bedient; die Spitze wird auf das Pulver geſetzt, die beiden Zweige reichen in die Naſe des Schnupfers hinein; dieſer athmet durch die Naſe und verſpürt unmittelbar die oben beſchriebenen krampfhaften Wirkungen. Zuweilen vertritt auch ein gabelförmiger Knochen vom Fuß eines Vogels (angeblich eines Waſſerhuhns) die Stelle der Harpienfeder; allein ein ſolcher Knochen iſt eine Seltenheit und wird von dem glücklichen Beſitzer außerordentlich hoch gehalten.

Verſchiedene Indianerſtämme am oberen Amazonenſtrome bedienen ſich zwar ebenfalls des Niopo; allein die entſchloſſenſten und leidenſchaftlichſten Verehrer dieſes heftig wirkenden Pulvers ſind die Mahues, welche einen der zahlreichſten Stämme der Mundrucus bilden. Eine andere merkwürdige Eigenthümlichkeit der echten Mundrucus iſt der Geſchmack, den ſie am Tättowiren finden, das zwar bei den Bewohnern der Südſee-Inſeln ganz gewöhnlich, bei den amerikaniſchen Völkerſchaften aber beinahe unbekannt iſt. Es giebt zwar einige Stämme, bei denen man Beiſpiele von

Tättowiren findet, jedoch nur in sehr vereinzelten Fällen; bei den Mundrucus aber ist es eine ganz volksthümliche Einrichtung, der sich Niemand entziehen darf, und die sich auf beide Geschlechter erstreckt. Man unterwirft demselben alle Kinder im Alter von 8—10 Jahren, und es befassen sich mit diesem schmerzlichen Geschäfte nur hexenartige alte Weiber, welche durch eine lange Erfahrung in dieser Kunst sehr geübt sind. Bei den Mahues ist das Tättowiren nicht üblich; dagegen bemalen sich dieselben mit Farbe. Das Hauptwerkzeug zum Tättowiren ist eine Art Kamm, dessen Zähne aus den spitzen Dornen eines Palmbaumes gemacht werden, der bei den Eingebornen Pupunha oder Muru-Muru, bei den Botanikern aber Guilielma speciosa heißt. Dieser Kamm wird auf die Haut des unglücklichen Kindes gesetzt, an dem der schmerzliche Prozeß des Tättowirens vorgenommen werden soll, und tief in das Fleisch eingedrückt; es entsteht dadurch eine Reihe kleiner Löcher, aus welchen das Blut reichlich fließt, und die man, sobald der Blutung Einhalt gethan ist, mit der Asche eines Harzes oder Gummi einreibt. Wenn dann die Wunde geheilt ist, so zeigt die Narbe das Aussehen einer blauen oder schwarzen Punktirarbeit. Wer die bizarren Zeichnungen gesehen hat, womit die Arme und Beine, der Rücken, die Brust und das Gesicht der Mundrucus verziert sind, den hat gewiß ihre geometrische Regelmäßigkeit überrascht, und er hat sich gefragt, auf welche Weise sie zu Stande gebracht wurde. Die Anwendung des Kammes aber erklärt hinreichend dieses Räthsel.

Einige Reihen von Glasperlen oder durchbohrten Samen, die als Gürtel oder Halsbänder getragen werden, und Armbänder aus Affen- oder Jaguarzähnen bilden mit den tättowirten Arabesken den ganzen Aufzug und Putz der Schönen dieses Stammes. Während in civilisirten Ländern die Toilette gewissermaßen ein Vorrecht der Weiber ist, pflegen die Mundrucus sie nur für die Männer in Anspruch zu neh-

men und behalten für dieſe den ausſchließlichen Gebrauch der Wohlgerüche, der Pommaden und der Bijouterie vor. Dieſe Männer begnügen ſich nämlich nicht mit dem Tättowiren allein, ſondern ſtreichen ſich auch noch anſtatt einer Kleidung mit einer Schicht Farbe an, machen ſich einen Kopfputz aus den prächtigen bunten Federn jener Papageien-Art, die man Aras nennt, und ſchmücken ſich bei feſtlichen Gelegenheiten mit dem prächtigen Federmantel, den man lange Zeit als die beſondere Tracht der Indianer der Tropenländer angeſehen hat. Den ganzen Putz vervollſtändigen noch Reihen von Federn an den Armen, welche, wie die übrigen Kleidungsſtücke aus Federn, die mühſame und geduldige Arbeit der Frauen ſind.

Es iſt ſchwer zu errathen, welcher Beweggrund die erſten Menſchen dazu getrieben hat, ihre Haut zu tättowiren; allein es iſt leicht zu erklären, weshalb die jetzigen Generationen tättowirt ſind. Es iſt die Macht des Herkommens, die einen ſo widernatürlichen und unſinnigen Brauch aufrecht erhält. Die Mundrucus laſſen ſich nur die Haut durchbohren, weil ihre Vorfahren es ebenfalls gethan haben; manche Bräuche, die unter uns noch im Schwange und beinahe eben ſo lächerlich ſind, wenn man genau darüber nachdenken würde, haben keinen andern Grund. Unſer häßlicher hoher Hut zeugt vielleicht von einem eben ſo bizarren Geſchmack, als die punktirten Zeichnungen der Wilden, iſt vielleicht nicht weniger häßlich und wird doch allem Anſchein nach bei uns noch lange im Gebrauch bleiben. Auch haben unſere civiliſirten Völker noch Beiſpiele genug vom Tättowiren ſelbſt aufzuweiſen: Auf dem Verdeck unſerer Schiffe findet man mehr als eine ſtolze Bruſt mit derartigen unverlöſchlichen Zeichnungen bedeckt; ein Matroſe würde nicht für vollkommen gelten, hätte er nicht wenigſtens einen Anker auf den Armen eingeſtochen, und in manchen Heeren findet man nicht leicht einen

Veteran, deſſen Bruſt oder Arme nicht ebenfalls mit verſchiedenen Figuren ähnlicher Art bedeckt wären. Allein dieſe grauſame Mode genügt den Mundrucus nicht; iſt das Tättowiren für ſie eine Blut-taufe, welche nur an den Kindern vollzogen wird, ſo muß ſich der junge Mann, der ſein achtzehntes Jahr vollendet hat, noch einem anderen Verfahren unterziehen, der ſogenannten Tocantéira, die man bei-nahe eine Feuertaufe nennen könnte. Wenn nämlich ein Jüngling das Alter erreicht hat, das für dieſe Ceremonie herkömmlich oder vorgeſchrieben iſt, ſo verfertigt man ihm ein Paar Fauſthandſchuhe von Palmrinde, deren Oeffnung gerade weit genug iſt, um die Hand hindurch ſtecken zu können, und die bis an den Ellbogen reichen wie unſere Fechthandſchuhe. Dieſe Fauſthandſchuhe werden beinahe ganz mit großen und kleinen Ameiſen von rother und ſchwarzer Farbe angefüllt — von jenen ſtechenden, beißenden gift-igen Inſekten, deren Südamerika eine Unzahl von Arten beſitzt; die ſo angefüllten Handſchuhe aber werden dem unglücklichen Novizen angezogen. Wenn er ſich weigert, ja wenn er nur zögert, ſo iſt er verloren: von dieſem Augenblick an kann er den Kopf nicht mehr erheben, hat alle Achtung verloren und kann keinem Mädchen mehr ſein Herz anbieten; keine im ganzen Stamme würde ſich mehr dazu verſtehen, auf ſeine Liebesſchwüre oder Betheuerungen zu hören, und er wird nie ein Weib bekommen. Aber eben darum zögert er auch nicht, ſondern ſteckt muthig ſeine beiden Hände in dieſen gie-rigen Ameiſenhaufen hinein, und die Ceremonie beginnt. Er muß dieſes Paar Handſchuhe voll blutgieriger Inſekten ſo lange anbehal-ten, bis er vor jeder Hütte im Dorfe getanzt hat; er muß zum Zeichen der Freude ſo laut ſingen, daß ſeine Stimme die Trommeln und Pfeifen übertönt, die ihn begleiten. Seine Eltern und Ver-wandten ſind dabei anweſend, und der ganze Stamm ſieht auf ihn; er erduldet namenloſe Qualen, denn mit jeder Minute wächſt ſein

Schmerz, das Gift kreist in seinen Adern, er wird immer bleicher und blässer, seine Augen röthen sich, seine Brust ist beklemmt; er wankt, und doch wehe ihm, wenn er einen Klageruf ausstößt! Die geringste Schwäche würde ihn mit Schande bedecken, er dürfte niemals den Speer der Mundrucus tragen und nie das blutige Wahrzeichen der Tapfern daranbinden. Er stürzt sich daher mitten in die heulende Menge hinein, hält vor der Thüre des Häuptlings, verdoppelt seinen Gesang und setzt seinen Tanz so lange fort, bis ihn die Kräfte verlassen. Dann erst nimmt man ihm seine Handschuhe ab, und er bricht in den Armen seiner Freunde zusammen. Jetzt kommt der Augenblick, wo Alle ihn mit Glückwünschen und Lobreden überhäufen; die jungen Mädchen umringen und umarmen ihn und stimmen den Siegesgesang an; allein von Schmerz halb wahnsinnig entzieht er sich ihren Liebkosungen und stürzt sich jetzt in den Fluß, um ein Bad zu nehmen. Wenn das Bad sein Fieber beruhigt und seine Qualen gelindert hat, steigt er aus dem Wasser und erfreut sich endlich seines Triumphes. Er ist jetzt aus dem Holze, aus dem man die Krieger schneidet; er kann sich um die Hand derjenigen bewerben, die er liebt, und nach dem Ruhme streben, die Zahl jener häßlichen Trophäen zu vermehren, welche den Mundrucus den Beinamen der Kopfabschläger oder Decapitadores erworben haben.

Man findet auch bei gewissen Völkerschaften Nord-Amerika's eine Prüfung der Ausdauer und Standhaftigkeit bei jungen Männern, welche der so eben beschriebenen einigermaßen verwandt ist, und der Gebrauch des Scalpirens erinnert lebhaft an die wilde Sitte, welche die Mundrucus charakterisirt, — nur mit dem einzigen Unterschiede, daß die Mundrucus sich nicht damit begnügen, dem erschlagenen Feinde blos den Haarschopf als Trophäe ihres Sieges abzunehmen; vielmehr schlagen sie dem erlegten Feinde den

Kopf ab, ſtecken denſelben auf die Spitze ihres Pfahls und bringen ihn nach der Malocca zurück, wo ſie die Glückwünſche ihrer Freunde und die Lobſprüche ihres Häuptlings entgegennehmen. Allein auch dies genügt dem Sieger noch nicht; es verwiſcht ſich ja Alles aus dem Gedächtniß des Menſchen, die Zeit vergeht, und die ruhmwürdige That, die der Einzelne vollbracht hat, wird vergeſſen werden, wie ſo viele andere; der Neid könnte ſeine Leiſtungen leugnen und ſagen, er habe nie einen Menſchen getödtet, denn unter dieſen wilden Stämmen gilt nur Derjenige für einen Helden, deſſen Waffen mit Menſchenblut getränkt ſind. Was ſoll er alſo den Verleumdern entgegenhalten? Keiner von ſeinem Stamme kann ſchreiben, und die Geier werden die Leiche ſeines Feindes verzehrt, die Ameiſen ſie bis auf die Knochen zerſtört haben. Wer ſoll alſo von ſeinen Thaten zeugen? Der Kopf des Erſchlagenen; die welke verdorrte Wange, die nicht durch Tättowiren entſtellt iſt, wird zeigen, daß das Opfer nicht dem eigenen Stamme angehörte, und der Sohn des Kopfabſchlägers wird ſich mit den Heldenthaten ſeines Vaters brüſten können. Er muß alſo dieſe koſtbare Reliquie einbalſamiren, die zugleich ein Ahnenzeugniß und gleichſam eine öffentliche Urkunde der National-Archive iſt. Das Hirn wird aus dem Schädel ausgezogen, die Augenhöhlen mit Thon ausgefüllt und bemalt, daß ſie ungefähr das Ausſehen von natürlichen Augen haben; Zähne, Ohren und alles Andere werden conſervirt, das Haar ſorgfältig gekämmt und mit bunten Federn beſteckt, ſo daß dieſe Köpfe auf merkwürdige Weiſe ihr natürliches Ausſehen behalten; durch die Zunge wird eine verzierte Schnur oder Wampum geſteckt und die Trophäe mittelſt dieſes Riemens an der Decke der Malocca aufgehangen. Allein Staub und Vergeſſenheit dürfen dieſe Trophäe ſogar hier nicht erreichen; bei jedem Ereigniß, bei jedem öffentlichen Feſt erſcheint derſelbe balſamirte Kopf wieder an der Lanzenſpitze

des Kriegers, wird bei jeder bedeutenden Expedition mitgeführt und muß ſelbſt dann, wenn der Mundrucu ein Stück Landes zu einer neuen Anſiedlung lichtet, in einer Ecke des Feldes an einer Stange aufgehangen, Zeuge dieſer Arbeit ſein und den Maniocfeldern Segen und Gedeihen bringen.

Iſt es nicht merkwürdig, daß dieſer Brauch, die Köpfe der erſchlagenen Feinde einzubalſamiren, ſich auch bei den Dayaks von Borneo wiederfindet, bei denen ebenfalls das Blaſerohr der Stämme vom Amazonenſtrome im Schwange iſt? Liegt darin nicht ein weiterer Beweis für unſere Anſicht, daß eine Gemeinſamkeit des Urſprungs zwiſchen den Ureingeborenen von Amerika und den Wilden der Südſee vorhanden iſt?

XII.

Die Ottomaken.

An den Ufern des Orinoco, in geringer Entfernung flußaufwärts von der zweiten Biegung, welche dieſer mächtige Strom gegen Oſten hin beſchreibt, wohnt ein Stamm von Wilden, welche unter allen Völkern Süd-Amerika's beſonders merkwürdig ſind und Ottomaken genannt werden. Es iſt ein ſtattlicher, kräftiger Menſchenſchlag, wohlgebaut, kräftig von Sehnen, aber von ſehr häßlichen Zügen und im Allgemeinen von einem Ausſehen, das auf einen wilden, rachſüchtigen Charakter ſchließen läßt.

Die Tracht dieſer Menſchen iſt leicht zu beſchreiben, denn ſie beſchränkt ſich für beide Geſchlechter auf einen Guayuco oder ſchmalen Streifen Baumwollenzeug oder Rinde, der kaum drei bis vier Zoll breit iſt und nur ein einziges Mal um die Hüfte geſchlagen und zwiſchen den Schenkeln durchgezogen wird. Die eigentliche Kleidung der Ottomaken beſteht in einer Schicht von Farbe oder Anſtrich, auf welche ſie eben ſo viele Sorgfalt verwenden, als eine Schöne auf ihre Toilette. Man ſpreche mir nicht von der Zeit, die eine gealterte Schöne darauf verwendet, ihr Geſicht zu ſchminken und ihre vom Zahn der Zeit angegriffenen Reize wieder aufzufriſchen, oder die ein Stutzer braucht, um die Schleife ſeines Halsbands zu knüpfen; — das Alles iſt ein Spaß im Vergleich zu Dem, was der Putz eines

ottomakiſchen Herrn oder einer ſolchen indianiſchen Dame erfordert. Oft wird der größte Theil des Tages damit zugebracht, wobei noch ein oder zwei Künſtler helfen müſſen; und wohl gemerkt, es handelt ſich hier nicht um ein Tättowiren, welches lebenslang dauern muß, ſondern um ein ſehr vergängliches Koſtüm, das der erſte Platzregen verdirbt, wo nicht ganz zerſtört. Dazu kommt noch, daß man die Farbſtoffe, deren man ſich hierzu bedient, nicht im Lande ſelbſt oder doch nur ſelten findet, daß daher dieſer Putz ſehr koſtſpielig iſt und der Ottomake mehrere Tage lang arbeiten muß, um ſich nur die Stoffe zu einem ſolchen gemalten Kleide kaufen zu können. Hieraus folgt natürlich, daß die vollſtändige Kleidung nur bei feierlichen Gelegenheiten getragen wird, und daß die Alltagstracht nur in einem Schleier und einem Hute beſteht, d. h. daß nur die Haare und das Geſicht bemalt werden.

Für den Feſttagsputz legt man ſich zunächſt eine Schicht Anotto oder Orleans auf, jenen Farbſtoff, der aus den fleiſchigen Früchten der Bixa orellana gewonnen wird. Auf dieſem rothen Grunde zieht man ſchwarze Streifen, bildet daraus ein Gitterwerk und bringt in der Mitte jedes Vierecks oder jeder Raute eine große Bohne an. Dieſe ſchwarze Farbe heißt Caruto und wird aus der Genipa americana gewonnen.

Wenn unſer Indianer reich genug iſt, um ſich etwas Chica zu verſchaffen, nämlich ein prächtiges Lackroth, welches aus einer Bignonia verfertigt wird, ſo kann er ſich ungefähr dieſelbe Genugthuung verſchaffen, wie ein Löwe der Mode, der im Beſitze einer beſonders reichen und feinen Garderobe iſt; und wenn er dazu noch ein halbes Pfund Schildkrötenöl hinzufügen kann, um ſeine langen Haare damit zu ſalben, ſo wird er ſich für den ſchmuckſten Zierbengel anſehen. Allein die Chica iſt eine der koſtbarſten Ingredienzen der indianiſchen Toilette und wird daher nur ſelten angewandt.

Der Ottomake giebt ſich weit weniger Mühe für ſeine Wohnung, als für ſeinen Putz, und baut ſich kein Haus. Wenn er ſich vor der Sonne ſchützen oder zur Regenzeit ein Obdach verſchaffen will, ſo errichtet er ſich ein ganz leichtes Gebäude in Geſtalt eines Schuppens oder einer Hütte, deren Gerüſte aus Bambusrohr er nur mit Palmblättern deckt. Uebrigens gehört er zu jenen wandernden Stämmen, welche die Spanier Andantes oder Umherziehende genannt haben; und dieſe Lebensweiſe entſpringt wahrſcheinlich aus der Natur der Oertlichkeiten, die er bewohnt. Die Ottomaken wohnen nämlich nicht im Walde, wo die Nüſſe der Juvia und die ſaftigen Früchte gewiſſer Palmen in Menge zu finden ſind, ſondern ſie halten ſich in den Savannen oder Grasfluren auf, welche gewiſſe Theile des Orinoco begrenzen; und das Austreten des Stromes zwingt ſie jedes Jahr zum Wechſel ihres Wohnorts. Da ſie keine feſten Wohnſitze haben, ſo treiben ſie natürlich auch keinen Ackerbau, und daraus ergiebt ſich, daß ſie für ihr Fortkommen auf den Fiſchfang oder vielmehr auf die Jagd angewieſen ſind, denn ſie tödten ſogar den Fiſch mit Pfeilſchüſſen.

Ihre Waffen beſtehen aus Bogen und Pfeilen, der Lanze und verſchiedenen Vorrichtungen zum Fiſchfange, insbeſondere aus der Harpune, deren ſie ſich zur Erlegung des Alligators und der großen Thiere bedienen, welche die Ufer ihres Stromes beſuchen. Unter dieſen iſt ohne Widerrede das wichtigſte der Manati oder die Seekuh — jenes fabelhafte Thier, über welches man ſchon ſo viel Ungereimtes geſchrieben hat, und das ihr vielleicht unter dem Namen Lamantin kennt. Dieſes Waſſerthier, das weder zu den Fiſchen, noch zu den Vierfüßlern gehört, ſondern zu den pflanzenfreſſenden Walen, iſt an der Mündung der großen Flüſſe des tropiſchen Amerika ſehr gewöhnlich und lebt von dem Gras und dem Tang, welche an deren Ufern und an den Küſten wachſen. Die

Süd-Amerikaner nennen es Seekuh oder Seeochs, die Portugiesen Fischjungfrau, ohne daß jedoch zu ermitteln wäre, welche vermeintliche Aehnlichkeit diesen Namen hervorgerufen hätte, denn der Manati gleicht weder einer Kuh, noch irgend einem andern vierfüßigen Thiere, noch auch einem Fische, sondern ist einfach ein walzenförmiger Wal, bei dem die beiden Vorderarme in eine Art Schwimmflosse endigen, welche Aehnlichkeit mit einer in einen Faustandschuh eingeschlossenen Hand hat; diese Schwimmflosse hat fünf Finger, wovon jeder aus drei Phalangen oder Fingerknöcheln besteht, und endigt sich in drei oder vier glatte Nägel, wovon der Daumen nie einen hat und der kleine Finger nur selten damit versehen ist. Um jedoch unsere Leser vor dem Irrthum zu bewahren, als ob der Name Manati von diesen handförmigen Flossen herrühre, wollen wir hier nur geltend machen, daß das Thier diesen Namen bei den Eingeborenen schon lange vor der Entdeckung von Amerika führte; und gesetzten Falls, die Spanier hätten diesem Thiere einen Namen geben wollen, der an diese Eigenschaft des Besitzes von Händen erinnerte, so würden sie es, wie Alexander von Humboldt es ausgedrückt hat, nach dem Geiste ihrer Sprache Manon oder Manita genannt haben.

Wenn den Indianern zu glauben ist, welche den Manatis nachstellen, so würden der Amazonenstrom und seine zahlreichen Neben- oder Zuflüsse dreierlei Arten dieses Walthieres enthalten, welche nicht allein durch den Wuchs und die Größe, sondern noch mehr durch die Farbe des Felles und die Gestalt der Schwimmflossen und des Schwanzes von einander verschieden sind.

Der Manati des Orinoco ist gewöhnlich drei bis vier Meter lang und wiegt bis zu acht Centnern; man findet sogar trotzdem noch größere und schwerere. Alexander v. Humboldt erzählt sogar von einem Lamantin, der achttausend Pfund gewogen habe, und d'Orbigny erwähnt eines solchen vom Amazonenstrome, der nahezu zwanzig Fuß

lang gewesen und also eine Größe gehabt habe, welche häufig die Manatis von Cuba und San Domingo erreichen.

Der Körper dieser Thiere ist länglich und endigt in einer einfachen Schwimmflosse, welche horizontal angebracht ist, wie der Schwanz der Vögel. Der Manati entbehrt ganz jener hinteren Glieder, die man bei den Robben findet, und trägt unter den Schultern jene beiden vorerwähnten Hände und die Zitzen, welche diese Wale als Säugethiere charakterisiren.

Der Kopf hat, wie schon erwähnt, keine Aehnlichkeit mit dem eines Ochsen, sondern ist leicht kegelförmig geformt und endigt in einer fleischigen Schnauze, deren Oberlippe die untere um einige Zoll überragt und wie der Rüssel des Elephanten einen ungemein feinen Tastsinn besitzt. Große starre Haare überragen das Maul, das wenig gespalten ist und in eine halbkreisförmige, einem Saugapparat nicht unähnliche Scheibe endigt, die von den runden, vordringenden Nasenlöchern durchbrochen wird. Die Augen sind sehr klein; der Gehörgang besteht nur in einem ganz kleinen Loch ohne äußeres Ohr. Das Fell ist nackt und gleicht Gummi elasticum; es ist auf dem Rücken bleigrau, am Bauche manchmal hellroth gefleckt, manchmal weißlich gelb und hat an gewissen Stellen eine Dicke von nahezu zwei Zoll. Unter diesem Fell befindet sich eine Schicht von einem sehr reinen Speck, ebenfalls anderthalb bis zwei Zoll dick; dieser Speck läßt sich ausschmelzen und liefert ein Product, welches hoch über dem Thran der fischfressenden Walthiere steht. Der Manati lebt nämlich vorzugsweise nur von Pflanzen und ist das einzige Walthier, welches vermöge seines schärferen Gebisses im Stande ist, sein Futter förmlich zu kauen. In Folge dieser Nahrung ist auch sein Fleisch, welches unter jener dicken Fettschicht liegt, von ganz vortrefflichem Geschmack und gleicht nach den Einen dem Ochsen- oder Kalbfleisch, nach den Andern mehr dem Schweinefleisch. Dieser Geschmack des Fleisches,

etwa in Verbindung mit der fleischigen Schnauze und mit dem geselligen Charakter des Thieres, das meistens heerdenweise beisammen lebt, kann es allein rechtfertigen, daß man es Seekuh genannt hat.

Dieser gewaltige Körper, im Gewicht von fünfzehn bis zwanzig Centnern, enthält außer anderen Organen noch Lungen von einem ungeheuren Volumen (sie erreichen manchmal eine Größe von vier und einem halben Fuß), die ausnehmend porös sind und eine hinreichende Menge atmosphärischer Luft aufzunehmen vermögen, damit der Manati lange unter dem Wasser bleiben kann, um das Gras und die übrigen Wassergewächse abzuweiden, die seine ausschließliche Nahrung bilden.

Man begreift, daß einem Thiere, dessen Fleisch und Fett eßbar sind, dessen Haut ungewöhnlich stark, und das dabei harmlos und nicht sehr schüchtern ist, geflissentlich nachgestellt wird; auch machen die Indianer, hauptsächlich die Ottomaken und die Guamos, die zur selben Familie zu gehören scheinen, auf das Emsigste auf die Manatis Jagd.

Wenn die gegen sie angestellte Verfolgung sie nicht zerstreut hat, so bilden die Manatis, wie wir schon oben erwähnt haben, große, gesellig lebende Rudel; die Vorhut derselben bilden die Männchen, dann kommen die Jungen, und endlich schließen die Weibchen den Zug. Nichts gleicht der Zärtlichkeit und Hingebung, welche das Männchen und Weibchen für einander haben, und insbesondere der Treue, die sie gegen ihre Jungen an den Tag legen. Dies kennt der indianische Fischer sehr gut und sucht daher zuerst das Weibchen zu tödten, da er wohl weiß, daß alsdann das Männchen herbeikommen wird, um dasselbe zu vertheidigen, und daß das Junge sich eher selbst tödten läßt, als von den getödteten Alten weicht.

Auf diese Weise steigen sie die Flüsse hinan und verbreiten sich bei dem Austreten derselben, indem sie sich die Ueberschwemmung zu

Nutze machen, in die benachbarten Sümpfe und Seen, deren grasiger Grund ihnen eine reiche Weide darbietet. Wenn sie jedoch nicht so vorsichtig gewesen sind, zu gelegener Zeit nach dem Bett des Flusses zurückzukehren, so wird ihnen der Rückweg abgeschnitten, und dann erst schicken die Ottomaken sich an, Jagd auf diese Thiere zu machen. Zuweilen vereinigt sich der ganze Stamm hierzu, bietet alle seine Kähne auf, welche eine kleine Flotte bilden, und der Fang findet nun regelmäßig und unter den Augen Aller statt. Man läßt sich hierauf an einem passenden Orte nieder, schlägt Gerüste auf, um an denselben das Fleisch und die Haut zu trocknen, und setzt die großen Gefäße, die zur Aufnahme des geschmolzenen Fetts bestimmt sind, in langer Reihe auf den Boden. Es kommen alsdann die kleinen Händler von Angostura und den andern Hafenstädten am untern Orinoco und bringen die im Tauschhandel mit den Indianern beliebten Artikel, besonders die kostbaren Farben, welche beim Ottomaken die Stelle von Seidenstoffen versehen, und von denen dieser sich einen Vorrath um das Leder, den Speck und das geräucherte Fleisch seiner Manatis eintauscht. Es braucht gar nicht hervorgehoben zu werden, daß dies eine wahre Festzeit für den ganzen Stamm ist, etwa wie in Europa die Zeit der Weinlese.

Es begegnet dem Ottomaken auch, daß er dem Fang des Manati allein und einzeln nachgeht. Ist die Jahreszeit günstig und die Gelegenheit da, so steigt er in seinen Kahn und streift umher, um einen Manati aufzusuchen. Bemerkt er nun nach einiger Zeit das Thier, welches auf der Oberfläche des Wassers ausruht, so rudert er mit der größten Vorsicht hinzu, denn der Manati hat trotz seiner kleinen Augen und Ohren ein sehr feines Gehör und Gesicht und würde beim geringsten Lärmen bald untertauchen. Allein der Kahn nähert sich dem Thiere geräuschlos, und sobald sich der Ottomake in geeigneter Tragweite sieht, schleudert er seine Harpune, die sich tief

in die Haut des Thieres einbohrt. An dieſer Harpune befindet ſich ein Strick mit einem Schwimmer verſehen, welcher anzeigt, wohin ſich das Thier begiebt, denn ihr könnt euch wohl denken, daß es die Flucht ergriffen hat. Der Ottomake folgt nun dem Schwimmer, erfaßt wieder den Strick, den er losgelaſſen hat, nähert ſich dem Manati, giebt ihm mit ſeiner Lanze den Gnadenſtoß, bugſirt ihn an's Ufer und hält ihn daſelbſt feſt, indem er ihm einen hölzernen Bolzen durch die Naſenlöcher ſchlägt.

Jetzt gilt es, die Beute nach dem Wohnſitze des Ottomaken zu ſchaffen. Da dieſelbe ſo ſchwer iſt, ſo wäre es natürlich mit großen Schwierigkeiten verbunden, das Thier in's Schlepptau zu nehmen, zumal wenn man es ſtromaufwärts rudern müßte. Das beſte Mittel iſt daher, das Thier in den Kahn zu bringen, und da es ſich nicht ſo leicht bewerkſtelligen läßt, ein Gewicht von fünfzehn Centnern über den Rand eines ſchwankenden Kahnes hereinzuheben, welcher dem mindeſten Druck ausweichen würde, ſo greift der Ottomake zu einem andern Mittel, welches den gleichen Zweck erfüllt und ſeinem Scharfſinn alle Ehre macht. Anſtatt nämlich den todten Manati über ſeinen Kahn hereinzuheben, läßt er lieber den Kahn unter dem Thiere verſinken, ſo daß daſſelbe die Höhlung des Schiffchens einnimmt und dieſes ſich zugleich mit Waſſer füllt. Dieſes Waſſer nun ſchöpft der Ottomake mit ſeiner Kürbisflaſche, die er in eine Waſſerſchaufel verwandelt, allmählich aus, bis ſein Kahn flott geworden iſt, und fährt nun nach ſeinem Dorfe oder nach derjenigen Stelle, wo ſein Stamm gelagert iſt. Bei der Ankunft daſelbſt findet er Hilfe genug, um ſeine Beute auszuladen, welche jedoch jedenfalls nicht in ſeine eigene Wohnung geſchafft wird, denn bei den Ottomaken herrſcht vollſtändige Gütergemeinſchaft: die Erträgniſſe der Jagd und des Fiſchfangs ſind öffentliches Gemeingut. Der Häuptling des Stammes, der vor ſeiner Hütte ſitzt, nimmt Alles in Empfang, was in's Lager

gebracht wird, und vertheilt daſſelbe unter die verſchiedenen Familienväter nach Maßgabe der Kopfzahl, die jeder von ihnen zu ernähren hat.

Uebrigens verſchafft der Fang der Manatis den Ottomaken nicht ausſchließlich Genüſſe und Ueberfluß; ſie machen auch Jagd auf Schildkröten, die trotz ihres dicken Panzers nichtsdeſtoweniger mit Pfeilſchüſſen erlegt werden, und namentlich das Einſammeln der Schildkröteneier iſt für ſie eine ganz beſondere Zeit der Ernte. Die Schildkröteneier ſind für dieſe armen Wilden eine wahre Gottesgabe, denn ſie liefern ihnen einen Ueberfluß an ſchönem ſchmackhaftem Oel, worin ſie nicht nur ihr Manatifleiſch braten, ſondern womit ſie ſich auch die Haare und den Körper einreiben können, und von dem ihnen noch eine genügende Menge übrig bleibt, um ſich dafür Harpunen, Aexte, Meſſer, rothe und ſchwarze Farbe zu kaufen und vielleicht auch etwas von der koſtbaren Chica, welche das höchſte Streben des Ehrgeizes aller putzſüchtigen Ottomaken iſt. Das Einſammeln der Schildkröteneier iſt alſo eine neue Gelegenheit zu Feſten und Einkäufen, eine neue Quelle von Genüſſen und Freude aller Art für dieſe Indianer.

Das Eierlegen der Schildkröten iſt eine merkwürdige Naturerſcheinung, die wir nicht unerwähnt laſſen dürfen. Gegen den Monat März hin verſammeln ſich nämlich alle Schildkröten des Orinoco und ſeiner Zuflüſſe, namentlich aber diejenigen von der großen Art, die unter dem Namen Arau bekannt iſt und durchſchnittlich einen Centner wiegt, zu Hunderttauſenden auf drei oder vier Punkten, die ſeit unvordenklichen Zeiten immer dieſelben ſind. Dieſe drei oder vier Stationen liegen am Ufer des Fluſſes zwiſchen den Stromſchnellen deſſelben und dem Einfluß des Apuros und ſind große ſandige Geſtade, die etwa hundert Fuß breit und eine Stunde lang ſind. Der Kiesplatz, welchen die Ottomaken beſuchen, liegt

auf einer Inſel an der Einmündung des Uruna. Anfangs März oder ſchon vom Ende Februars an (dies hängt von der Dauer der Ueberſchwemmung ab, weil das Ufer erſt trocken ſein muß, ehe das Eierlegen der Schildkröten beginnt) kann man dem Orte gegenüber, den ſie zum Lager gewählt haben, alle Schildkröten ſehen, welche den Kopf aus dem Waſſer ſtrecken und mit mißtrauiſcher Miene dieſen Ort betrachten. Sie haben auch allerdings Grund genug, mißtrauiſch und unruhig zu ſein, denn der Jaguar liegt auf der Lauer, um ſich auf die erſte beſte zu ſtürzen, die den Fuß an's Ufer ſetzt, oder um ihre Eier auszuſchlürfen; der Alligator iſt nicht weniger lüſtern nach den Schildkröten, wie nach den Eiern; eine weiße Kranichart, von den Spaniern Garza genannt, und die Zamuros oder ſchwarzen Geier ſtellen ebenfalls dieſen friſchen Eiern nach. Endlich ſind da oder dort Indianer als Schildwachen aufgeſtellt, jedoch nur, um die Kähne ihrer Gefährten durch Winke zu benachrichtigen, daß ſie ſich zurückziehen ſollen, um die Schildkröten nicht zu erſchrecken, die ſich entfernen könnten, um ihre Eier anderwärts zu legen.

Der Stand der Sonne verkündigt jedoch dem Schildkrötenvolke, daß der Augenblick gekommen iſt, um ihr ſeine Eier zum Ausbrüten anzuvertrauen. Man erwartet den Abend, um dem Blick der Feinde auszuweichen; die Sonne geht unter, die Geier ſitzen auf, um zu ſchlafen, die ganze Legion von Schildkröten klettert auf das Ufer heraus, jede von ihnen höhlt ſich ein Loch von ungefähr drei Fuß Durchmeſſer und ebenſoviel Tiefe aus, legt fünfzig bis hundert Eier hinein und bedeckt ſie mit Sand, den ſie ſorgfältig wieder ebnet. Die Menge iſt ſo dicht gedrängt, daß viele Schildkröten gar keinen Platz mehr haben und in die Neſter von anderen legen; die Schilder ſtoßen zuſammen und machen ein Geräuſch wie ein Waſſerſturz und im Gedränge werden die Eier manchmal erdrückt. Die Thiere, welche ihre Eier gelegt haben, flüchten ſich wieder in's Waſſer; aber es

kommen auch Nachzüglerinnen, welche nichtsdeſtoweniger ſich begierig Löcher auswerfen, um ihre Eier hineinzulegen, obſchon bereits der Tag zu grauen begonnen hat. Allein nun ſtehen bereits die Indianer auf der Lauer und legen dieſe „Thörichten“, wie ſie ſie nennen, auf den Rücken; ſobald dieſe einmal auf dem Rücken liegen, können ſie nicht mehr entfliehen, und man tödtet ſie ohne Mühe.

Sobald das Ufer frei iſt von den Schildkröten, die ihre Eier gelegt haben, machen ſich die Indianer an das Einſammeln derſelben. Man ſchätzt den Flächenraum ab, den die Eier einnehmen mögen, theilt ihn in ebenſo viele Bezirke, als Stämme anweſend ſind, und jeder dieſer Stämme beutet nun durch gemeinſame Mitwirkung den ihm zugefallenen Theil beſtens aus. Wenn alle Neſter aufgedeckt, die Eier in Körbe geſammelt und nach den hölzernen Trögen oder manchmal auch nach den Kähnen geſchafft ſind, die man an's Ufer gezogen hat, ſo beginnt die Bereitung des Schildkrötenöls. Sind nämlich die Tröge oder Kähne gefüllt, ſo werden die darin befindlichen Eier erſt zerquetſcht und dann geſchlagen, als ob man einen Eierkuchen daraus machen wollte; man fügt Waſſer hinzu und gießt dieſes Gemenge in große Keſſel, die über das Feuer geſetzt werden. Das Aufwallen der Flüſſigkeit beginnt; das Fett, welches in den Schildkröteneiern den Stoff erſetzt, den wir Eiweiß nennen, ſchwimmt nach und nach oben auf, wird in demſelben Maße abgeſchöpft, wie es in die Höhe ſteigt, und in große irdene Krüge gegoſſen, welche die Händler liefern.

Die ganze Operation dauert ungefähr vierzehn Tage, und während dieſer ganzen Zeit findet eine unglaubliche Rührigkeit und Lebendigkeit unter dieſen Wilden ſtatt. Während die Töpfe ſieden, die Indianer ſie abſchäumen oder die Eier unter einander rühren, während die Händler ſich ihre großen Töpfe füllen laſſen, kriechen kleine Schildkröten, kaum vom Umfang eines Thalerſtücks, aus dem Sande,

wo die Sonne ſie ausgebrütet hat (denn es iſt unmöglich, alle Eier ſo auszugraben, daß nicht noch welche im Sande bleiben ſollten), und werden die Beute von kleinen Jungen, welche ſich auf ſie ſtürzen und ſie mit Wolluſt aus der Hand verzehren; die Geier und Kraniche und kleinen Alligatoren nehmen an dieſem heitern Schmauſe Antheil, und dennoch bleiben ſo viele Araus übrig, daß im folgenden Jahre wieder eine Million Schildkröten zum Eierlegen ſich an den Ufern des Orinoco einfinden kann. Dies iſt die günſtige Jahreszeit für den Ottomaken; er lebt nun herrlich und in Freuden, und der geröſtete Fiſch wechſelt in ſeiner Koſt mit dem gebratenen Manatifleiſch, mit Schildkrötenfleiſch, das er am Spieß gebraten, und mit gedämpften Schnitten vom Schweife des Alligators. Die Lebensmittel ſind in ſolchem Ueberfluß vorhanden, daß es ſcheint, als ob ſie gar niemals wieder ausgehen könnten. Die Händler ſtellen ihre Waaren zur Schau und haben die ſchönſten und verführeriſchſten derſelben bis zu guter Letzt aufgeſpart; ſie ſind jetzt zwar raſend theuer, aber das Oel iſt ja in ſolchem Ueberfluß vorhanden, daß der Käufer ſich leicht in Verſuchung führen läßt, der Händler ſeine Krüge füllt und der Ottomake Nichts mit nach Hauſe bringt, als einen ſehr kleinen Vorrath von Schildkrötenbutter und Manatifleiſch. Er muß ſich daher wieder an den Alligator halten, deſſen Fleiſch von einem ſtarken Moſchusgeruche abſcheulich ſchmeckt. Viele Indianer verſchmähen dieſes Fleiſch, aber der Ottomake iſt hierin nicht wähleriſch; er begnügt ſich einſtweilen damit, denn er weiß wohl, daß ein Tag kommt, wo die Gewäſſer des Stroms ihre höchſte Höhe erreichen, und er nicht einmal mehr Alligatorfleiſch hat.

Der arme Menſch muß jedoch gegeſſen haben, muß ſeinen Magen mit irgend Etwas füllen, und ſo läßt er ſich dazu bewegen, ſeinen Magen mit einer fetten Erde vollzuſtopfen und, um damit ſeinen Hunger zu täuſchen, täglich ungefähr ein Pfund davon zu verzehren.

Nicht als ob etwa dieſe Subſtanz nahrhaft wäre, denn ſie hat gar keine nährenden Beſtandtheile, ſondern beſchwichtigt nur den Appetit. Der Ottomake ſcheint darunter auch gar nicht zu leiden, ſondern iſt im Gegentheil einer der geſündeſten und kräftigſten Indianer.

Dieſer eigenthümliche Nahrungsſtoff, welcher bei den Ottomaken Poya heißt, iſt eine beſondere Thonerde. Sie findet ſich im Lande der Ottomaken am Waſſerrande, fühlt ſich ganz glatt und weich an und gleicht dem gewöhnlichen Steinkitt; von Natur aus iſt ſie graugelb, wird aber beim Kochen roth und liefert dadurch den Beweis, daß ſie Eiſenoxyd enthält.

Man hat lange Zeit behauptet, die Ottomaken mengten unter dieſe Erde Schildkrötenöl und Caſſava, denn Niemand wollte glauben, daß ein Stück Thon ganz trocken verſpeiſt werden könne; allein Vauquelin hat die Analyſe dieſer Erde vorgenommen und gefunden, daß ſie nur Erde iſt und neben einem unbedeutenden Gehalt an Kieſelſtoff noch drei oder vier Procent Kalk enthält.

Die Ottomaken bereiten daraus fauſtgroße Kugeln, die ſie am Feuer leicht erhärten laſſen und in Pyramiden aufhäufen, wie man die Kanonenkugeln in einem Arſenale aufgeſtapelt ſieht. Wenn ſie nun von dieſer Erde eſſen wollen, ſo weichen ſie dieſelbe mit etwas Waſſer auf, kratzen davon die zu ihrer Mahlzeit erforderliche Menge ab und legen die Kugel wieder an ihren Platz. Offenbar müſſen ſie ſich mit dieſer Thonerde ſehr befreundet und ihr einen beſondern Geſchmack abgewonnen haben, ſonſt würden ſie den Genuß derſelben nicht noch fortſetzen, nachdem die Hungersnoth längſt aufgehört hat. Sie kauen nämlich ſelbſt in Zeiten des Ueberfluſſes ſtets ein wenig Poya, was alsdann nur aus Leckerei geſchehen kann.

Uebrigens ſind die Ottomaken nicht die einzigen Wilden, welche Erde eſſen, obſchon ſie die größten Quantitäten davon verzehren. Man trifft nämlich dieſen Brauch auch bei den Wilden von Neu-

Caledonien und im indiſchen Archipel, ſowie bei einigen Völkerſchaften Afrika's und ſogar bei einigen Indianerſtämmen Nord-Amerika's, an den Ufern des Mackenzie-Fluſſes.

Außer den Freuden der Toilette und der Tafel, denen ſich die Ottomaken in den Zeiten des Ueberfluſſes überlaſſen, geben ſie ſich unrechter Weiſe auch dem Trunke hin. Das berauſchende Getränk, deſſen ſie ſich hierzu bedienen, wird aus dem Mais oder der Maniocwurzel gewonnen; aber ihre Trunkenheit wird noch häufiger auf trockenem Wege hervorgebracht durch den Genuß des ſogenannten Niopo, jenes Pulvers aus Mimoſenblättern, denen man noch etwas gebrannten Kalk aus großen Schneckenſchalen zuſetzt, und das wir ſchon bei der Schilderung der Mundrucus aufgeführt haben, die ebenfalls dieſes berauſchende Pulver ſchnupfen.

Der Ottomake führt einen böſen Rauſch; gleichviel ob er ſich in Branntwein oder durch das Niopo berauſcht hat, immer wird er dadurch händelſüchtig und geht ſo weit, daß er dem Nächſten das Kleid, d. h. die Haut durchbohrt. Will das Unglück, daß er irgend einen Nebenbuhler hat, ſo läßt er alsdann ſeinem Zorn und ſeiner Erbitterung den Lauf und fängt mit demſelben Händel an, welche nicht ſelten mit dem Tode des einen Gegners oder beider endigen. Er greift bei dieſen Händeln weder zum Degen noch zu den Piſtolen, wie unſere civiliſirten Duellanten; er greift nicht einmal zum Meſſer oder zur Keule bei einem ſolchen Zweikampfe, denn ein einfacher Ritz in die Haut genügt, um die beiden Gegner zu tödten. Jeder derſelben hat nämlich ſeinen Nagel mit dem berüchtigten Curari oder Pfeilgift eingerieben, auf deſſen Bereitung ſich die Ottomaken ganz beſonders verſtehen, und deſſen ſie ſich bei jeder ſchicklichen Gelegenheit bedienen. Es iſt daher nicht zu verwundern, daß die Europäer ſich wohl hüten, mit dieſen gefährlichen Trunkenbolden anzubinden, die mit ſolchen vergifteten Nägeln in's Feld rücken.

XIII.

Die Centauren des Gran Chaco.

Mitten in Süd-Amerika zwiſchen den europäiſchen Beſitzungen auf beiden Küſten iſt noch ein großer Streifen Landes vorhanden, welcher im Beſitz der Eingeborenen geblieben iſt; dieſer beginnt am Kap Horn und läuft herauf bis zu der von den Guajiros bewohnten Halbinſel, welche den Meerbuſen von Venezuela nach Weſten begrenzt und in das karaibiſche Meer heraustritt Dieſer noch von Wilden eingenommene Landſtrich hat einen Flächenraum von Tauſenden von Quadratmeilen; ſeine Breite jedoch iſt ſelbſtverſtändlich verſchieden und oft ſehr bedeutend. In Patagonien z. B. und einem Theile der Pampas reicht ſie von einem Ocean zum andern; im weitern Verlauf nach Norden verſchmälert ſich dieſer Landſtrich dann wieder und erreicht endlich ſeine größte Breite im Becken des Amazonenſtromes, wo er beinahe die ganze Breite des Thales vom Oſtabhange der peruaniſchen Andes bis zur Küſte des atlantiſchen Oceans einnimmt.

Es giebt auf unſeren Landkarten einige Orte, wo gewiſſe, civiliſirte Niederlaſſungen dieſes unabſehbare Gebiet zu durchſchneiden ſcheinen. Man findet Namen von Städten und Dörfern, als ob das Land bevölkert und bewohnt wäre, und das ganze Gelände iſt von einem wichtigen Netz zahlreicher Straßen durchzogen. So ſieht

man ſich vom untern Parana bis zu den Gebirgen von Chile eine Zone ausbreiten, welche gleichſam den obern Theil der argentiniſchen Conföderation bilden würde. Ein ähnlicher Gürtel ſcheint die Niederlaſſungen von Bolivia mit denjenigen im innern Braſilien zu verbinden, und weiter nach Norden ſollte man glauben, die Provinzen von Venezuela ſtießen hart an diejenigen von Neu-Granada. Dies Alles ſieht jedoch auf dem Papiere weit civiliſirter aus, als in der Wirklichkeit, denn jene Städtenamen, welche man auf der Karte findet, bezeichnen gewöhnlich nur einfache Haufen von Hütten, die man Rancherias nennt, befeſtigte Poſten, welche der Mehrzahl nach in Trümmer fallen, oder frühere Miſſionen, die aber längſt zerſtört ſind; und die Straßen beſtehen einfach nur aus der Spur von Karren, welche ungefähr nachweiſen, in welcher Richtung die Reiſenden verkehren.

Selbſt in den argentiniſchen Provinzen, deren Karte den größten derartigen Namenreichthum zeigt, dehnt der Pampas-Indianer ſeine Raubzüge noch bis zu den Stämmen der Nordgrenze aus, und dieſe fallen ihrerſeits wieder plündernd in die portugieſiſchen Niederlaſſungen an den Ufern des Amazonenſtroms ein. Es gab allerdings früher eine gewiſſe Zeit, als nämlich Spanien noch im ganzen Glanze ſeiner Macht daſtand, wo die Indianer noch nicht ſoviel Kühnheit beſaßen, allein ſelbſt in jener Epoche lagen noch in den Gebieten der ſiegreichen Herrſcher gewiſſe Landſtriche, welche die Spanier nicht einmal zu durchforſchen im Stande geweſen wären, und zu dieſen gehörte auch der Gran Chaco oder große Buſchwald. Unter allen Theilen von Süd-Amerika, welche im wilden Zuſtande geblieben und unter den Namen Paramos, Pampas, Campos, Parepis, Puna, Pajonal, Llanos und Montanas bekannt ſind, bietet keiner ſowohl nach Klima, Produkten und örtlicher Beſchaffenheit, als auch vermöge ſeiner Bevölkerung ſo großes Intereſſe dar. Der Gran Chaco iſt ein gewal-

tiger Landſtrich, mindeſtens zweimal ſo groß, wie ganz Deutſchland. Nach Oſten wird er von den Strömen Paraguay und Parana, im Süden durch den Rio Salado begrenzt, und ſeine Grenze nach Norden bildet der gebirgige Theil von Bolivia und die Provinz Chiquitos, eine Region, welche die beiden Stromgebiete und Becken des La Plata und des Amazonenſtroms von einander ſcheidet. So umſpannt er der Länge nach einen Flächenraum von elf Breitengraden, und ſeine Breite wechſelt je nach der größern oder geringern Ausdehnung, welche die Eroberungen der weißen Race eingenommen haben.

Betrachtet man den Gran Chaco nach ſeinem großen Ganzen, ſo bietet er alle Charakterzüge einer Campagna, eines Flachlandes dar. Man kann ſagen, er ſei nur eine einzige ungeheure Ebene, und doch hat er Nichts mit den Pampas gemein, von denen er überdies durch die Sierras von Cordova und San Luis und durch die Niederlaſſungen der argentiniſchen Republik geſchieden iſt. Die Pflanzenwelt des Gran Chaco trägt ganz das Gepräge der Tropenländer. Der nördliche Theil dieſes Gebiets, welcher noch der heißen Zone angehört, iſt beſonders reich an Palmen, welche noch bis zu ſeiner ſüdlichen Grenze vorkommen; aber im nördlichen Theile ſind ſie nicht nur zahlreicher, ſondern kommen auch in mannichfaltigeren und ſchöneren Arten vor. Die einen Arten bilden ausgedehnte Wälder, die anderen nur einfache Dickichte, von Savannen durchſchnitten, und wieder andere mengen ſich unter Bäume von verſchiedener Beſchaffenheit und bilden mit dieſen große Wälder, worin rieſenhafte Schlingpflanzen in phantaſtiſchen Linien von Stamm zu Stamm, von Krone zu Krone klettern. Ueberall ragen dieſe Haine von unbeſchreiblicher Ueppigkeit und Schönheit aus Ebenen empor, welche mit hohem Gras oder zierlichem Schilf und Röhricht bedeckt und hin und wieder wohl auch von einigen unfruchtbaren und wüſten

Stellen unterbrochen ſind, welche von ſtacheligen Cactusgewächſen und dornigen Mimoſen ſtarren, oder wo einſame felſige Kegel ganz ausdrücklich ausgeſetzt zu ſein ſcheinen, damit man von ihnen herab einen ausgedehntern Horizont überſchaue. Der Gran Chaco wird von mehreren bedeutenden Strömen und Flüſſen durchzogen, welche der Vegetation eine ungemeine Friſche und Ueppigkeit geben; ſo vom Rio Vermejo und Pilcomayo und ihren Zuflüſſen und von einigen anderen. Die Ufer der Flüſſe ſind meiſt mit natürlichen Böſchungen von vierzig bis fünfundvierzig Grad verſehen, deren Säume ſtattlicher Hochwald krönt. Hinter dieſem zieht ſich gewöhnlich ein leicht gewelltes Gelände hin, das theils mit üppigem Graſe, theils mit einem dichten Geſtrüpp von holzigen Synanthereen und Compoſiten bewachſen iſt, aus welchem dann einzelne Palmen oder Gruppen von ſolchen und anderen Bäumen, im nördlichen Theile namentlich von dem ſogenannten Ceiba oder Seidenwoll-Baume (Bombax) und anderen ſich erheben. In der Nähe der Waſſerläufe hat die Landſchaft häufig ganz das Anſehen eines grünen friſchen Parkes mit einzelnen ſtattlichen Palmen; allein wo nur immer eine größere Anzahl Bäume in geſchloſſenem Verbande ſtehen, da finden ſich bald auch die Schlinggewächſe ein, die abenteuerlichen rieſengroßen Lianen, die hier vom Boden auf ſowohl Stämme wie Kronen umſpinnen, in ihren Verſchlingungen noch andere Schmarotzerpflanzen, wie Orchideen u. A. m., tragen und ſo gleichſam einen Wald im Walde bilden, der beinahe den größten Theil des Jahres hindurch von den wechſelvollſten, farbenglühendſten Blüthen ſtarrt. Welch ein Kontraſt zwiſchen dieſem formen- und farbenreichen Waldgelände und dem eintönigen Anblick der Prairieen und der Pampas! Von allen Landſchaften von Süd-Amerika iſt die des Gran Chaco vielleicht die reizendſte, und man begreift ſehr gut, warum der Indianer dieſes Paradies ſo ſehr liebt und der weiße Menſch es ihm ſtreitig zu machen verſucht

hat. Allein bisher sind die Versuche des Letzteren noch ohne Erfolg geblieben. Trotzdem daß die großen Ströme des Gran Chaco schiffbar sind, ist dieser jungfräuliche Boden noch in den Händen der Eingeborenen geblieben, wie er es in den Zeiten der Eroberung von Süd-Amerika war. Die Spanier und die Portugiesen maßen sich allerdings Besitzansprüche an diesen Landstrich an, und vier verschiedene Staaten: Brasilien, Bolivia, Paraguay und die argentinische Conföderation, haben sich um ihren Antheil an diesem Landstrich gezankt und einzelne Theile desselben in die Grenzen ihres Gebiets, d. h. einstweilen auf der Landkarte, aufgenommen. Ein solcher Zank um einen Gebietstheil ist aber nur lächerlich, wenn man bedenkt, daß keiner der Theilenden den Fuß auf den Landstrich zu setzen wagt, welchen er sich zueignet, und daß die einzige Grundlage, auf welche sich jene vermeintlichen Ansprüche stützen, die Bulle eines Papstes ist, welcher vor beiläufig dreihundert Jahren diesen weiten Ländercomplex in zwei Theile schied und den einen davon den Spaniern, den andern den Portugiesen gab. Inmitten dieses thörichten Streites aber erhebt sich der Eingeborene und macht statt aller Ansprüche seinen faktischen Besitz geltend; denn er ist in Wirklichkeit der Eigenthümer dieses weiten Reiches und durchschweift die Haine und Grasfluren dieses wunderschönen Parks, der noch seines weißen Herrn und dessen Zwingburg harrt.

Begnügen wir uns einstweilen mit dem faktischen Herrn und Besitzer dieses herrlichen Geländes; er hat allerdings kein Schloß und keine Burg, aber er stellt sich uns doch in einem edlen Aufzuge dar. Sein Aeußeres überrascht uns; er ist ein Mann von hohem, kräftigem Wuchse, gerade und aufrecht und doch gewandt und geschmeidig wie eine Binse, wohlgebaut, von kräftigen Muskeln und gefälligen Proportionen. Er hat schöne, regelmäßige Züge, eine Adlernase, schwarze, durchdringende Augen und eine Hautfarbe, die

uns überraſcht. Er iſt keine Rothhaut, kein kupferfarbiger Wilder; er iſt nicht brauner als ein Mulatte, ja kaum dunkler als mancher Spanier, welcher ſich rühmt, das reinſte Blut in ſeinen Adern zu haben, oder als Tauſende von Portugieſen auf ſeiner Grenze, die ſich auf ihre weiße Haut Etwas zu Gute thun. Und wohlgemerkt, dies iſt ſeine echte und wahre Farbe, denn wir finden in ihm beinahe zum erſten Mal einen Wilden, einen ſüdamerikaniſchen Indianer, welcher ſich nicht mit jenem abſcheulichen Anſtrich verſchmiert, unter welchem die Farbe des Individuums verſchwindet. Es würde eine merkwürdige Forſchung abgeben, zu ermitteln, weshalb der Indianer des Gran Chaco dieſen Brauch nicht auch angenommen, welcher unter den andern Völkerſchaften ſeiner Race ſo allgemein üblich iſt, — warum er ſich nicht ebenfalls bemalt, wie die Anderen. An Farben dazu fehlt es ihm nicht; im Gegentheil, die Anotto oder Orleans (Bixa orellana) und die Indigopflanze kommen in ſeinem Gebiete in Menge wild vor; er verſteht ſich ſogar darauf, ihre färbenden Beſtandtheile daraus auszuziehen, denn ſein Weib bedient ſich derſelben zum Färben des Geſpinnſtes, woraus es die landesüblichen Zeuge verfertigt. Die Farbehölzer wachſen in Menge um ſeine Wohnung herum, und die Cochenille iſt eines der Landes-Erzeugniſſe. Der Mangel an Farbeſtoffen kann ihn alſo nicht daran hindern. Vielleicht hat er, wie er denn auch in ſo vielen anderen Beziehungen beſſer ausgeſtattet iſt, einen feinern Geſchmack und richtigern Schönheitsſinn, als die übrigen Völkerſchaften ſeiner Race. Thatſache iſt und bleibt aber, daß dieſer ſchmucke Wilde ſich nur zur Zeit des Kriegs bemalt, und dann nicht, um ſich zu verſchönern, ſondern um Andern Furcht einzuflößen. Wir müſſen jedoch darauf hinweiſen, daß dieſe Behauptung nur im Allgemeinen gilt und die Regel Ausnahmen zuläßt. Die Indianer des Gran Chaco bilden keine einige, geſchloſſene Völkerſchaft, ſondern zerfallen in eine Menge einzelner Stämme,

welche häufig unter einander in Krieg und Fehde liegen und auch an Sitten und Bräuchen ſich von einander unterſcheiden. Es giebt daher auch unter den Bewohnern dieſes ungeheuren Flachlandes Familien und Stämme, welche ſich nicht allein mit Farben beſchmieren, ſondern ſich auch zur Verzierung tättowiren. Doch kommt dieſer Brauch nachgerade bei den Männern aus der Mode, und nur die Weiber würden ſich für minder hübſch halten, wenn ſich nicht einige blaue Striche auf ihren Stirnen kreuzten, nicht von den Augen zu den Ohren herabliefen, und wenn ſie nicht auf Wangen, Armen und Bruſt ſolche unzerſtörbare Zeichen trügen. Die Operation des Tättowirens wird mit einem Dorn von einer Mimoſe oder der Stachelſpitze eines Aloeblattes vorgenommen und dauert mehrere Tage, verurſacht aber Geſchwülſte und Schmerzen, welche häufig noch länger währen. Allein man muß ſchon einigen Schmerz ertragen, um ſchön zu ſein, und dieſe Qual wird mit ebenſo viel Gleichmuth ertragen, als die Unbehaglichkeit, welche für unſere Damen aus allzu engen Schuhen oder Schnürleibern, aus Zwickzängelchen zum Ausreißen weißer oder grauer Haare oder aus ähnlichen vermeintlichen Schönheitsmitteln der civiliſirten Welt entſteht.

Wir brauchen wohl kaum anzuführen, daß ſich die Indianer des Gran Chaco auch das Haar nicht roth, weiß oder gelb färben, wie es viele andere Wilde thun, ſondern es in ſeiner natürlichen Farbe tragen, die ein glänzendes Schwarz wie Gagat iſt; ſie raſieren ſich aber daſſelbe auf der Stirn mittelſt einer ſcharfgeſchliffenen Muſchel und beſeitigen es zuweilen um den ganzen Kopf herum, ſo daß ſich dadurch ein kahler Kranz bildet, der über die Ohren hinläuft und ohne den langen, herabwallenden Büſchel, welcher in der Mitte des Schädels aufgeſpart wird, der Tonſur eines Mönchs gleichen würde. Dieſer Brauch, ſich den Kopf theilweiſe abzuſcheeren, findet ſich nicht bei den Stämmen des Gran Chaco allein, ſondern kommt

unter den Rothhäuten Nord-Amerika's hauptsächlich bei den Osagen, den Pahnis (Pawnees) und einigen anderen Stämmen vor, nur mit dem Unterschiede, daß bei diesen der geschorene Theil größer ist und der aufgesparte Haarschopf sich auf die einfache Scalplocke beschränkt.

Die Indianer des Gran Chaco sind bartlos, und wenn zufällig einige indiscrete Haare ihnen auf Wangen, Lippen oder Kinn sprossen, so wird dieser entstellende Fleck sogleich durch Ausraufen dieser Haare beseitigt. Auch reißen sich Männer und Weiber die Wimpern und Augenbrauen ab und behaupten, hierdurch ein schärferes Gesicht zu bekommen; sie spotten zugleich über die Weißen, welche Brauen und Wimpern wachsen lassen und sich dadurch Augen machen, wie der Nandu oder südamerikanische Strauß, der vor anderen Vögeln die Eigenthümlichkeit voraus hat, daß seine Augen mit Wimpern besetzt sind.

Die Tracht des Indianers im großen Buschwalde ist außerordentlich einfach, wodurch er abermals seinen guten Geschmack beweist. Weit entfernt, sich mit all' dem bunten Flitter und Lappenwerk zu behängen, woran gewöhnlich die Wilden ihre Freude haben, begnügt er sich mit einer Schärpe von weißem Baumwollenstoff oder von dreifarbigem Wollzeug, deren lebhafte Farben einen sehr hübschen Effekt machen. Diese Schärpe wird um die Lenden geschlagen und zwischen den Schenkeln hindurchgezogen.

Die Kleidung der Weiber ist beinahe die gleiche wie diejenige der Männer und mag unsern Anschauungen zwar dürftig erscheinen, entbehrt aber nicht einer gewissen Zierlichkeit und hat nichts Unanständiges. Das heitere, milde Klima ihres Landes macht diesen Indianern die Kleidung ganz entbehrlich, und wenn in ihrem ewigen Frühlinge der Wind je frischer und kühler wird, so hüllen sich diese Wilden anstatt eines Mantels in ein Fischotter- oder Jaguarfell. Sie tragen weder Schuhwerk noch Kopfbedeckung und enthalten sich jener

entſtellenden Zierrathen, welche mehrere Völkerſchaften Amerika's in der Naſe oder in den Lippen tragen. Dagegen durchſtechen ſie ſich die Ohren, namentlich die Weiber, und ſtecken darein ſpiralförmig gewickelte Faſern von Palmblättern in ziemlich großen Dimenſionen, welche bis auf die Schultern herunterhängen. Wir entnehmen daraus, daß bei dieſen Indianern die Weiber ſich mehr entſtellen als die Männer, und zwar um ſich nach der Mode zu richten!

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß bei dem eben beſchriebenen Koſtüm die Beine und der Oberleib ganz unbedeckt bleiben. Man ſollte glauben, dieſer Mangel an Putz ſchade der Schönheit und würde vielleicht bei Europäern einen unangenehmen Eindruck machen, deren von Arbeit und Knechtſchaft verkümmerte Geſtalten und matte helle Haut die Nacktheit nur ſchwer ertragen würden. Allein der Eindruck, welchen die Glieder und die ganze Körpergeſtalt dieſer Indianer des Gran Chaco machen, iſt ein ganz verſchiedener. Erblickt man nämlich dieſe reinen Formen, deren Zierlichkeit und Ebenmaß das Licht noch mehr hervorhebt, und deren ſonnegebräunte Hautfarbe an den Bronzeglanz einer Bildſäule gemahnt, ſo findet man die Kleider nicht nur überflüſſig, ſondern auch die reichſte Toilette den einfachen, tadellos vollendeten Formen des menſchlichen Körpers an Schönheit unendlich nachſtehend.

Der Indianer des Gran Chaco zeigt ſich namentlich zu Pferde in ſeiner ganzen Schönheit, und zu Pferde erſcheint er beinahe immer. Wenn irgend Jemand die Fabel vom Centauren verwirklicht, ſo iſt zuverläſſig er es, um ſo mehr, als ſeine Art zu reiten ſich von allem Dem unterſcheidet, was man bei den Reitern der übrigen Völker ſieht. Der Sattel mit dem gewaltigen Bauſch, wie er bei dem Araber und Tataren üblich, iſt dieſem Indianer ebenſo fremd, als die umſtändliche Anſchirrung, womit die ſpaniſchen Creolen in Nord-Amerika ihre Pferde belaſten; er verſchmäht das metallene Gebiß,

die ſchillernden Zäume, die geflochtenen Zügel, die klingenden Sporen, welche den Stolz der Reiter in der neuen Welt bilden. Er bedient ſich keines Sattels, höchſtens nimmt er ſtatt deſſen zuweilen ein Stück Jaguarfell; er hat keine Steigbügel, keine Sporen, keine Schabracke, gar Nichts, was die anmuthige Kurve der Rückenlinie ſeines Pferdes unterbräche, deſſen Zaum in einem einfachen, um den Unterkiefer geſchlungenen Riemen beſteht.

Man muß dieſen Wilden ſehen, beinahe nackt auf dem Pferde, das ſo nackt iſt wie er ſelbſt, — man muß ihn geſehen haben, wie er über die Ebene hinjagt im vollſten, tollſten Rennen und dabei gewundene Linien und zierliche Kurven beſchreibt, wie die Schwalbe im Fluge, um den Höhlen auszuweichen, welche das Viscacha in die Erde wühlt, — wie er einem Blitz gleich durch die Stengel des Rieds und Röhrichts hinſprengt, die oft dornig ſind, und Palmen und anderen jungen Stämmen ausweicht, die ihm ihre Stacheln entgegenſtrecken; — wie er ſich dann mit einem einzigen Satze auf den Rücken ſeines Pferdes ſchwingt und auf demſelben ſtehen bleibt, wie die Kunſtreiter im Circus, um den Strauß, den Hirſch der Grasfluren, oder den gefleckten Damhirſch zu erſpüren, welche im hohen Graſe äſen!

Seine Wohnung macht dem Indianer auch keine große Sorge und Mühe. Sie beſteht aus leichten Matten, die aus den zertheilten und geſpaltenen Faſern der Oberhaut junger Palmen geflochten ſind, und mit denen er ſich eine Art Zelt herſtellt. Sein Bett iſt eine Hängematte, zwiſchen zwei Palmbäumen aufgehängt, denn er geht nie unter Dach und Fach, als wenn ihn der Regen zwingt, ein ſolches zu ſuchen. Sein Weib iſt weit zarter und weichlicher und ſucht ſich mit einem Büſchel Straußenfedern, deſſen ſie ſich wie eines Schirms bedient, gegen die Sonnenſtrahlen zu ſchützen. Sobald unſer Indianer ein Zelt zur Unterkunft hat, ſo bivouakirt er und hält ſich keinen

festen Wohnsitz mehr; denn wie reich auch im Grunde die Hülfsquellen des Gran Chaco sind, so finden sie sich doch nicht alle an Einer Stelle vereinigt. Namentlich das Wild hat seine verschiedenartigen Standorte: das Viscacha, der Nandu, das wilde Feldhuhn, der Jaguar und der Puma finden sich nur in den trockensten Theilen dieses Flachlandes; die Peccaris oder Nabelschweine nur an feuchten Stellen oder sumpfigen Niederungen; den Tapir und Cobiai findet man nur am Ufer der Flüsse, deren fischreiche Gewässer von Gänsen, Enten, Reihern, Anhingas u. s. w. häufig besucht werden. Im Walde endlich hausen die Affen, die einen wichtigen Theil der Fleischkost unseres Reiters ausmachen.

Will unser Wilder die Schoten der Algarobias oder den zuckerhaltigen Saft des Caraguatay sammeln, so muß er sich auf die trockeneren Hochebenen und Hügelwellen begeben, wo die Ananas und die Mimosen gedeihen. Er wird sich diese Gelegenheit zu Nutz machen, um Bienennester zu suchen und aus dem Honig, den er darin zu finden weiß, in Verbindung mit den Samen der Algarobia ein angenehmes, aber höchst berauschendes Getränk gewinnen, wovon er jedoch — zu seiner Ehre sei es gesagt — nur einen mäßigen Gebrauch macht und nur bei besonderen Gelegenheiten. Die Nothwendigkeit, sich seine Nahrungsmittel aus so verschiedenen Gegenden und nicht ohne Mühe zusammenzuholen, beseitigt die Trägheit, erhält die Gesundheit und verlängert das Leben, so daß man in ganz Süd-Amerika sprichwörtlich sagt: „er wird so alt wie ein Indianer im Chaco." Ein alter katholischer Missionär, der Jesuit Dobritzhofer (Mitbegründer des geistlichen Staates in Paraguay, geboren in Steiermark, gestorben 1791 als Weltpriester in Wien), welcher eine Geschichte dieser Indianer geschrieben hat (Historia de Abiponibus, Wien 1783), versichert: unter diesen Völkerschaften stehe ein achtzigjähriger Mann noch in seiner vollen Kraft; hundert

Jahre ſeien ein ganz gewöhnliches Alter, und man ſehe häufig noch ganz rüſtige Leute von 120 Jahren und darüber, die noch im vollen Beſitze ihrer ſcharfen Sinne und der beſten Verdauung ſeien.

Die Nahrung dieſer Indianer beſteht nicht nur aus dem Haar- und Federwilde, das ſie erlegen und, beiläufig geſagt, ohne Salz und ohne Gewürze verzehren, ſondern auch theilweiſe aus dem Fleiſch von Schlachtvieh; denn beinahe alle beſitzen einige Hausthiere, namentlich Kühe und Schafe, die ſie aus den ſpaniſchen Niederlaſſungen rauben. Sie richten ihre Raubzüge vorzugsweiſe gegen Weſten oder gegen Süden, denn ſie ſuchen in gutem Einvernehmen mit Braſilien, Paraguay und Corrientes zu bleiben. Wenn es ihnen einfällt, einen derartigen Streifzug zu veranſtalten, ſo brechen ſie ihre Zelte ab und laden ihr ganzes bewegliches Beſitzthum an Geräthen ꝛc., ſowie ihre Weiber und Kinder auf Pferde und nehmen ſie mit ſich. Jeder derartige Raubzug iſt eine wahre Expedition, eine förmliche Reiſe. Erreichen ſie das Ufer eines Fluſſes, ſo ſprengt der Reiter in's Waſſer, führt ſein Pferd mit der Hand, mit welcher er ſchwimmt, und trägt mit der anderen ſeinen Speer, an deſſen Ende er diejenigen Gegenſtände angebunden hat, welche nicht naß werden ſollen. Ein kleiner Kahn aus Ochſenhaut, der mehr die Geſtalt einer Kiſte als die eines Bootes hat, wird mit den Geräthen, den kleinen Kindern und jungen Hunden, die immer in Menge vorhanden ſind, beladen und gleichſam in's Schlepptau genommen mittelſt eines langen Riemens, den man entweder an den Schweif eines Pferdes anbindet, oder den ein rüſtiger Schwimmer zwiſchen die Zähne nimmt. Auf der Rückkehr macht der Uebergang über Flüſſe und Ströme dieſen Indianern größere Mühe, weil ſie gewöhnlich eine Menge von geraubtem Vieh und häufig ſogar Weiber und Kinder mitſchleppen, die ſie zu Gefangenen gemacht haben. Nichts deſto weniger aber ſetzen ſie über dieſe Flüſſe, ohne Etwas

von ihrem Raub zu verlieren, und es gelingt ihnen ſogar meiſtens, jeder Verfolgung zu entgehen.

Man darf über dieſe Raubzüge nicht allzu ſtrenge richten, ſondern muß ſich erinnern, daß ſie mit den Spaniern von jeher im Kriege leben, und daß nicht ſie es waren, welche den Grund zu dieſer Feindſeligkeit gelegt haben. Die ſpaniſchen Eroberer gaben den erſten Anlaß zu dieſer Feindſchaft und ſuchten die Indianer aus ihrer angeſtammten Heimath zu verdrängen, dieſe führten daher urſprünglich nur einen Vertheidigungskrieg, und ihre jetzigen Raubzüge ſind nur die Wirkung des Geſetzes der Wiedervergeltung, denn von Natur aus ſind dieſe Abiponen keine Räuber und haben keine Freude an der Plünderung. Als nächſte Anverwandte der Incas ſind die Mehrzahl dieſer Stämme nur Ueberreſte des alten Stammes der Peruaner; ſie erinnern ſich noch in ihren Sagen deutlich, wie ihre Vorfahren von den Conquiſtadoren unter Pizarro und Almagro hingewürgt wurden, und können daher für ihr jetziges Verfahren die Wohlthat milbernder Umſtände in Anſpruch nehmen. Uebrigens ſpricht noch eine andere Thatſache zu ihren Gunſten: trotz der Erinnerung, die ſie an die Eroberung bewahrt haben, und ungeachtet des Haſſes gegen den weißen Mann, welcher noch heute in ihnen fortlebt, behandeln ſie ihre Gefangenen, ſogar die Männer, ſehr milde; Weiber und Kinder werden von dem Stamme adoptirt und dürfen mit demſelben die Freuden, aber auch die Entbehrungen des wilden Lebens theilen.

In ſeiner Eigenſchaft als Centaur jagt unſer Indianer den Hirſch und den Nandu nur zu Pferde und durchbohrt ſie mit ſeiner Lanze, wenn er ſie niedergeritten hat. Gelegentlich bedient er ſich zur Jagd auch der Bolas, d. h. dreier, an einem Ende zuſammengeknüpfter Lederriemen, wovon jeder in einer Kugel endigt. Der Gebrauch dieſer Bolas beſteht darin, daß der Reiter die eine Kugel

mit der Hand erfaßt, die Riemen um den Kopf ſchwingt und dann nach dem gejagten Gegenſtande ſchleudert, dem ſich die Kugeln um die Füße ſchlingen, und den ſie hierdurch niederwerfen. Das gewöhnliche Wildpret und die Fiſche erlegt der Indianer dagegen gewöhnlich durch Pfeilſchüſſe.

Der Abipone hält ſich viele Hunde, die in zahlreicher Meute das Lager umſchwärmen und dem Reitergeſchwader auf allen ſeinen Zügen folgen. Dieſe Hunde ſind nicht ſehr groß und gehören einer eigenthümlichen Race an, die jedoch von europäiſchem Urſprung zu ſein ſcheint und jedenfalls außerordentlich fruchtbar iſt; dieſe Hunde wühlen ſich ſelbſt Höhlen in die Erde und leben nur von ihrem Jägerrecht oder den ſonſtigen Ueberbleibſeln der Jagdbeute ihrer Herren. Die Indianer des Gran Chaco verwenden ſie zur Parforce-Jagd des Hirſches, des Cabiai, Viscacha, Tamanoir, Peccari und ſelbſt des Jaguars, welch' letztere drei gewöhnlich mit der Lanze erlegt werden, ſobald ſie von den Hunden verbellt ſind und gegen dieſelben Kehrt machen. Der Tapir wird gewöhnlich in Gruben gefangen und das Fleiſch trotz ſeines ſchlechten Geſchmacks von dieſen Indianern gegeſſen, weil ſie glauben, es theile demjenigen, der es verzehrt, die Kraft des Thieres mit, von welchem es herrührt. Auch der Tamanoir oder große Ameiſenbär und der Jaguar werden verſpeiſt, und das Fleiſch des letzteren iſt gewöhnlich Gemeingut und muß unter den ganzen Stamm vertheilt werden; Jeder beanſprucht davon ſeinen Antheil, ſei das Stück auch wegen der großen Anzahl Gäſte noch ſo klein.

Die Bewohner des Gran Chaco bereiten ſich eine Art Brod aus den Samen mehrerer Mimoſenarten, welche ſie unter der gemeinſamen Bezeichnung Algarobias zuſammenfaſſen; mehrere Palmen liefern ihnen eßbare Nüſſe, und ſie finden in ihren Wäldern eine Menge der verſchiedenſten ſüßen Früchte und Beeren, ſowie

einen Ueberfluß von Honig, der ſie nur die Mühe des Einſammelns koſtet. Die ungeheure Menge von Bienen, welche der Gran Chaco enthält, beweiſt genugſam die große Menge von blühenden Gewächſen, die dort ihre honigreichen Blumen entfalten. Dieſe Bienen gehören verſchiedenen Arten an, ſind ſtachellos und geben einen trefflichen Honig — namentlich einige von ihnen, deren Produkte in den ſpaniſchen Niederlaſſungen ſehr geſchätzt werden und ſich dort deſto theurer verkaufen, je ſeltener ſie daſelbſt ſind. Der Indianer des Chago giebt ſich aber wenig mit dem Handel ab und behält beinahe allen Honig, den er einſammelt, für ſich ſelbſt. Das Neſt der Biene weiß er dadurch zu finden, daß er ihrem Fluge folgt; und er behauptet, die Sicherheit und Schärfe des Blickes, den er zu dieſer Verfolgung nothwendig hat, wären weniger groß, wenn er ſich nicht die Augenwimpern und Augenbrauen ausgeriſſen hätte. Ob er mit dieſer Behauptung Recht hat, laſſen wir dahingeſtellt ſein; Thatſache iſt aber jedenfalls, daß der Geſichtsſinn dieſes Indianers ein außerordentlich ſcharfer iſt. Sein treffliches Auge ſetzt alſo den Abiponen in den Stand, den Flug der Biene bis zu ihrem Neſte zu verfolgen, das bald in der Höhlung eines Baumes, bald auf einem Zweig und zuweilen ſogar in der Erde angebracht iſt. Jedes dieſer Neſter gehört einer beſonderen Art an, die ſich durch Lebensweiſe und Neſtbau von den übrigen unterſcheidet. Dies Alles kümmert jedoch den Indianer wenig; er verlangt blos, daß die Biene ſelbſt ihn zu ihrem Neſte hinleite, hauptſächlich wenn ſie ihn zu einem achteckigen Cactus führt, weil dieſer Cactus der Standort der Toſini-Biene iſt, welche den beſten Honig im Gran Chaco giebt.

Es iſt Schade, daß bei all' ſeinen guten Eigenſchaften unſer Indianer keinen friedlicheren Charakter hat und ein abſolutes Bedürfniß fühlt, von Zeit zu Zeit Krieg zu führen und ſich mit Andern

herumzuſchlagen. Aber iſt er der Einzige, den dieſe Kampfluſt beſeelt? Iſt dieſe Freude am Krieg nicht ein Fehler, welchen er mit allen denjenigen theilt, welche Kraft oder Muth genug haben, um den Krieg zu erklären, gleichviel ob ſie civiliſirte Völker oder Barbaren ſind? Natürlich führt unſer Indianer den Krieg nur zu Pferde; gleichſam geborener Reiter, verſchmäht er es nicht blos den Fuß auf den Boden zu ſetzen, ſondern würde ſich ſogar für beſiegt halten, ſobald er vom Pferde geſtiegen wäre.

Seine Waffen beſtehen aus Bogen und Pfeil, aus einer kleinen Keule mit zwei Köpfen, Macana genannt, die aus Guayacholz verfertigt und in der Mitte gefaßt wird; aus dem Laſſo und den Bolas, deren Gebrauch ſich jedoch auf einige Stämme beſchränkt, welche ſich mehr mit der Jagd als dem Kriege abgeben, und endlich aus der Lanze, die in der ganzen Welt die Lieblingswaffe der Reiter-Völker iſt. Der Speer des Indianers des Gran Chaco iſt eine ungeheure und ſehr gefährliche Waffe, denn der Schaft allein hat eine Länge von 15—16 Fuß und iſt aus einer Art leichten zähen Rohrs verfertigt, welches bei den ſpaniſchen Indianern Colihué heißt. Der Indianer weiß ſich deſſelben mit einer ungemeinen Geſchicklichkeit zu bedienen und gebraucht ihn auch zum Beſteigen des Pferdes, was er, beiläufig geſagt, von der rechten und nicht von der linken Seite aus thut, wie es bei uns in Europa üblich iſt. Um ſich auf's Pferd zu ſchwingen, erfaßt dieſer gewandte Reiter nicht mit der einen Hand die Mähne ſeines Thiers und mit der andern den Sattel und ſetzt auch den Fuß nicht in den Steigbügel, denn dieſe beiden Gegenſtände fehlen ihm ganz; — nein, er ſtützt das Ende ſeiner Lanze auf den Boden, erfaßt deren Schaft mit der rechten Hand etwas oberhalb ſeines Kopfes wie eine Sprungſtange und ſchwingt ſich mit einem einzigen Sprung auf das edle Thier; ein Wort, ein Schnalzen mit der Zunge, eine leichte

Bewegung mit ſeinem Knie, und das feurige Thier ſprengt mit Pfeilgeſchwindigkeit davon.

Wenn er mit ſeinesgleichen im Kriege liegt, ſo beſchmiert und bemalt er ſich nicht nur, um ſo abſchreckend wie möglich auszuſehen, ſondern er legt auch eine vollkommene Rüſtung an, die aus Panzer, Armſchienen, Helm und Schenkelſchienen beſteht, wozu ihm die Haut des Tapirs das Material geliefert hat; dieſe Rüſtung wird über einem Jaguarfell getragen, welches die Stelle des Waffenrocks vertritt, und durch einen Schild vervollſtändigt. Zieht der Abipone gegen die Weißen zu Felde, ſo läßt er den Schild im Zelte ſtehen und legt weder Arm- noch Beinſchienen an, denn er weiß aus Erfahrung, daß dieſe Schutzwaffen ihn nicht kugelfeſt machen und keinen andern Erfolg haben würden, als ihn in ſeinen Bewegungen zu hindern. Statt all' dieſer ſchweren Rüſtzeuge verſieht er ſich nur mit einem Bogen, welcher ſo ſtark iſt, daß er ihn nur dann ſpannen kann, wenn er ſich auf den Rücken legt, und die Fußſohlen gegen den Bogen ſtemmt. Die Genauigkeit des Schuſſes kann hierunter allerdings leiden, allein er zielt auch nicht, um genau zu treffen, oder vielmehr, die Scheibe, auf die er zielt, iſt groß genug, damit er ſeines Schuſſes ſicher ſein kann. Sein Zweck geht nur dahin, die feindliche Niederlaſſung oder das feindliche Dorf in Brand zu ſtecken, und Alles, was er verlangt, beſchränkt ſich nur darauf, daß ſein Pfeil auf das Dach eines Schuppens oder eines Hauſes falle. Dieſer Pfeil hat nämlich dicht unter der Spitze eine kleine Locke brennender Baumwolle, und da das Dach, auf welches der Pfeil fallen ſoll, immer ſehr trocken und zuweilen von Stroh oder Schilf iſt, ſo wird es ſicherlich Feuer fangen; unſer rother Krieger zählt wenigſtens darauf, und ſein Vorhaben mißlingt ihm ſelten.

Seit langer Zeit lebt der Indianer des Gran Chaco in gutem

Einvernehmen mit den ſpaniſchen und portugieſiſchen Provinzen an ſeiner Oſtgrenze; mit dem Süden aber ſteht er ſtets auf geſpanntem Fuße und kehrt von ſeinen Raubzügen nach Cordova und San Luis häufig mit beträchtlicher Beute zurück. Er nimmt auf ſeinen Raubzügen Alles, was ihm in die Hände fällt, und verhandelt nachher erſt die Gegenſtände, die ihm unnütz ſind: ſeien es nun Harfe oder Guitarre, koſtbare Möbeln, Juwelen oder Spitzen. Die Händler von Corrientes oder Paraguay forſchen nicht ängſtlich und gewiſſenhaft nach dem Urſprung dieſer Gegenſtände, wenn ſie nur einen Gewinn dabei vorausſehen; ſie kaufen dasjenige, was man ihren Landsleuten im Süden abgenommen hat, auf und verkaufen es wieder an die Bewohner der nördlichen Provinzen. Dieſelbe Thatſache wiederholt ſich auch in Nord-Amerika, wo verſchiedene Händler diejenigen Gegenſtände, welche von den Indianern ihrer Nachbarſchaft in den nördlichen und öſtlichen Provinzen von Mexico geſtohlen wurden, unter dem Namen „mexicaniſche Sachen“ über einen weiten Bezirk verbreiten.

XIV.

Die Indianer der Pampas.

Das Wort Pampas bedeutet Ebenen und bezeichnet ein Gebiet, welches ſich von der Mündung des La Platafluſſes bis zu der Bergkette der Andes erſtreckt. Nach Norden wird es durch eine Reihenfolge von Gebirgen begrenzt, welche vom Fuße der Cordilleren ſich nach Paraguay erſtrecken und die Sierras de Mendoza, de San Luis und de Cordova bilden. Im Süden iſt die Grenze derſelben weniger deutlich, obſchon man als ſolche den Rio Negro bezeichnen kann, welcher die eigentlichen Pampas von den öden Ebenen von Patagonien trennt.

Vom geognoſtiſchen Standpunkte aus gehören die Pampas zur ſogenannten Alluvialformation, das heißt zu demjenigen Gebilde, welches bei Geſtaltung der jetzigen Erdoberfläche entſtanden iſt, indem es ſich aus dem Waſſer niedergeſchlagen hat, welches davon zurückgetreten iſt. Der Alluvialboden beſteht bekanntlich aus einem Gemeng von Schlamm, Erde, Sand und Schutt aller Art, die früher von dem Waſſer aufgelöſt waren, oder von demſelben herbeigeführt wurden, und iſt nach dem Zurücktreten des Meeres oder dem Ablaufen anderer Gewäſſer blosgelegt worden. Die Pampas ſtellen alſo das Bett eines früheren Meeres dar und ſind durch eine innere Gewalt emporgehoben und durch dieſe Naturkraft auf

ein Niveau gebracht worden, welches den Spiegel des Meeres nur um Geringes überragt. Der zähe ſchwere Lehmboden von rother Farbe enthält noch überall Meeresmuſcheln und andere nicht minder unbeſtreitbare Anzeichen dafür, daß hier einſt ein Meer vorhanden geweſen ſei. Der Boden dieſer ausgedehnten Ebenen hat in früheren Zeiten genug wunderliche Thiere getragen, deren Race jetzt erloſchen iſt, und von denen ſich nur noch die Knochen vorfanden. In den Pampas hat man das Megatherium oder Rieſenfaulthier gefunden, das den Umfang eines großen Nashorns hatte, ferner den koloſſalen Mylodon und ein rieſenhaftes Gürtelthier, dem die Geologen den Namen Glyptodon gegeben haben.

Heut zu Tage bietet dieſer ungeheure Landſtrich, obwohl er nur eine einzige Ebene bildet, in ſeinen verſchiedenen Theilen außerordentlich verſchiedene und eigenthümliche Charaktere dar. An gewiſſen Orten iſt er mit hohen Gewächſen bekleidet, welche unſerem Schilf und unſeren Binſen gleichen; anderwärts iſt er mit kleinen Bäumen bedeckt, welche nicht dicht bei einander ſtehen und durch kein Unterholz verbunden ſind, ſo daß ſie den Anlagen eines Obſtgartens gleichen. Ferner finden ſich auf dieſem Landſtrich ungeheure Sümpfe, große Seen von mehr oder weniger Salzgehalt, ja ſogar vollkommene Salzſtrecken, über welche eine fußdicke Schicht von reinem Salz auf einer Ausdehnung von mehreren Quadratmeilen ſich niedergeſchlagen hat, und zwiſchen jenen finden ſich wieder große Striche von Kies und Kieſelgeſchiebe wie in Patagonien.

Der merkwürdigſte Theil der Pampas iſt jedoch für uns derjenige, welcher den Namen Cardonales trägt. Denkt euch ein unabſehbares Diſtelfeld, worauf die Diſteln ſo nahe bei einander ſtehen, daß ſie ein undurchdringliches Dickicht von ſo hohem Wuchſe bilden, um noch einem Reiter bis an die Stirne zu reichen. Das Seltſamſte iſt aber, daß es den Anſchein hat, als ob dieſe Diſteln hier

nicht von Natur aus gewachsen seien; und wenn man der Angabe gewisser Personen glauben darf, so sollen diese stacheligen Gewächse sogar durch die ersten Ansiedler der benachbarten Niederlassungen ausgesäet worden sein. Gleichviel jedoch ob die Distel hierher verpflanzt oder einheimisch ist, — so viel ist gewiß, daß sie in den Pampas auf eine merkwürdige Weise gedeiht und noch heut zu Tage einen auffallenden Charakterzug dieses Landstrichs bildet. Jener Distelwald findet sich nämlich im Osten der Pampas, am Ufer des La Plataſtromes an verschiedenen Stellen und nimmt ein Gebiet von vielen Dutzend Quadratmeilen ein. Er kann nur an einigen Stellen durchschritten werden, wo seit langer Zeit Pfade durch ihn hindurch und nach kleinen Lichtungen führen, die aus unbekanntem Grunde von Disteln verschont geblieben sind. Kein einziges Hausthier will in diese Wildniß eindringen, und wenn zufällig eine Rindviehheerde durch Furcht in denselben hinein versprengt wird, so kann man nur selten auch nur einen einzigen Kopf davon retten; denn die Thiere verirren sich so darin, daß sie den Ausweg nicht mehr finden und entweder vor Durst verschmachten oder durch die großen Katzenthiere, die sich darin verstecken, den Puma, den Jaguar, die Onze u. s. w. zerrissen werden. Die einzigen Bewohner dieser Dickichte von Kardunen und Disteln sind nämlich diese großen Raubthiere und ein kleines Nagethier: das Viscacha, das sich seine Höhle in den Boden macht. Diese Dickichte von Disteln schließen sogar allen übrigen Pflanzenwuchs aus; selbst das Gras wird von ihnen vollständig erstickt, und die einzigen Pflanzen, von denen sie gebildet werden, sind eine echte Distel mit beinahe holzigem Stengel, die unsern Weberkarden verwandt ist, und die Kardona-Artischocke (Cynara cardunculus), jenes bekannte Küchengewächs, welches die Kardunen liefert und offenbar von den Spaniern erst hier eingeführt wurde. Diese beiden Gewächse

bilden ein Buſchwerk von gleicher Ausdehnung, wachſen an derſelben Stelle oft dicht neben einander und vermiſchen ſich daher nie gegenſeitig. Die Kardunenbüſche bilden ein niedrigeres und weniger dorniges Dickicht, das dem Eindringling keinen ſolchen Widerſtand entgegenſetzt, wie die Diſtelwälder; allein man findet ſich deshalb um kein Haar beſſer zurecht, und wenn das Eindringen in dieſelben auch leicht iſt, ſo hält es dagegen um ſo ſchwerer, ſich wieder heraus zu arbeiten.

Es iſt ein Glück, daß dieſe Labyrinthe nicht ewig währen; bekanntlich iſt die Diſtel eine einjährige Pflanze; ſobald der Samen davon geflogen iſt, verdorrt der Stengel, biegt ſich um, legt ſich an den Boden und verfault; die Ebene iſt dann frei, und Pferde, Rinder und Schakale durchſtreifen ſie dann in allen Richtungen; bald aber keimt der Same der Diſteln, die Kardunen treten auf, zeigen ihre jungen Triebe über dem Boden und geben der weiten Ebene das Anſehen eines Rübenfelds; in dieſem Zuſtande liefern ſie den Thieren eine ganz vortreffliche Weide, und große Heerden von Pferden und Rindern kommen herbei, um ſich dieſe zu Nutze zu machen. Das dauert den ganzen Winter hindurch; im Frühling zeigen ſich die Dornen wieder; die Diſteln ſchießen wieder empor, die Gebüſche wachſen, werden immer ſtacheliger und bieten auf allen ihren Punkten gleichſam eine Maſſe ſpaniſcher Reiter dar, welche Thieren und Menſchen den Zutritt zu ihnen wehrt.

Im Weſten der Cardonales beginnen die Grasfluren der Pampas, eine ungeheuere Weidenfläche, noch ausgedehnter als die Diſtelwälder, die von den Sierras bis zu dem Rio Negro reicht und einen Flächenraum von mehreren hundert Quadratmeilen einnimmt. Dieſe Grasfluren ſind mit einem groben derben Graſe bewachſen, das Anfangs nur niedrig iſt, ſpäter aber ſehr hoch wird

und je nach dem Grade seiner Reife grün, braun oder gelb ist. Zu der Zeit, wo dieses Gras dürr ist, wird es nicht selten durch Feuer zerstört, das man entweder absichtlich daran gelegt, oder das aus Fahrlässigkeit sich demselben mitgetheilt hat. Die Ebene bietet alsdann ein ergreifendes Bild dar: die ganze Wüstenflur steht in hellen Flammen; das Feuer ergreift auch die holzigen Stengel der Disteln und Kardunen, verwandelt sie in Asche und hält nicht eher inne, als bis es keine Nahrung mehr findet.

Aber wer hat diesen Brand angezündet? Wem gehören die Thiere, welche die jungen Kardunen abfressen? Wer bewohnt denn eigentlich die Pampas?

Jedes geographische Handbuch wird euch sagen, die Pampas gehören zu dem Freistaat Buenos-Ayres oder La Plata, oder vielmehr zu der argentinischen Conföderation; sie seien von den Gauchos bewohnt, d. h. von Ansiedlern spanischer Abkunft, deren einzige Beschäftigung in der Beaufsichtigung ihrer zahlreichen Heerden besteht, und die als ausgezeichnete geschickte Reiter im Gebrauch des Lasso und der Bolas eine Fertigkeit besitzen, welche sie berühmt gemacht hat. Diese Angaben sind aber nur zur Hälfte wahr, denn niemals haben weder die Spanier, noch die Freistaaten der argentinischen Conföderation ein wirkliches Eigenthumsrecht an die Pampas innegehabt. Ab und zu haben sie zwar mehr oder minder glückliche Einfälle in dieselben gemacht; allein unmittelbar nachdem sie den Rücken gewandt hatten, kam Grund und Boden wieder an seine früheren Besitzer zurück. Mit Ausnahme einiger Streifen Landes auf der Grenze, welche sehr dünn mit Gauchos bevölkert sind, gehören die ganzen Pampas noch den Indianern. Wären alle diejenigen Indianer, welche diese unabsehbaren Ebenen bewohnen, in einen einzigen Körper vereinigt, so könnten sie eine Nation

bilden; allein ſie theilen ſich in mehrere Gruppen, welche ihrerſeits wiederum in mancherlei in's Unendliche zerſplitterte Stämme zerfallen, wie dies auch bei den Indianern von Nord-Amerika der Fall iſt.

Gleichwohl laſſen ſich alle dieſe Bruchtheile auf vier große Völkerſchaften zurückführen, nämlich die Puelchen oder das Volk des Oſtens, denn das Wort puel bedeutet in der Sprache dieſer Indianer Oſten oder Sonnenaufgang, und che heißt Volk; — die Picunchen, d. h. das Volk des Nordens; — die Pehuenchen oder das Volk der Fichten- oder Nadelwälder, denn die berühmte Fichte von Chile, die Araucaria, heißt bei ihnen pehuen; — und endlich die Ranqueles (von ranque, Diſtel), welche ihren Namen daher haben, daß ſie — nicht in den Diſtelfluren ſelbſt, denn dies wäre ein minder angenehmer Aufenthalt, ſondern — auf dem Saume der ſogenannten Cardonales oder ſtachelichten Dickichte wohnen. Die Puelchen nahmen faſt den ganzen öſtlichen Theil der Pampas, bis zu den Ufern des La Plata, ein; ſie hatten den erſten Anprall der ſpaniſchen Eroberer auszuhalten, gegen welchen ſie kräftigen Widerſtand leiſteten, und ſie veranſtalteten früher ihre Raubzüge bis in die Umgebungen von Buenos-Ayres. Seit aber General Roſas ſie ſo kräftig zu Paaren getrieben hat, wie es ihnen ſeit Mendoza nicht mehr widerfahren war, haben ſie ſich nach Oſten zurückgezogen und auf eine weite Strecke von der argentiniſchen Grenze entfernt, und es fragt ſich nur, wie lange ſie dort bleiben werden. Eine ſehr natürliche Neugierde veranlaßt Jeden, ſich um den Urſprung und die Herkunft der Völker zu bekümmern, und ſo hat man ſich auch gefragt, woher die Indianer der Pampas gekommen ſeien. Dieſe Frage iſt nicht ſchwer zu löſen: ſie ſtammen von jenen kühnen Araucanern ab, über welche die Spanier niemals ganz Herren werden konnten, ſelbſt nicht auf der Stufe ihrer größten Macht.

Wir wenden hier das Wort „kühn“ in ſeiner buchſtäblichſten Bedeutung an, denn trotz der Lobreden, welche die epiſchen Dichter Spaniens und Süd-Amerika's den Araucanern gegeben haben, laſſen ſich denſelben außer ihrer Kühnheit doch nur wenige andere Tugenden nachrühmen. Der Araucaner iſt grauſam, frech, ſelbſtſüchtig und träge, auffallend unreinlich und ſchmutzig und lebt in der ausgeſprochenſten Vielweiberei. Allein er lebt, wohlgemerkt, nicht in einem ganz wilden Zuſtande, denn er kleidet ſich in ſelbſtgewobene Stoffe oder vielmehr in Zeuge, welche ſeine Weiber gewoben haben; er wohnt in einer hübſchen guten Hütte, welche ebenfalls von den Weibern errichtet wird; er hat Felder und Heerden, aber er kümmert ſich nicht um die Beſtellung und Beaufſichtigung derſelben, ſondern zieht nur ſeinen Gewinn daraus und lebt nur ſeiner Muße auf einem fruchtbaren Boden, deſſen Herr und Beſitzer er iſt. Und womit verbringt der Araucaner ſeine Zeit? fragt ihr. Er trinkt Chicha (Aepfelwein) und tyranniſirt ſeine Weiber. — Ihr wollt wiſſen, wo der Araucaner nun wohnt? Auf den Ebenen und in den Thälern des ſüdlichen Chile hat er nun ſeine neue Heimath. — Leider hat er ſich jedoch nicht gebeſſert, als er über die Cordilleren hinüberſtieg; er hat ſeine Kühnheit und Tapferkeit eingebüßt und ebenſo auch die erſten Keime der Civiliſation, welche er auf der andern Seite der Andes ſich erworben hatte. Wir finden ihn in den Pampas und im ſüdlichen Chile wieder im Zuſtande des einfachen Wilden, der nur von Jagd und Raub lebt und ſeine Beute gegen Putzartikel eintauſcht. Mit Einem Worte: Puelchen, Picunchen, Ranqueles und Pehuenchen ſind elende Räuber und Mordbrenner, ohne Muth und ohne Treu' und Glauben. Befaſſen wir uns zunächſt mit dieſen Letzteren, welche die nächſten Anverwandten der Araucaner ſein ſollen, und gehen wir auf einige Details hinſichtlich ihrer äußern Erſcheinung und Lebensweiſe ein. Dieſes

Volk der Araucarien-Wälder, pinnadas, iſt ungefähr von der nämlichen Körpergröße wie die Indianer von Nord-Amerika, d. h. von Höhe und Wuchs der Central-Europäer. Man ſieht bei dieſen Menſchen nur ſelten die Hautfarbe, denn ſie beſchmieren ſich leidenſchaftlich mit Farbe, wie die Mehrzahl der Indianer-Stämme. Von Natur aus iſt dieſelbe ein dunkles Kupferroth; allein ſie verſchwindet unter allen möglichen Nuancen und Färbemitteln, welche ihnen die verſchiedenen Steine und Kieſel im Bett ihrer Gebirgswaſſer und eine Art eiſenſchüſſigen Thons oder Ockers liefern, womit ſie ſich gelb anſtreichen. Sie zerreiben dieſe Steine, vermengen das Pulver mit Talg, und die Salbe iſt fertig, ſo daß ſie ſich derſelben bedienen können. Dieſe Indianer befolgen hierin keine Regel; jeder bemalt ſich nach ſeinem eigenen Geſchmack und Gutdünken oder nach den Launen der Mode. Man ſieht häufig unter ihnen ſchwarzangeſtrichene Geſichter neben rothbeſchmierten, und deren nächſte Nachbarn haben nur einen anderthalb Zoll breiten Streifen in's Geſicht gemalt, der von einem Ohr zum andern geht und gerade wie ein Zaun über die Naſe hinläuft. Insbeſondere wenn es gilt, ſich für den Krieg auszurüſten, iſt die Einbildungskraft des Malers fruchtbar an Greueln. Nicht nur ſchmiert der Krieger ſich ſelbſt die entſetzlichſten Zeichnungen auf's Geſicht und auf den ganzen Körper, ſondern auch ſogar das Pferd wird auf die ſchreckenerregendſte Weiſe angemalt und angeſtrichen. In einem derartigen Fall hat der Pehuenche als einziges Kleidungsſtück dieſe Entſetzen einflößende Bemalung. In gewöhnlichen Zeiten iſt er aber bekleidet, und zwar für einen Wilden auf eine ſehr gute und vollſtändige Weiſe. Er hat ja Weiber, welche ihm mehr Zeuge weben, als er ſelber aufbrauchen kann, ſo daß er damit noch Handel treibt. Dieſes Gewebe iſt eine Art von grobem Tuch oder Flanell, ſehr dicht, ſehr dauerhaft und bei den ſpaniſchen Händlern ſehr beliebt, die es in Geſtalt von Tep-

pichen und Ponchos*) kaufen. Sie tauſchen es um lange ſpitzige Meſſer, um Speerſpitzen, Sporen, Perlen, Armbänder, Ringe, Vorſtecknadeln und andere Schmuckgegenſtände von gutem gediegenem Metall und nicht um Flitterwaare oder Rauſchſilber, weil der Pehuenche in dieſem Punkte ſo erfahren iſt, wie ein Münzwardein. Kein Jude iſt im Stande, ihm plattirte Waare für maſſives Silber zu verkaufen. Das Feſtkleid des Pampas-Indianers beſteht aus einem wollenen Mantel, der gewöhnlich mehrere Farben hat und im Schnitt mit dem Poncho von Buenos-Ayres übereinſtimmt, aus einer großen Schärpe, ebenfalls von farbiger Wolle, welche um die Hüften geſchlagen wird und bis zum Knie hinabfällt. Dazu kommen dann noch ein Gürtel, der zuweilen ſehr reich verziert iſt, und hohe Stiefeln von ebenſo einfacher als bizarrer Arbeit. Um nämlich dieſe Stiefeln zu verfertigen, ſtreift man einfach nur einem todten Pferde die Haut von beiden Beinen und zieht dieſe noch ganz friſch an, ſo daß die Ferſe des Fußes die Stelle einnimmt, wo das Pferd die Kniekehle hatte; die übrige Haut bildet dann eine Art Oberleder, und der Stiefel iſt nicht allein fertig, ſondern auch ſogleich paſſend und in der entſprechenden Form für die ganze Zeit ſeiner Dauer. Anfangs erſcheint er zwar ein wenig weit, aber die Sonne, die freie Luft und die Wärme des Fußes machen bald, daß er einſchrumpft und ſo knapp anliegt, wie ein Handſchuh; iſt er aber

*) Der Poncho iſt das in den ehemaligen ſpaniſchen Kolonieen von Süd-Amerika allgemein verbreitete Kleidungsſtück und beſteht aus einem langen Stück Zeug, das in der Mitte eine Oeffnung hat, um den Kopf hindurch zu ſtecken, und hinten und vorn wie ein Meßgewand herabfällt. In Mexico heißt es Serape oder Sarape. Die Chilenen und Peruaner tragen Ponchos aus ſehr feiner Vicuña-Wolle, in ſchönen Muſtern und prächtigen Farben, die manchmal bis zu 100 Thalern und mehr koſten.

einmal angezogen, ſo wird er nicht eher wieder abgelegt, als bis er wieder durch einen neuen erſetzt werden muß. Die Kopfbedeckung macht den Pehuenchen auch keine Schwierigkeiten; viele von ihnen gehen barhaupt; viele Andere haben eine Art Helme aus Pferdehaut oder große ſpitze Hüte aus den Faſern eines Palmblattes. Letzterer Artikel wird aus dem Auslande eingeführt wie die Ohrringe aus ſehr umfangreichen Reifen von Meſſingdraht, welche man unter dieſen großen Hüten ſieht.

In dieſem Aufzuge, auf einem feurigen kleinen Pferde ſitzend, die lange Lanze in der Hand, iſt der Pampas-Indianer eine wahrhaft maleriſche Erſcheinung und ein ganz ſtattlicher Burſche, wenn er zufälliger Weiſe reinlich iſt. Dies iſt jedoch leider nur ſelten der Fall und beinahe nur wenn er neue Kleider trägt. Bei jeder andern Gelegenheit iſt nicht blos ſein Geſicht und ſein Körper, ſondern Alles, was er an und auf ſich trägt, bis auf den geringſten Fetzen hinaus, ganz mit Fett und Schmutz und Unrath bedeckt. Die Weiber der Pehuenchen tragen nicht dieſelbe Kleidung wie ihre Männer; aber ihr Putz iſt ebenſo bedeutend, — eine Ausnahme bei den Wilden, unter denen gewöhnlich die Männer die geputzteſten des Stammes ſind. Dieſe Weiber tragen zunächſt ein Kleid, das ihnen die Füße bedeckt und bis zum Halſe heraufreicht; auch dieſes Kleid, quetedo genannt, meiſt von rother oder blauer Farbe, wird von derjenigen Frau, die es trägt, geſponnen, gewoben, gefärbt und genäht. Es wird um die Hüften durch einen perlengeſtickten Gürtel feſtgehalten, der durch eine große ſilberne Schnalle geſchloſſen wird. Dieſer Gürtel iſt das höchſte Schmuckſtück der Weiber der Pehuenchen und heißt bei ihnen quepiqué (kepikeh). Außerdem wird eine Art Mantel aus einem viereckigen Stücke deſſelben Zeugs, woraus das Kleid beſteht, aber von einer andern Farbe, welcher iquilla heißt, umgeworfen und vorn auf der Bruſt mit einem tupo oder

einer großen ſilbernen Vorſtecknadel von derſelben Form, wie ſich die Frauen im ſüdlichen Europa ihrer zum Auftreten des Haares bedienen, zuſammengeſteckt. Als Kopfputz tragen dieſe Weiber über ihrem mit Pferdefett (anſtatt der Pommade) reichlich getränkten Haar einen Hut oder eine Mütze in Geſtalt einer umgeſtürzten Schüſſel, welche auf allen Nähten mit Perlen verziert iſt. Ueberdies hängt daran ein Glöckchen, und zwei andere ſind an den Ohrringen angebracht. Das Gebimmel dieſes Putzſtückes hat für die mit einem ſolchen Glockenſpiel geſchmückte Schöne einen ſolchen Reiz, daß ſie ſich keinen Augenblick ruhig verhält und mit ihrem Kopfe ſpielt, wie eine Spanierin mit ihrem Fächer. Zu dieſem glänzenden Aufzuge geſellt ſich bei einer ſolchen indianiſchen Schönen von den Pampas noch eine Auswahl Halsbänder, Ohrgehänge, Armbänder, Armringe für den Oberam und Ringe für die Finger und die Fußknöchel. Es gelingt ihr zwar, damit Effekt zu machen, aber ſie vermag ſich dadurch nicht zu verſchönern. Die Natur hat ihr ein häßliches Geſicht gegeben, und alle Kleinodien der Erde vermöchten ihre Häßlichkeit nicht zu verbergen.

Der Pehuenche hat keinen feſten Wohnſitz; er iſt Nomade und ſucht ſich ſein Obdach unter einem Zelte von der einfachſten Art. Ein ſtarkes, dem Bambus ziemlich ähnliches Rohr, das in dichten Rohrbrüchen am Rande der ſumpfigen Seen wächſt, bildet die Zimmerung deſſelben, und in Ermangelung des Schilfrohrs laſſen ſich auch einige biegſame Gerten dazu verwenden. Hat man das Material, Rohr oder Baumzweige, zuſammengeſchafft, ſo biegt man einen der Stengel krumm und ſteckt ihn mit beiden Enden in den Boden, ſo daß er einen Bogen von ungefähr einem Meter Höhe bildet. Auf dieſen Bogen ſtützen ſich die anderen Zweige, welche ebenfalls leicht eingebogen und mit dem andern Ende in den Boden geſteckt werden und das Gerüſt einer Art Regenmantel bilden. Dieſes Gerüſt

wird hierauf mit Pferdehäuten bedeckt, welche mittelſt Sehnen von Pferden oder Ochſen, die die Nähterinnen gekaut haben, um die Faſern von einander zu trennen, zuſammengenäht ſind. Die gekauten Faſern jener Sehnen werden zu einer Art Zwirn zuſammengedreht, mit welchem man hernach ſehr ſolid nähen kann. Das Zelt des Pehuenchen iſt nun freilich zu niedrig, als daß ein Mann darin aufrecht ſtehen könnte; allein der Beſitzer eines ſolchen verkriecht ſich auch nicht darunter, als beim Schnee, beim Regen oder bei heftigen Winden. Schaffelle, die er auf den Boden gebreitet hat, dienen ihm zugleich zum Sitz und zum Lager, und das ganze Innere iſt ſo ſchmutzig, daß man — etwa den ſtrengen Winter ausgenommen — lieber unter freiem Himmel ſchlafen möchte, als in dieſem abſcheulichen backofenartigen Neſt. Der Pehuenche kehrt ſein Zelt nie mit dem Beſen aus. Wenn es unbewohnbar wird, ſo bricht er es ab und ſchlägt es anderwärts auf; bevor es aber dahin kommt, muß ſich der Unrath ſchon ſo angeſammelt haben, daß er durch ſeine Maſſe und ſeinen Umfang hinderlich iſt. Der Pampas-Indianer liebt die Jagd in ebenſo hohem Grade, als die Mehrzahl der anderen Wilden. Allerdings könnte er ſie entbehren, denn er hat Pferde, Rindvieh und Schafe. Wenn er daher jagt, ſo geſchieht es aus Vergnügen, oder um einige Mannichfaltigkeit in ſeine Koſt zu bringen. Sollte es ihm nämlich einfallen, einmal einen Flügel vom Nandu oder Strauße der Pampas (Rhea), eine Keule vom Hirſch oder Guanaco zu verſpeiſen, ſo braucht er nur ſeine Bolas zu nehmen und zu Pferde zu ſteigen, um zur Jagd gerüſtet zu ſein. Sein Wild iſt freilich nicht zahlreich und meiſt ſehr ſcheu, aber ein Europäer würde auch weder nach Nandu-Braten, noch nach einer Hirſchkeule lecker ſein. Das Fleiſch des Nandu iſt bei alten Vögeln trocken und zähe und hat einen etwas unangenehmen Geruch; man verſpeiſt daher vorzugsweiſe nur junge

Exemplare, welche auch leichter zu erlegen ſind, da die alten äußerſt flinke Renner und gewandte Schwimmer ſind und nicht ſo leicht eingeholt werden können. Die Hirſchart, welche in den Pampas beinahe allein vorkommt, iſt der damhirſchartige Cervus campestris der Naturforſcher, der eine ziemliche Größe und zuweilen ein Gewicht von drei Centnern erreicht. Wäre ſein Fleiſch ſchmackhaft, ſo würde er daher ein vorzügliches Wildpret abgeben und ſeine Erlegung ſich ſehr lohnen; allein dies iſt nicht der Fall — das Fleiſch iſt von unangenehmem Geſchmack und noch widrigerem Geruch, ſo daß ſogar die Hunde es verſchmähen und nicht einmal die Fährte annehmen wollen. Dieſer ſtarke Geruch oder Geſtank wird von einer Flüſſigkeit ausgehaucht, welche zwei in der Nähe der Augen angebrachte Drüſen ausſchwitzen, und die das Thier nach Belieben hervordrücken kann, um ſich ſeiner Feinde zu erwehren, etwa wie das Stinkthier ſich ſeiner Afterdrüſe zum gleichen Zweck bedient. Trägt man daher nicht Sorge, dieſe beiden Drüſen herauszuſchneiden, ſobald das Thier todt iſt, ſo kann man das Fleiſch unmöglich eſſen, weil ſich der Geſtank demſelben augenblicklich mittheilt. Der Pampas-Indianer ſchneidet daher nicht nur jene Drüſen aus, ſondern vergräbt ſein Wild einige Tage in die Erde, um es weicher zu machen und ihm noch einen Theil ſeines unangenehmen Geruchs zu benehmen.

Ein weit beſſeres Wildpret liefert ihm das Guanaco oder Llama (Auchenia), welches in den an die Gebirge ſtoßenden Theilen der Pampas häufig vorkommt und nicht nur ein ſehr ſchmackhaftes weißes Fleiſch, ſondern auch ein ſehr ſchönes, weiches, geſchmeidiges Fell mit einem langen Vließ von gefälliger lohbrauner oder kaſtanienbrauner Wolle liefert. Dieſe Guanaco-Felle ſind ſehr geſucht und werden theils über die Andes hinüber nach dem ſüdlichen Chile, theils nach den obenerwähnten Sierras verkauft,

wo sie, namentlich die Felle von jungen Thieren, zusammengenäht werden, um Bettdecken daraus zu machen, die ebenso leicht als warm und reinlich und so geschmeidig sind wie ein Handschuh. Man kann nichts Hübscheres und Bequemeres sehen als solche Bettdecken aus Guanaco-Fellen, welche bisweilen von Valdivia in Chile aus zu uns nach Deutschland kommen.

Manchmal thut sich der Pehuenche auch mit einer Pferde- oder vielmehr mit einer Stutenkeule gütlich, denn er schlachtet nur Stuten, wenn er Pferdefleisch bekommen will. Der Grund davon ist ein sehr einfacher, denn in der ganzen Region der Pampas reitet man keine Stuten; der Gaucho und der Indianer würden glauben, sie vergäben sich Etwas, wenn sie ein anderes Thier ritten, als einen Hengst; und da der Indianer sich überhaupt nicht mit Pferdezucht abgiebt und daher nicht viele Fohlen gewinnen will, so opfert er lieber seine Stuten. Braucht er ein Reitpferd, so fängt er sich entweder eines aus einer der vielen wilden Heerden, oder er stiehlt sich ein solches. Er rekrutirt seine Heerden überhaupt am liebsten durch Diebstahl, oder vielmehr er stiehlt nicht einmal, sondern treibt am hellen Tage und unter den Augen der Eigenthümer die Heerden seiner Nachbarn hinweg, seien sie nun Ansiedler oder Gauchos. Er begnügt sich dann nicht mit Pferden, Rindern und Schafen allein, sondern raubt auch zugleich Weiber und Kinder. Als Rosas die Indianer züchtigte, welche die Umgebungen von Buenos-Ayres zu plündern pflegten, befreite er nicht weniger als fünfzehnhundert solcher Unglücklichen, welche die Puelchen zu Sklaven gemacht hatten. Sollte man es für möglich halten, daß es Leute giebt, die so erbärmlich sind, sich diese Raubzüge zu nutz zu machen? Menschen, die auf dasjenige spekuliren, was ihren Landsleuten abgenommen worden ist — die noch zu solchen Räubereien aufmuntern, um Nutzen daraus zu ziehen? Aber leider ist es so: es giebt eine Klasse von Hausirern,

welche mit den Pampas-Indianern handeln und ihnen die werthvollen Gegenstände abkaufen, die sie beim Ueberfall der Ansiedelungen geraubt haben, wie in Nord-Amerika ein Haufe Händler sich mit dem Verkauf der „Sachen“ aus Mexico befaßt, d. h. derjenigen Beutestücke, welche von den Einfällen der wilden Indianer der Prairieen in die nördlichen Staaten der Republik Mexico herrühren!

XV.

Die Patagonier.

Im gemeinen Sprachgebrauch iſt der Name Patagonier gleichbedeutend mit Rieſen, und ſchon ſeit der Entdeckung von Patagonien durch den berühmten portugieſiſchen Seefahrer Magelhaens im Jahr 1520 iſt die Thatſache bekannt, daß dieſes Volk ſich durch ungewöhnliche Körpergröße auszeichnet. Die alten Seefahrer ſetzten ganz abenteuerliche Märchen über ſie in Cours; nach den Einen ſollten ſie mindeſtens acht bis neun Fuß hoch ſein; Andere gaben ihnen deren zwölf und ſchilderten ſie für ſo groß, daß ein Mann von gewöhnlichem Wuchſe dieſen Coloſſen zwiſchen den Beinen hindurch gehen konnte, ohne auch nur den Kopf zu bücken.

Im Weſentlichen haben wir von dem Zeitpunkte an, wo Magelhaens im Namen des Königs von Spanien Beſitz von dem Lande dieſes Volkes ergriff (ein Beſitz, der allerdings beinahe nur ein eingebildeter geblieben iſt), ſehr wenig Neues über dieſe Patagonier gehört; allein bezüglich ihrer Größe iſt man zu genauen Nachrichten gelangt, weil man ſie gemeſſen hat. Die Männer von zwölf Fuß Höhe, von denen wir in den alten Reiſebeſchreibungen leſen, gehören in das Gebiet der Fabel, wie alle die Heldenthaten, die man dieſen modernen Titanen beigemeſſen hat; aber ſoviel iſt gewiß, daß die Patagonier uns Europäern an Körpergröße überlegen ſind, und daß

Männer von sieben Fuß und mehreren Zollen bei ihnen gar keine Seltenheit sind. Sie gehören daher unzweifelhaft zu den größten Menschen auf der heutigen Erde und sind muthmaßlich die größten, welche überhaupt jemals existirt haben. Man bemerkt auch bei diesem Volke zwischen der Größe der Männer und derjenigen der Frauen jenen Unterschied, welcher sich allenthalben unter den beiden Geschlechtern kund giebt. Im Allgemeinen sind die Weiber in Patagonien wohlbeleibter als die Männer, jedenfalls aber im Verhältniß zur mittleren Größe unserer Central-Europäerinnen beinahe riesig zu nennen.

Patagonien begreift den ganzen südlichen Theil von Süd-Amerika, von der Grenze der La Plataſtraße bis zur Magelhaensſtraße. Es grenzt also nach Norden an den Rio-Negro, nach Osten und Westen an die beiden großen Oceane, und umfaßt einen Flächenraum, der noch etwas größer ist, als sämmtliche Staaten des deutschen Bundes.

Man betrachtet gewöhnlich Patagonien als die Fortsetzung der Pampas, die sich vom Rio de la Plata bis zum Ostabhange der Cordilleren erstrecken. Dies ist jedoch ein Irrthum, denn Patagonien ist — mit Ausnahme seines Antheils an den Andes, der weit mehr Verwandtschaft mit dem Feuerland, als mit dem eigentlichen Patagonien hat — ein Flachland, eine Reihe von Ebenen, welche sich aber wesentlich von denjenigen der Pampas unterscheiden. Statt der riesenhaften Disteln und Cardunen, statt der dünngesäeten Baumgruppen und des hohen, dichten Grases, welche die Pampas hervorbringen, findet man auf den Ebenen von Patagonien nur Rollsteine von Porphyr und Basalt; kaum bemerkt man da und dort in der Nähe von Wasserläufen und Bächen etliche Büschel von Gras und niedrigen Gewächsen oder einiges verkrüppeltes Strauchwerk, aber nie einen Baum.

Dieſes öde Gebiet iſt von ſalzigen Teichen und großen Seen von Brackwaſſer durchzogen, und das ſüße Waſſer iſt daſelbſt ſelten. An gewiſſen Stellen wird die Ebene unterbrochen und wellenförmig; aber man ſieht nirgends eine Erhebung, die den Namen eines Berges verdiente. Trotzdem bietet das Land nicht überall daſſelbe Niveau dar, ſondern erhebt ſich allmählich von der Oſtküſte aus bis an den Fuß der Andes, wo man ſich, ohne die Ebene verlaſſen zu haben, etwa 3000 Fuß über dem Ausgangspunkte befindet. Allein in jeglicher Erhebung über die Meeresfläche herrſcht beinahe immer dieſelbe Unfruchtbarkeit.

Patagonien iſt alſo eine echte Ebene, um kein Haar anders, als diejenige am Colorado, die Steppen an der Hudſons-Bay, die Atacama in Peru und die Wüſten Gobi in Aſien, Sahara und Kalahari in Afrika. Unter allen unfruchtbaren Gegenden hat Patagonien vielleicht die meiſte Aehnlichkeit mit den Steppen Afrika's, und dieſe Aehnlichkeit erhöht ſich noch einigermaßen durch die Anweſenheit des Straußes. Zwei Arten von dieſem Rieſenvogel der Wüſte kommen nämlich in den Ebenen von Patagonien vor; es ſind nicht die eigentlichen Strauße, wie ſie die Wüſten Afrika's bewohnen, ſondern ſie gehören der Gattung Rhea an und heißen bei den Eingeborenen Nandu; die eine Art iſt unter dem Namen des gewöhnlichen ſüdamerikaniſchen Straußes bekannt, die andere iſt der Nandu Darwin's. Die erſtere Art bewohnt vorzugsweiſe die Pampas und findet ſich höchſtens noch im nördlichen Theile Patagoniens. Die zweite Art dagegen überſchreitet den Rio-Negro nicht und kommt ſüdwärts bis an die Magelhaensſtraße vor. Dieſe ſüdamerikaniſchen Strauße ſtimmen an Geſtalt, Bau und Lebensweiſe weſentlich mit dem afrikaniſchen Strauße überein, ſind jedoch etwas kleiner und haben drei Zehen, die mit ſtumpfen Krallen verſehen ſind, und einen befiederten Kopf. Sie ſind nicht nur ungeheuer behende Läufer, ſondern auch gewandte Schwimmer, denen es

eine Kleinigkeit ist, über Ströme von 300—400 Schritte Breite zu setzen. — Auch noch andere große Vögel besuchen diese öden Ebenen. Der Condor fliegt über sie hin und hockt auf den Küstenklippen des atlantischen Oceans auf, ja bisweilen sogar auf den nackten Felsen, welche die Flüsse und Wasserläufe beherrschen, und auf denen er seinen Horst baut. Außer ihm finden sich noch verschiedene andere große Raubvögel, namentlich Wüsten-Geier, wie der Carrancha und Chiniango, verschiedene Aasgeier, Adler und Falken. Unter den Landraubthieren sind namentlich der Puma und der Fuchs Azara's zu nennen. Allein alle diese Thiere, mit Ausnahme des Nandu, sind wesentlich fleischfressende; was für eine Beute dient also ihnen zum Unterhalt? Nähren sich diese Raubthiere ausschließlich nur vom Nandu? Gewiß nicht, denn dieser ist groß und stark genug, um sich der Raubvögel zu erwehren oder ihnen zu entgehen.

Die Adler mögen ihre Nahrung in Feldhühnern und Regenpfeifern finden, aber die Geier jagen ja nicht, sondern leben nur von Aas; wenn sie aber auch zuweilen ein todtes Feldhuhn oder einen verendenden Strandläufer auffinden, so ist dies nur ein reiner Zufall, auf welchen sie gar nicht zählen können. Von kleinen Vierfüßlern haben sie eine größere Auswahl; zunächst einmal den Teratero, eine Maulwurfsart, und sodann sehr viele und vielerlei Mäuse. Letztere kommen in wimmelnder Menge an Orten vor, die so unfruchtbar sind, daß man gar nicht errathen kann, wovon sie leben; allein wenn diese kleinen Nagethiere auch noch so häufig sind, so geben sie immer nur ein kleines Maulvoll, und die Geier lieben bekanntlich nur große Bissen. Auch müssen sie, um von diesen kleinen lebenden Thieren sich zu ernähren, mehr Gewandtheit und Muth haben, als sie wirklich besitzen. Was diese Geier daher suchen, das ist ein wirkliches förmliches Aas, oder wenigstens

ein verendendes Thier, das nicht mehr im Stande iſt, ſich zur Wehre zu ſetzen.

Es giebt aber in Patagonien ein Thier von bedeutendem Umfang, welches jenen Thiergeſchlechtern angehört, von denen ſich Menſchen wie Thiere nähren; ohne das Vorhandenſein dieſes Thieres würden wir auf dieſen Ebenen weder Geier noch Pumas ſehen, noch würde ohne daſſelbe der Patagonier leben können, ein ſtämmiger Menſch, der von der Sohle bis zum Scheitel ſeine ſieben Fuß mißt und daher jedenfalls einen guten Appetit hat! Der Patagonier, der immer barhaupt geht und ſeine ſchwarzen Haare auf die Schultern herabfallen läßt, wenn er ſie nicht auf dem Scheitel in einen Knoten zuſammenbindet oder mittelſt eines kleinen Lederſtreifens oder einer aus Roßhaar geflochtenen Schnur oder Binde um die Stirne knüpft, damit ihm die Haare nicht auf die Augen herabfallen, — ein ſolcher Menſch hat einen geſunden Appetit und verſchmäht ebenfalls kleine Biſſen, um ſo mehr, da er beinahe nackt geht und durch einen Ueberſchuß von Nahrung jene Körperwärme erzeugen muß, welche ihm eine ſolidere Kleidung geben würde. Er geht, wie ſchon geſagt, für gewöhnlich barhaupt; er könnte der Schnur oder dem Riemen, die er um die Stirne bindet, einen Schmuck von Nandufedern hinzuſetzen; allein er findet ſich groß genug ohne Federbuſch und bedient ſich daher nur ſelten eines ſolchen Schmuckes.

Ein Mantel bedeckt ihm die Schultern und reicht bis zur Ferſe hinab; würde er frieren, ſo könnte er ihn über der Bruſt zuſammenziehen; allein er iſt von Haus aus nicht froſtig und läßt ihn gerne im Winde flattern; er ſchlägt ihn ſogar zurück, um ſeine Arme freier zu haben, oder bindet ihn mit einem Riemen um die Hüfte, löſt den oberen Theil deſſelben auf und kümmert ſich wenig darum, daß er bis zum Gürtel nackt erſcheint. Zu dieſem Mantel fügt er noch

eine Art Schürze in Form einer Taſche und Kamaſchen mit Ferſen oder Stiefeln ohne Sohlen hinzu, je nachdem man dieſes Kleidungsſtück nennen will. Zuweilen ſind dieſe Kamaſchen aus der Haut eines Pferdebeins gemacht, wie dies auch bei andern wilden Völkern üblich iſt; allein für gewöhnlich ſind dieſe Kamaſchen von Leder, wie der Mantel. Das Bein iſt bis zum Knie in dieſe Kamaſchen eingeſchloſſen, welche bis über die Fußbiege herabreichen und die Ferſe umſchließen, die Zehen aber unbedeckt laſſen. Der einzige Unterſchied zwiſchen unſern Kamaſchen und dieſen beſteht darin, daß die letzteren haarig ſind und auf der bloßen Haut und ohne Strümpfe oder Schuhe getragen werden.

Wenn ich von dieſen Kamaſchen ausführlicher rede, als ſie es vermöge ihrer Einfachheit zu verdienen ſcheinen, ſo wird der Grund hierfür ſogleich klar werden. Als nämlich Magelhaens' Matroſen zum erſten Male dieſe Männer ſahen, die ihnen rieſenhaft erſchienen, bemerkten ſie zugleich auch an denſelben jenes eigenthümliche Schuhwerk; das Ende der Kamaſche, von ihren langen Haaren bedeckt, hing in breiten Streifen zu beiden Seiten des Fußes herab und gab demſelben eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Fuße der Hausente, deren mit Schwimmhäuten verſehene Zehen im Spaniſchen Patas heißen; daher gaben die Gefährten Magelhaen's dieſen Indianern um ihrer breiten Füße willen den Namen Patagons oder Entenfüßler, und ſo erhielt das von ihnen bewohnte Land den Namen Patagonien.

Wenn ein ſolcher Patagonier, in ſeinen weiten Mantel gekleidet, deſſen dichter Pelz ihn noch größer erſcheinen ließ, auf einer der hohen Klippen dieſer Küſte ſtand, um jene Schiffe der Fremdlinge beſſer zu ſehen, die ihm ebenfalls rieſenhaft erſchienen, ſo mußte er, aus der Ferne geſehen und vom grauen Himmel ſich abzeichnend, in der That rieſenhafte Verhältniſſe annehmen. So ſahen ihn im

Jahr 1520 die Spanier zum erſten Mal, wie er die Ebene beherrſchte und ſeinen großen einſamen Schattenriß vom Horizonte abzeichnete. Damals hatte der Patagonier noch kein Pferd, denn die Spanier hatten den Fuß noch nicht nach Süd-Amerika geſetzt; allein 30 Jahre ſpäter ſahen ſie ihn wieder an derſelben Stelle auf einem feurigen Pferde, das er mit eben ſo viel Geſchicklichkeit handhabte, als der geſchickteſte Reiter Spaniens.

Unter den erſten Indianern, die ſich des Pferdes zum Reiten bedienten, waren nothwendigerweiſe die Stämme der Pampas; denn die erſten Pferde, welche die Einöden Süd-Amerika's mit ihrer Race bevölkerten, wurden von Mendoza in der Provinz ausgeſchifft, wo er Buenos-Ayres gründete.

Von den Ufern des La Plata aus verbreitete das Pferd ſich raſch bis an das Ende der ſüdamerikaniſchen Halbinſel, und von dieſem Zeitpunkte an iſt der Patagonier beinahe nicht wieder zu Fuße gegangen.

Der Beſitz des Pferdes führte eine vollſtändige Veränderung in ſeiner Lebensweiſe herbei, änderte aber mit Ausnahme des Dorns oder der kleinen hölzernen Spitze, welche er an ſeinem Stiefel anſtatt eines Sporns anbrachte, Nichts an ſeiner Kleidung und Toilette. Er malt ſich noch heut zu Tage, wie vor der Ankunft der Spanier, einen rothen oder ſchwarzen Kreis um das eine Auge und einen weißen um das andere. Wie damals beſchmiert er ſich den Körper mit zwei Farben, die eine Hälfte ſchwarz, die andere weiß, und verziert dieſe mit einem ſchönen Bilde des Mondes in ſchwarzer Farbe und die andere mit einer Sonne, die er mit weißer Farbe zeichnet. Uebrigens macht ſich ſowohl in den Verzierungen wie in der Wahl der Farben dieſes Anſtrichs eine große Mannichfaltigkeit geltend, obſchon die Scheidung in zwei Hälften von contraſtirenden Farben allgemein üblich und ſtets die Regel iſt.

Allein trotz dieſes Aufzugs, der eine wahre Livree von Wildheit iſt, darf man den Patagonier doch nicht mit anderen tiefſtehenden Wilden verwechſeln, welche nach Gewerbfleiß, Künſten und Lebens-Behaglichkeiten auf der tiefſten Stufe ſtehen. Abgeſehen von ſeiner Vorliebe zu jenem ſeltſamen Putz, der im Grunde vielleicht nicht thörichter iſt, als eine Menge Bräuche des civiliſirten Lebens, findet ſich in ſeiner Natur und ſeinen Sitten Nichts, wodurch er den Beinamen eines Wilden verdiente. Ich gebe zu, daß er das halbgar gekochte Fleiſch vielleicht etwas zu ſehr liebt, aber daſſelbe thun ja auch die Engländer; in ſeinem ganzen Verkehr mit der weißen Race jedoch iſt er ſtets ſeinen edeln Beſuchern auf gleichem Fuße begegnet, hat ſich leutſelig, großmüthig, voll Tapferkeit gezeigt und nicht nur die Unbilden Magelhaens', der ſich ihm gegenüber mehr wie ein Wilder als wie ein Vertreter der Civiliſation bewieſen hat, vergeſſen, ſondern ſich auch in keiner Weiſe dafür rachſüchtig gezeigt. Nie hat ein Schiffbrüchiger, den der Zufall an dieſe Küſte geworfen, ſich über die Behandlung zu beklagen gehabt, die er bei den Patagoniern gefunden; nie hat ſich der Bewohner dieſes unfruchtbaren Landes grauſam oder treulos gezeigt, niemals ſich des Kannibalismus verdächtig gemacht.

Um aber wieder auf das Thier zurückzukommen, welches dem Patagonier hauptſächlich ſeinen Unterhalt liefert, wie den Pumas und den Geiern, ſo ſei hier ein für allemal vorausgeſchickt, daß es weder ein Hausthier noch ein Fiſch iſt, denn der Patagone treibt weder Viehzucht noch Ackerbau, noch gar Fiſchfang; er hat keine Art von Boot oder ſonſtigem Fahrzeug, er bewohnt ein Land, deſſen Thäler kaum mit Gras bewachſen ſind; er hat keine anderen Hausthiere, als das Pferd und den Hund, und dieſe treuen Gefährten verſpeiſt er nicht, ſondern bedient ſich des einen zum Durcheilen jener ungeheuren Ebenen und zugleich beider als Gehülfen bei der Jagd.

Ihr begreift, daß der Patagonier, seit er beritten ist, sich den Nandu verschaffen kann, der die Geschwindigkeit des Straußes hat; er verzehrt das Fleisch dieses Vogels auch, so oft er denselben erlegen kann, was ziemlich häufig geschieht; allein der Patagonier würde auf sehr schmale Kost gesetzt sein, wenn er nichts Anderes hätte. Er findet allerdings auch Nandu-Eier, die von ziemlichem Umfang und nicht selten sind, allein diese können ihm nur eine Zuspeise liefern. Der Hungrigen sind zu viele, und der Appetit derselben zu groß, und wenn man die ganze Bevölkerung mit Nandu-Eiern sättigen wollte, so würde die Race dieses Vogels bald aussterben.

Glücklicherweise giebt es in Patagonien einen jener unschätzbaren pflanzenfressenden Vierfüßler, welche dem Menschen sowohl ihr Fleisch als ihre Haut liefern. Blickt einmal dort hin an den Fuß jener Hügel oder in die kleine Schlucht am Abhang jenes Berges: ihr seht daselbst eine Anzahl hübscher Thiere, mehrere hundert Köpfe stark, deren Haut mit hübschem Wollhaar von blaßröthlich brauner Farbe bedeckt ist; wenn sie Geweihe auf den Köpfen trügen, so würdet ihr sie für Hirsche halten, deren Größe sie gerade haben. Allein ihre Stirn ist nackt, und der lange Hals, das wollige Haar, die ganze Gestalt zeigen euch zur Genüge, daß die Thiere nicht der Familie der Hirsche angehören. Es sind vielmehr Guanacos oder wilde Llamas, das vorzugsweise Wild der Patagonier, ihre einzige Hilfsquelle, das wohlthätige Thier, dem sie Nahrung, Kleidung und Obdach verdanken. Diese Thiergattung, von den Naturforschern Auchenia genannt, kommt in Süd-Amerika in vier besonderen Arten vor; die drei andern, außer dem Guanaco, sind das Vicuña, das eigentliche Llama und das Alpaca. Die beiden letztern sind schon seit Jahrhunderten gezähmt und Hausthiere. Das Vicuña aber, das schönste und größte von allen, existirt nur im wilden Zustande, wie das Guanaco. Alle vier bewohnen die Hochebenen der Andes

von Columbia bis nach Chile; das Guanaco erſtreckt ſeinen Verbreitungsbezirk ſogar bis an die Küſten des atlantiſchen Oceans, überſchreitet den La Plataſtrom und durcheilt die Ebenen von Patagonien bis zur Magelhaensſtraße, über welche es ſogar geſetzt hat. Man trifft es im Allgemeinen in Rudeln von 20 — 50 Stücken; allein bisweilen kommen auch ganze Heerden von 400 — 500 ſolcher Thiere vor.

Jetzt wißt ihr, was die Geier in jene öden Ebenen lockt, wo ſie von den Ueberreſten leben, welche gleichſam vom Tiſche des Puma abfallen.

Da das Guanaco außerordentlich ſcheu iſt, ſo wäre ſeine Erlegung ſehr ſchwierig, wenn der Jäger nicht alle ſeine Gewohnheiten und ſeine Lebensweiſe genau kennen würde. Der Patagonier aber iſt von Jugend auf hiermit genau vertraut; er weiß, daß er in freiem Felde kein Guanaco finden wird, weil dieſes daſelbſt allzu weithin ſichtbar iſt. Er muß daher das Rudel nur an ſolchen Stellen aufſuchen, wo die Ebene wellenförmig oder ſonſt unterbrochen iſt, und wo er es wahrſcheinlich in eine lange Kette aufgelöſt am Fuße eines Hügels finden wird, wo es das Gras friedlich abweidet, während ein altes Männchen, als Schildwache auf dem Gipfel des Hügels aufgeſtellt, über die Sicherheit des Rudels wacht. Der Patagonier weiß ſehr gut, daß die Schildwache beim mindeſten Anſchein von Gefahr einen Warnruf ausſtoßen wird, der zwiſchen einem Wiehern und einem Pfeifen die Mitte hält; daß bei dieſem wohlbekannten Signale das ganze Rudel die Flucht ergreifen, den Abhang eines andern Hügels erklimmen und dort Halt machen wird, um zu ſehen, ob man ihm nachſetzt; er weiß aber auch, daß, wenn man die Heerde einmal in Verwirrung geſetzt hat, die ſämmtlichen Thiere den Kopf verlieren, wie Schafe, und ſich gerade der Gefahr entgegenſtürzen werden, welche ſie vermeiden wollen.

Da die Patagonier nun mit all' dieſen Einzelnheiten genau bekannt ſind, ſo ſchaaren ſie ſich bisweilen in Menge zuſammen, um auch ihrerſeits ein ſtattliches Reitergeſchwader zu bilden, greifen zu ihren Chuzos oder 20 Fuß langen Lanzen, beſteigen ihre trefflichen Pferde und begeben ſich an den Ort, wo die Senkungen des Bodens mit Gras bewachſen und zugleich von irgend einer Anhöhe beherrſcht ſind. Ihre Abſicht geht dahin, die Guanacos einzukreiſen; allein die Hauptſache iſt, ſie zu überrumpeln, und dies iſt manchmal ſchwierig wegen des alten Männchens, welches die Stelle einer Schildwache verſieht.

Hat man die wilde Heerde, wie man es vermuthete, am Fuße einer Anhöhe gefunden, ſo flüchtet ſie, wie ſich dies erwarten ließ; allein die Jäger entfalten ſich jetzt zu einer langen Kette, hetzen ihre Hunde an und treiben das flüchtige Wild nach einem Hügel hin, den ſie ſich im Voraus bezeichnet haben. Die Guanacos wenden ſich um ſo lieber nach dem Orte, wohin man ſie treibt, weil es eine der Weiden iſt, die ſie ſelbſt hätten aufſuchen können; ſie erklettern alſo den Abhang, ſchaaren ſich um den Gipfel und wenden ſich um, dem Feinde die Spitze zu bieten.

Die Meute und die Reiter bewachen den Hügel und erklettern nun ebenfalls deſſen Abhänge; die Hunde bellen, die Lanzenſtöße fallen immer dichter und häufiger, und die Guanacos brechen verendend zwiſchen den Felſen zuſammen.

Wenn zufälligerweiſe eines von den gehetzten Thieren durch die Kette der Jäger bricht, ſo halten ſie vor der Meute ſtill, denn die Guanacos haben auch dies noch mit den Schafen gemein, daß der kleinſte Hund hinreicht, ſie zum Stehen zu bringen, und obwohl ſie ſich bisweilen gegen ihre Verfolger vertheidigen, ſo geſchieht dies doch niemals gegen die Hunde. Ihr Vertheidigungsmittel beſteht in heftigen Stößen mit dem Kniegelenk der Hinterläufe, mit welchen

ſie ausſchlagen. Die Männchen unter ſich liefern oft erbitterte Kämpfe, bei denen ſchwere Büffe fallen.

Merkwürdigerweiſe iſt es weit leichter, ſich einem Guanaco zu nähern, wenn es allein iſt oder nur ihrer zwei oder drei bei einander ſind, als wenn es ſich um ein größeres Rudel oder um eine ſtarke Heerde handelt. Die Neugier trägt in einem ſolchen Falle den Sieg über die Furcht davon; es genügt, daß der Jäger einige ſeltſame Sprünge macht, ein Stück Zeug oder irgend einen auffallenden Gegenſtand ſchwingt, um ihm zu erlauben, daß er dem Thiere auf 12—15 Schritte nahe kommt, ohne daß es die Flucht ergreift. Auf dieſe Weiſe beſchlichen die Patagonier, ehe ſie das Pferd beſaßen, das Guanaco in ſolcher Nähe, daß ſie es ſelbſt mit ihrer damaligen anſcheinend unſchuldigen Waffe, welche ſie jedoch noch heute führen, erlegen konnten. Und was war dies für eine Waffe? Waren es Bogen und Pfeile, war es eine Lanze, ein Wurfſpeer, ein Blaſerohr? Keines von dieſen allen. Dieſe Waffe, deren ſie ſich noch gegenwärtig bedienen, und welche die Gauchos von ihnen entlehnt haben, iſt den Indianern dieſer Region ganz eigenthümlich und trägt den Namen Bolas. Es iſt eine Waffe der einfachſten Art: zwei Steine, welche die Weiber durch Reiben an einander abrunden, werden mit Guanacoleder überzogen und gleichen den Bällen, deren man ſich zum Ballſchlagen bedient; jede dieſer beiden Kugeln, deren Größe je nach dem Gebrauch, wozu ſie beſtimmt ſind, ſehr verſchieden iſt, wird am Ende eines Riemens befeſtigt; wenn man beide Riemen, welche mit einander eine Länge von 8—9 Fuß haben, mit den ledigen Enden an einander knüpft, ſo iſt die Waffe fertig und harrt nur noch ihres Gebrauchs. Um ſie mit Erfolg zu führen, iſt eine lange Praxis unerläßlich. Allein der Patagonier hat ſeine Bolas von jeher geführt; ſchon in ſeinen Kinderjahren ſind ſie ſein Spielzeug geweſen, und ſpäter hat er ſeinen Stolz darein geſetzt,

ſie geſchickt zu handhaben; es kann alſo gar nicht überraſchen, daß er ſich ihrer mit einer erſtaunlichen Gewandtheit bedient. Er weiß ſie auf eine Entfernung von 80 Schritten mit ſolcher Genauigkeit zu ſchleudern, daß ſie ſich unfehlbar um den Gegenſtand, auf welchen er zielt, herumſchlingen, und zwar manchmal mit ſolcher Gewalt, daß ſie einen tiefen Eindruck darin zurücklaſſen.

Die Art und Weiſe, wie die Bolas geworfen werden, iſt zur Genüge bekannt: der Jäger ergreift mit der rechten Hand die beiden Riemen an ihrem Vereinigungspunkte, alſo etwa in der Mitte, giebt den beiden Kugeln eine kreisrunde Bewegung, indem er ſie raſch um ſeinen Kopf dreht, und wirft dann, wenn ſie eine hinreichende Projektionskraft erworben haben, den Riemen nach dem Thiere, welches er verfolgt. Mit einem ſolchen Wurf, der auf den erſten Anblick ſo einfach erſcheint, aber ein außerordentlich genaues Augenmaß, eine ſcharfe Berechnung und eine große Handfertigkeit erheiſcht, wirft der Patagonier den Strauß, das Guanaco und den Hirſch nieder, denen er nach den Beinen zielt, und die er nie verfehlt.

Man hat in einzelnen Gegenden die Bolas noch mit einem dritten Riemen verſehen, allein der Patagonier ſieht darin keinen Fortſchritt. Zuweilen ſind die Kugeln von hartem, ſchwerem Holze, zuweilen auch von Eiſen; letztere tragen weiter und werden deshalb vorgezogen, wenn man ſie ſich verſchaffen kann.

Der Patagonier fängt auch junge Guanacos und hütet ſich wohl, ſie zu tödten; er zieht ſie im Gegentheil ſorgfältig auf, und man ſieht ſolche Thiere beſtändig in der Nähe ſeiner Zelte entweder an Schlingen und Pflöcke angebunden oder von einem Knaben am Riemen auf die Weide geführt; allein der Zweck derſelben iſt nicht, den Kindern des Stammes zum Spielzeug zu dienen, ſondern ſie ſollen ihre eigenen Angehörigen in den Bereich der unfehlbaren

Bolas locken. Man bindet nämlich das unſchuldige Geſchöpf an einen Buſch; im Geſtrüpp verſteckt, ahmt der Jäger den Ruf der Mutter des jungen Guanaco nach; dieſes erwiedert den wohlbekannten Ruf mit den kläglichen Lauten des Gefangenen, und es bedarf Nichts weiter, damit die andern Guanacos alsbald herbeieilen und ſich von ſelbſt den gefürchteten Bolas darbieten.

Ohne dieſes tückiſche Mittel würde der Patagonier trotz der Geſchwindigkeit ſeines Pferdes und dem Eifer ſeiner Meute zuweilen langen Faſtenzeiten ausgeſetzt ſein; denn da das Guanaco ganz harmlos und ſcheu und für den Kampf gar nicht gerüſtet iſt, ſucht es ſogleich ſein Heil in der Flucht und verſchwindet mit Blitzesſchnelle. Manchmal geſchieht es auch, daß der Jäger nur durch den Warnruf eines alten Männchens von der Nähe einer zahlreichen Heerde in Kenntniß geſetzt wird; das ſcharfe Auge des Männchens hat den Jäger im Augenblick entdeckt, wo er in der Ebene erſchien; wenn er dann der flüchtigen Heerde mit dem Blicke folgt, ſo wähnt der Reiter, er ſehe gewaltige Vögel mit ausgebreiteten Schwingen davonfliegen, und hält die in der Ferne verſchwindende gelbröthliche Schaar für eine Viſion. Zuweilen dringt der Warnruf der Schildwache nicht einmal zu ihm, und nur an der aufwirbelnden Staubwolke, die ſich am Horizonte erhebt, entdeckt der Jäger die Flucht des Wildes, dem er nachſtellt.

Während es bei uns im Felde genügt, zu Pferde an einem Schwarm Krähen vorüberzukommen, um dieſe zu beruhigen, die beim Anblick eines Fußgängers ſich eilends flüchten würden, ſelbſt wenn eine Hecke zwiſchen beiden läge, gelingt es dem Indianer der Pampas und dem Patagonier niemals, ſein Wild zu beſchleichen, ſo lange er nicht vom Pferde ſteigt. Nicht bloß das Guanaco und der Nandu erſchrecken vor dem Reiter, ſondern auch der Hirſch der Ebenen, der dieſe Regionen bewohnt. Der Grund davon iſt ein

sehr einfacher: Alle diese Thiere sind gewöhnt, daß der Mensch, ihr größter Feind, sie zu Pferde verfolge, und sie erkennen ihn daher nicht, wenn er abgestiegen ist. Ein Fußgänger ist für sie eine ungemein seltene Sache, und sein Anblick flößt daher diesen Thieren nur den Wunsch ein, ihn genauer zu betrachten, und wenn sie daher auch nicht dem unbekannten Gegenstand entgegenzugehen wagen, so lassen sie ihn doch wenigstens ohne Furcht an sich herankommen.

Der Nandu, welchen der Patagonier ebenfalls jagt, pflegt wie der Strauß sich in gerader Linie zu flüchten und gegen den Wind zu laufen, so oft er verfolgt wird. Der Jäger, welcher dieses weiß, legt einige seiner Gefährten in den Hinterhalt, steigt zu Pferde in Begleitung von einigen anderen Reitern und stört den Nandu auf, der dadurch in den Hinterhalt getrieben wird, wo die anderen ihn mit ihren Bolas so sicher niederstrecken, als ob er von einer Kugel getroffen worden wäre. Eine andere Art der Straußenjagd kennt der Patagonier nicht, und die Behauptung verschiedener Reisenden, daß er sich nach Art des Buschmanns in eine Straußenhaut stecke, um diesen Vogel zu beschleichen, ist entschieden falsch und in keiner Weise praktikabel; denn nicht nur führt der Patagonier keine Bogen und Pfeile, wie der Buschmann, sondern der Nandu Darwin's, welcher vorzugsweise in jenen Gegenden vorkommt, ist gerade um so viel kleiner als der afrikanische Strauß, wie der Patagonier größer ist als der Buschmann.

Der Hirsch der Pampas liefert dem Patagonier ebenfalls eine willkommene Jagdbeute; dieses Thier bewohnt die fruchtbarsten Stellen der Ebene, und sein Fleisch wird von den Eingeborenen sehr geschätzt, wenn es mehrere Tage in der Erde vergraben war, um den ihm eigenthümlichen ekelhaften Gestank zu verlieren. Die Hirschjagd betreibt der Patagonier mit dem meisten Erfolge, indem er das Thier in aller Stille beschleicht. Bisweilen genügt es sogar,

nur langsam zu gehen, ohne gedeckt zu sein, um in geeignete Schußweite zum Pampashirsch herankommen zu können. Von allen Thieren dieser Region fürchtet der Hirsch am meisten den Reiter; er erkennt alsbald den Lasso und die Bolas, deren Wirkung auf seine Brüder er beobachtet hat, und weicht denselben mit größerer Scheu aus, als die Elstern und Krähen dem Schießgewehr. Nähert sich ihm aber ein Mensch zu Fuße und läßt weder Lasso noch Bolas sehen, so fühlt der arme Hirsch keine Furcht vor ihm.

Außerdem liefert noch das Aguti (Cavia patagonica) dem Patagonier zuweilen einen Braten. Seine Lebensweise stimmt so ziemlich mit derjenigen aller südamerikanischen Nagethiere überein, mit dem Unterschiede jedoch, daß es nicht die Nähe des Wassers liebt, wie das große Cabiai oder Wasserschwein (Hydrochoeros capybara), sondern sich lieber an trockenen Orten aufhält. Es vertritt gleichsam die Stelle des Hasen in den gewaltigen Ebenen von Süd-Amerika; denn abgesehen von lokalen Abänderungen hat es dieselbe Lebensweise und denselben Charakter, und die Aehnlichkeit beider ist so groß, daß die spanischen Jäger dem amerikanischen Nagethiere sogar auch den Namen des europäischen gegeben haben. Das patagonische Aguti ist jedoch größer als der Hase, wiegt 20 bis 25 Pfund, hat aber außerdem viel Verwandtes mit dem Hasen. An schönen Abenden sieht man die Aguti's, 3—4 an der Zahl, entweder träge bei einander liegen oder unbesorgt mit einander tändeln, dann aber plötzlich die Flucht ergreifen und hinter einander auf derselben Linie davonlaufen, ganz wie unsere Hasen oder Kaninchen in einem jungen Getreideacker oder in einem Brachfelde.

Während der Patagonier das Guanaco hetzt oder den Hirsch und das Aguti jagt, suchen sein Weib und seine Kinder die Eier des Nandu auf; aber dieser hat leider nicht die Fruchtbarkeit des afrikanischen Vogels. Das Nest der Darwin'schen Art enthält nur

16—20 Eier, die andere Art legt etwas reichlicher, höchſtens bis zu 30, aber im Neſt des echten afrikaniſchen Straußes findet man häufig 60—70 Eier. Dieſe Brut mag allerdings von mehreren Hennen herrühren, allein dies iſt auch beim Nandu der Fall, der in dieſer Hinſicht alle Gewohnheiten ſeines afrikaniſchen Verwandten theilt; das Männchen des ſüdamerikaniſchen Straußes nimmt ebenfalls am Ausbrüten der Eier Theil, wie dasjenige des afrikaniſchen; ſo daß wir nicht begreifen, warum man aus zwei ſo nahe verwandten Vögeln derſelben Familie zwei verſchiedene Arten gemacht hat.

Ein anderer Zeitvertreib der jungen Patagonier iſt die Jagd auf das Feldhuhn dieſer Ebenen, deſſen wir ſchon am Eingang erwähnt haben. Dieſes kommt in zwei Arten vor, und die größere, Nothuria major, wird gewöhnlich zu Pferde gejagt. Die ganze Kunſt beſteht darin, ſich dem Feldhuhn ſo zu nähern, daß man eine Spirale um daſſelbe beſchreibt, die ſich fortwährend verengert. Der Vogel, den dieſes Manöver beunruhigt, folgt ihm mit dem Auge, dreht beſtändig den Kopf, bekommt dadurch den Schwindel und verliert dadurch die Ahnung der Gefahr. Der kleine Jäger nähert ſich dem Vogel immer mehr, in der Hand einen langen Stock, einer unſerer Angelruthen ähnlich, an deſſen Ende eine Schlinge mit einem laufenden Knoten aus einem Riemchen von der Oberhaut des Straußenkiels ſich befindet, das zugleich elaſtiſch und widerſtandsfähig iſt und ſich für den fraglichen Zweck ganz vorzüglich eignet. — Iſt der kleine Reiter in der gewünſchten Entfernung angelangt, ſo neigt er ſich von ſeinem Pferde herab, bringt die Gerte ganz langſam in die Nähe des unbeweglich daſitzenden Feldhuhns, wirft ihm geſchickt die Schlinge um den Hals und erfaßt den Vogel durch einen ſchnellen Ruck, der ihn erdroſſelt. Daſſelbe Verfahren beobachtet er ſodann bei dem nächſten Feldhuhn und fängt immer wieder von vorne an, bis er deren zehn oder zwölf erlegt hat. Er würde

noch mehr fangen, wenn er der Sonne Halt gebieten könnte, allein ſeine Liſt gelingt ihm nur um die Mittagszeit. Wenn ſein Schatten und derjenige ſeines Pferdes ſich auf der Ebene verlängern und über das Feldhuhn hinſtreichen, ehe dieſes im Bereich der Schlinge iſt, ſo wird der Zauber gebrochen, und der Vogel fliegt auf.

Der Patagonier hat keinen feſten Wohnſitz; die Unfruchtbarkeit ſeiner Heimath verurtheilt ihn zu einem Nomadenleben, und da er immer dem Wilde folgen muß, von dem er ſich nährt, ſo irrt er beſtändig in der Ebene umher. Zur Wohnung dient ihm ein Zelt, allerdings von der einfachſten Art; einige lange Gerten werden mit beiden Enden in den Boden geſteckt, ſo daß ſie eine Kuppel bilden, und mit zuſammengenähten Guanacofellen bedeckt. Aus der Haut dieſes Thieres verfertigt er ſich auch den weiten Mantel, welchen er um die Schultern ſchlägt oder ſich um die Hüfte bindet, ſowie die berüchtigten Kamaſchen, deren wir oben gedacht haben, obgleich er zu denſelben bisweilen auch die Haut von Pferdefüßen nimmt.

Die Jagd iſt, wie wir geſehen haben, die einzige Hilfsquelle des Patagoniers; ſie allein liefert ihm Nahrung, Kleidung und Obdach; ihr widmet er den größten Theil ſeiner Zeit, und ſie beſchäftigt ihn ſogar noch mittelbar in ſeinen Mußeſtunden; denn wenn er nicht dem Hirſch oder dem Aguti nachſetzt, wenn er von der Verfolgung des Guanaco oder des Nandu ausruht, ſo verpflegt er ſein Pferd, verfertigt ſich ſeine Waffen oder beſſert dieſelben aus. Niemals ſieht man ihn ohne ſeine Bolas; wenn er ſie nicht fertig zum Gebrauch in der Hand hält, ſtets bereit, ſie zu ſchwingen, ſo trägt er ſie entweder über der Schulter oder hat ſie in Geſtalt eines Gürtels um die Hüfte geſchlungen, ſo daß die beiden Kugeln wie Eicheln daran herabhängen.

XVI.

Die Bewohner des Feuerlandes.

Das Festland von Süd-Amerika verschmälert sich vom 7. Breitengrade unterhalb des Aequators an auf solche Weise, daß es einen förmlichen Kegel bildet, der an seinem südlichen Ende von der Magelhaensstraße durchschnitten wird. Diese öffnet sich in Gestalt eines gewundenen Canals zwischen hohen felsigen Inseln, deren Küsten von den Wogen vielfach unterwühlt und zerrissen sind. Der Canal ist zwar tief, aber so schmal, daß man in demselben beständig die Ufer sieht, und an manchen Stellen aus einem Mörser von mittlerer Größe eine Bombe von einem Ufer auf das andere geworfen werden kann. Diese beiden Ufer werden im Norden von Patagonien, im Süden vom Feuerland gebildet. Die Meerenge, die man die Magelhaensstraße nennt, ist nicht allein wegen der Krümmung der Küste so gewunden, sondern sie verläuft auch nicht direkt vom atlantischen nach dem stillen Ocean. Ein Schiff, das von Europa herkommt und diese Meerenge befährt, hält seinen Kurs nicht nach West, sondern anfangs und bis auf halben Weg zwischen beiden Oceanen nach Südsüdost; hier angekommen, biegt es beinahe unter einem rechten Winkel um und fährt nach Nordwest bis an die Stelle, wo es in die Südsee ausläuft.

Die Magelhaensstraße beschreibt auf diese Weise im Ganzen

zwei Diagonalen, die sich an ihrer Spitze vereinigen, wie die beiden Arme eines großen lateinischen V; die Landspitze, welche zwischen beiden Linien vortritt, ist bei den Seefahrern unter dem Namen des Cap Forward bekannt und bildet die vorgeschobenste Spitze des amerikanischen Festlandes, — nicht den Endpunkt von Amerika im Allgemeinen, da man das Feuerland noch dazu rechnet, dessen südlichste Spitze, wie ihr alle wißt, das Cap Horn ist. Obwohl Magelhaens verschiedene tiefe Buchten bemerkt hat, die ihm wie die Mündungen förmlicher von einem Meer zum andern reichender Canäle erschienen, so hat man lange angenommen, das Feuerland bestehe nur aus einer einzigen Insel. Heut zu Tage aber weiß man, daß es ein Haufe felsiger Eilande von verschiedenen Gestalten und Dimensionen ist, welche durch Meeresarme getrennt werden, die sich ins Unendliche verzweigen. Im westlichen Theile dieser Gruppe, auf einem Flächenraum, welcher drei Viertheile des ganzen Archipels umfaßt, sind diese dicht an einander gedrängten Eilande nichts Anderes als Berge, die sich unmittelbar aus den Wogen erheben, und deren Gipfel bisweilen den Meeresspiegel um 5000 Fuß überragen. Auf einigen von diesen Eilanden ist der untere Theil von düsteren Wäldern bedeckt; oberhalb der Bäume aber erscheint die braune Färbung der Felsen, meist mit Schneehäuptern bedeckt, in deren lichten Glanz die bläuliche Färbung der Gletscher einige Abwechslung bringt. Man kann diese Berge als eine Fortsetzung der Andeskette betrachten und die dazwischen liegenden Canäle mit Inbegriff der Magelhaensstraße als einfache Schluchten, in welche das Meer den Zutritt gefunden hat. Diese Canäle haben in der That die größte Aehnlichkeit mit jenen ungeheuren Rissen und Spalten, welche die Cordilleren in Süd- und Nord-Amerika in solcher Menge zeigen, und die von den spanischen Colonisten Barrancas oder Quebradas genannt worden sind. Von diesem Gesichtspunkt aus wür-

den die Andes sich bis an das Ende der Stateninsel, der südlichsten von denjenigen, mit denen wir uns hier beschäftigen, fortsetzen.

Diese Ansicht ist eine ganz vernünftige, denn wenn wir in Gedanken die Meeresschluchten austrocknen, welche das Feuerland von Patagonien trennen, so sähe man keinen Unterschied zwischen diesen beiden Ländern, namentlich in ihrem gebirgigen Theil; man fände dieselben Schluchten, welche tief in die Klippen einschneiden, dasselbe Chaos von nackten Felsen, düstern Wäldern und schneegekrönten Gipfeln und denselben Anblick furchtbarer Oede, bis an die Stelle hin, wo die Bergkette in den Ocean abstürzt. Die Aehnlichkeit zwischen diesen beiden Gebieten ist um so vollkommener, als der südliche Theil der Andes nicht von echten Patagoniern bewohnt wird, und die Feuerländer oder Pescherähs auch in die Eingänge jener Meeresschluchten und Canäle hinein sich verbreiten. Der nordöstliche Theil des Feuerlandes gleicht endlich durch sein Aeußeres ganz den Ebenen, welche nördlich von der Magelhaensstraße liegen, und ist auch nicht von den Pescherähs bewohnt, sondern von einem großen hochgewachsenen Menschenschlage, welcher weite Pelzmäntel trägt. Auf diese Weise haben die Bewohner des Feuerlandes die Meerenge überschritten, um die gebirgigen Küsten Patagoniens einzunehmen; und die Patagonier ihrerseits sind über die Magelhaensstraße gesetzt, um sich in den Ebenen des Feuerlandes zu verbreiten, wo man noch das Guanaco findet; nur um den letzteren Zweck zu erreichen und dieses Thier zu jagen, hat sich wahrscheinlich der Patagonier entschlossen, über das Wasser zu setzen, das ihm sonst einen lebhaften Widerwillen einflößt. Allerdings ist an der Stelle, wo er seine Ueberfahrt bewerkstelligt hat, nämlich am Cap Orange, der Canal so schmal, daß, wenn der Patagonier so groß gewesen wäre, wie ihn die alten Seefahrer schilderten, er trockenen Fußes über die Meerenge hätte springen und das Feuerland betre-

ten können, ohne ſich ſeine Kamaſchen naß gemacht zu haben. Unſeres Erachtens giebt es in der ganzen Welt zwiſchen zwei benachbarten Völkern keinen ſo auffallenden Unterſchied, wie zwiſchen den Patagoniern und den Peſcherähs; denn abgeſehen von der Farbe der Haare und der Haut, welche bei ihnen gleich ſind, kann man füglich von ihnen behaupten, daß ſie den ausgeſprochenſten Contraſt darbieten.

Der Patagonier verabſcheut das Meer, nähert ſich der Küſte nur, wenn ihn die Jagd dahin lockt, ſchifft ſich niemals ein, hat keinen Kahn und nährt ſich nicht von Fiſchen.

Der Feuerländer dagegen entfernt ſich gar nicht von der Küſte, er ſchlägt ſein Lager in der Bucht auf und verbringt die größere Hälfte ſeines Lebens im Kahn; er wühlt am liebſten im Sand und Schlamm des Strandes herum oder durchſucht die Höhlungen der Klippen, um dort die Fiſche, Miesmuſcheln und kleinen Seekrebſe zu finden, welche ſeine Nahrung bilden. Vergegenwärtigt euch den rieſenhaften Patagonier, wie er auf der Jagd nach dem Guanaco auf einem der höchſten Punkte der Klippen am Rande der Meerenge anhält; er hüllt ſich in ſeinen weiten Pelzmantel und hält in der Hand ſeine große Lanze, die ihm um mehr als 7 Fuß über den Kopf reicht. Ihm gegenüber auf dem andern Ufer iſt ein zuſammengeſchrumpfter Feuerländer, kaum 5 Fuß hoch, bewaffnet mit einem kleinen Bogen, der wie ein Kinderſpielzeug ausſieht, und bebt vor Froſt unter dem fettigen Balg irgend eines Meeresthiers. Der Meeresarm iſt ſo ſchmal, daß die Stimme des Coloſſes wie Donner an das Ohr des armen Zwerges ſchlägt, deſſen Glucken nicht einmal zu dem Rieſen hinüberreicht. Allein freilich begegnen ſich Beide nur ſelten auf dieſe Weiſe, Aug' in Auge; Jeder von ihnen hat ja, wie wir oben geſagt haben, einen ganz andern Wohnſitz und Standort; den Rieſen gehören die unabſehbaren Ebenen, den Zwergen die Verklüftung der Küſte, die Meeresarme, die Höhlun-

gen, worin das Waſſer ſtehen bleibt, die Bergſtürze beider Küſten. Daraus folgt, daß der Eine für gewöhnlich den Oſten, der Andere den Weſten dieſes Gebietes bewohnt. Im Oſten ſind die unfruchtbaren Ebenen, im Weſten die tiefen Meeresſchluchten, die Schneeberge, die düſtern Wälder, welche in einer Höhe von 4000 Fuß über der Meeresfläche plötzlich aufhören und einen feuchten torfigen Boden bedecken. Dieſe Wälder beſtehen aus einer ſehr kleinen Anzahl von Arten und gewähren natürlich nur einen ſehr eintönigen Anblick; die größten Bäume, welche man darin findet, ſind die Winteren (Drymis) und die Magellanen aus der Familie der Magnoliaceen, ferner Birken mit immergrünem Laub und eine Art Buche: Fagus betuloides, welche mit den Birken nahe verwandt iſt. Man könnte allerdings dieſe Bäume immergrün nennen, weil ſie ihr Laub nie ganz verlieren; allein es wäre richtiger, ſie als immergelbe oder immerbraune Bäume zu bezeichnen, denn anſtatt dem Auge das lebhafte Grün zu bieten, welches den Schmuck unſerer Wälder bildet, hüllen ſich die Forſten des Feuerlandes in ein welkes bräunliches Gewand, das der Landſchaft ein ödes Anſehen giebt. Wenn es wenigſtens in dieſen Wäldern von ſolch' traurigem Aeußern nur den einen oder andern von jenen wohlthätigen Fruchtbäumen gäbe, welche für die Bedürfniſſe anderer Völker ſorgen, ſo möchte ihr eintöniger Anblick noch hingehen; allein die Samen der dort heimiſchen Bäume haben nicht den mindeſten Werth. Von Abgründen umgeben, von ſchneebedeckten Bergſpitzen überragt, zerriſſen von Felſenklüften oder Gletſchern, die von den Bergen herunterkommen, bieten jene Wälder dem Menſchen gar keine Hilfsquelle, und der Unglückliche, der in den Schluchten lebt, aus denen ſie ſich erheben, iſt der Aermſte und Verkümmertſte ſeines Geſchlechts. Magelhaens gab den Namen des Feuerlandes dieſem Haufen von eiſigen Eilanden nur deshalb, weil man bisweilen am Abend bei-

nahe auf allen Spitzen der Küste Flammen aufsteigen sah. Es wäre aber richtiger gewesen, dieses Gebiet das Wasserland zu nennen; denn das Wasser strömt hier vom Himmel, rinnt hier von den Bergen hinab, spritzt hier aus den Wogen, die sich an den Küsten brechen, verweilt daselbst in den Sümpfen, wo es stehen bleiben kann, durchweicht den Boden, wo dieser abhängig ist, und ist mit einem Wort die Plage des ganzen Landes, welches durch dasselbe gleichsam in einen Schwamm verwandelt wird.

Dazu kommt noch, daß es im Feuerlande sehr kalt ist; der Winter ist zwar nicht strenger, als in Nord-Amerika unter der gleichen Breite, aber er dauert gleichsam fortwährend; es giebt hier keine schönen Tage; der Schnee fällt daselbst eben so wohl im December, wo auf der südlichen Erdhälfte der Sommer beginnt, wie im Juni, und man hat es schon häufig erlebt, daß Menschen mitten in der Jahreszeit, welche dort der Sommer sein sollte, durch Schneegestöber und Kälte erfroren sind. Man sollte darnach glauben, das Feuerland sei ganz verlassen; allein jeder Theil der Erde hat seine Bewohner, und auch dieser nasse, schlammige, schneebedeckte, von eisigen Nebeln verhüllte Archipel enthält Menschen und Thiere. Die Thierwelt ist allerdings hier sehr karg und die menschliche Bevölkerung in geringer Zahl vorhanden; allein der Boden ist doch nicht ganz unbewohnt.

Wie wir gesehen haben, findet sich hier das Guanaco, das schon vor der Ankunft der Europäer hier zu finden war. Es kommt nur im östlichen Theile des Archipels vor, wo der Boden fester ist, und die Ebene einige Weidegründe darbietet; auch eine Hirschart findet sich hier, sowie zwei Vierfüßler aus dem Hundegeschlecht, welche zwischen Fuchs und Wolf mitten inne stehen und dem Schakal gleichen, nämlich der magellanische Hund und der Fuchs Azara's; ferner noch drei oder vier Arten von Mäusen und eine Fledermaus.

Von Landvögeln trifft man dort den weißhaubigen Fliegenſchnäpper, einen ſchwarzen Specht mit ſcharlachrothem Kamm, einen Baumläufer, einen Zaunkönig, eine Droſſel, einen Staar, vier oder fünf Sperlingsarten und einige Falken und Eulen. Alles das will allerdings nicht viel bedeuten; dafür aber wimmeln dieſe Küſte und ihre Gewäſſer von Robben aller Arten, ſowie von Waſſervögeln; man trifft hier eine Unzahl von Tauchern, Enten und Fettgänſe, Albatroſſe, Scheerenſchnäbel (Rhynchops nigra), Meerſchwalben, Sturmvögel u. a. m.; unter den Schwimmvögeln zeichnet ſich hauptſächlich die bunte oder Magelhaensgans aus, die einen vorzüglichen Braten liefert und in Menge vorkommt. Die Reptilien fehlen auf dieſer Inſelgruppe gänzlich. Die Klaſſe der Inſekten iſt nur durch einige Fliegen und Schmetterlinge vertreten, denn die Stechmücken, deren häßliches Geſindel wir in allen Sumpfländern und am Rande aller ſtehenden Gewäſſer bis nach Lappland hinauf getroffen haben, wagen ſich nicht in den ewigen Nebel dieſes kalten Himmels hinein.

Wir kommen nun zu dem Eingebornen dieſer öden Region, einem der verkümmertſten Weſen des ganzen Menſchengeſchlechts. Sein geſelliger Zuſtand ſteht im vollkommenen Einklang mit dem Grauen der Orte, die er bewohnt, und verſetzt ihn in die unterſte Stufe des Menſchengeſchlechts, — jedenfalls noch niedriger, als die Eskimos, vielleicht ſogar unter den Buſchmann, den Yamparico und den Bewohner der Andamanen. Der Körpergröße nach ſteht der Peſcheräh oder Feuerländer auf derſelben Stufe, wie alle kleinen wilden Völker; ſeine Höhe überſchreitet nie $4^3/_4$ rheiniſche Fuß, und ſein Weib iſt gewöhnlich noch 4 oder 5 Zoll kleiner. Allein abgeſehen von dieſem Unterſchiede, der kein unverhältnißmäßiger iſt, gleichen ſich Mann und Weib ungemein. Beide ſind ſchlecht gebaut, haben dicke Kniee und keine Waden. Ein

grobes dichtes Haar bedeckt ihnen die Schultern mit ſeinen langen ſchwarzen fettigen Locken; Beide gehen nackt bis auf einen armſeligen Fetzen ſchmutzigen Robbenfells, der kaum den fünften Theil ihres Körpers bedeckt. Dieſer fettige ſtinkende Fetzen mit einwärts gekehrtem Pelz reicht nicht unter die Hüften hinab, wird mittelſt zweier Riemen feſtgebunden, die ſich über der Bruſt kreuzen, und iſt ſelten weit genug, daß beide Enden über dem Körper zuſammentreffen, und der Unglückliche, der unter dieſem armſeligen Mäntelchen vor Kälte zittert, begnügt ſich damit in Regen und Schnee, in Wind und Froſt. Iſt die Kälte zu ſtreng, ſo dreht er ſeinen Mantelkragen nach der Richtung, aus welcher der Wind bläſt; — arbeitet er oder wird zufällig die Witterung milder, ſo legt er den Pelz ab, als ob er ſich vor der Hitze fürchtete. Trotz ſeines immerwährenden Winters geht alſo der Peſcheräh barhäuptig, barfuß, mit entblößten Armen und Beinen, ja oft ganz nackt, und doch liebt er den Putz; zeigt er dies nicht in ſeiner Kleidung, ſo beweiſt er es doch dadurch, daß er ſich auf ſeine eigene Weiſe ſchmückt. Wie die meiſten Wilden und ſogar wie viele civiliſirte Menſchen ſchminkt er ſich nämlich gewiſſe Theile des Körpers und verwendet darauf eine ganz beſondere Sorgfalt. Seine Bemalung beſteht in einer verwickelten Reihe von Strichen, die ſich unter verſchiedenen Winkeln kreuzen, und deren launenhafte Anordnung ſchwer zu beſchreiben wäre; wir bemerken daher nur, daß die gewöhnlichſte Anordnung dieſer Bemalung in einem weißen Grunde beſteht, der mit ſchwarzen Strichen durchkreuzt und gefleckt iſt; dazu kommt zuweilen noch eine rothbraune Farbe, mit welcher mehr oder weniger dunkle Flecken aufgeſetzt werden. Zur ſchwarzen Farbe bedient man ſich einfach der Kohle, die weiße liefert eine Art weißer Pfeifenthon, aus Infuſorienreſten beſtehend, den man im Bette torfiger Bäche findet, die braunrothe Farbe beſteht aus Lehm und gebranntem

Ocker. Zu dieſer Bemalung kommen dann noch verſchiedene Arten von Geſchmeide hinzu: Halsbänder aus Robbenzähnen, Armbänder von Knochen, welche um die Handknöchel und Fußgelenke getragen werden. Männer und Weiber finden gleichermaßen Gefallen an dieſem Schmuck und verbinden damit womöglich noch ein Stirnband, wozu ihnen das röthliche Fell des Guanaco den Stoff liefert. Das Mantelkrägchen, welches ihre einzige Kleidung bildet, beſteht bisweilen, anſtatt aus Robbenfell, aus dem Balg einer Fiſchotter oder eines andern Thiers; und in gewiſſen Theilen des Archipels, wo der Hirſch vorkommt, muß dieſer Wiederkäuer ſeine Decke zum Kleidungsſtück des Peſcheräh hergeben, das dann wenigſtens nicht ſo knapp iſt.

Trotz ſeines reichen Kopfhaars iſt der Feuerländer ganz bartlos, allein ſein glattes Geſicht erſcheint darum nicht weniger abſtoßend und wild.

Uebrigens iſt er in moraliſcher Beziehung eben ſo verkümmert wie in phyſiſcher; er iſt ein grauſames, undankbares, rachſüchtiges Geſchöpf, das in Zeiten der Hungersnoth ſelbſt Menſchenfleiſch nicht verſchmäht und ſich nicht darauf beſchränkt, nur ſeine Feinde zu freſſen, ſondern auch die Leute ſeines eigenen Stammes und hauptſächlich die alten Weiber verzehrt, welche zuerſt der Noth zum Opfer fallen. Dieſe Thatſache iſt leider allzu ſehr erwieſen, als daß man daran zweifeln könnte, und erſt vor Kurzem noch wurde in den engliſchen Zeitungen ein Fall erzählt, wo die Bemannung eines Schiffes, das am Feuerlande angelegt und Miſſionäre dorthin gebracht hatte, welche das Loos dieſer armen Peſcheräh verbeſſern wollten, von den Eingeborenen erſchlagen und aufgegeſſen wurde. Man muß freilich ſagen, daß dieſer abſcheuliche Brauch ſich nur dann geltend macht, wenn die Hungersnoth auf den höchſten Gipfel geſtiegen iſt, und daß viele von dieſen Stämmen ihm nie gehuldigt haben. Den Peſcheräh nöthigt nur der höchſte Mangel und der

Drang der Selbsterhaltung zum Cannibalismus, und derselbe ist bei ihm nicht die Wirkung eines widernatürlichen Gelüstes wie beim Fidschi-Insulaner, der sich mitten im vollen Ueberfluß mit Menschenfleisch gütlich thut. Die gewöhnliche Nahrung der Bewohner des Feuerlands besteht vorzugsweise in Schalthieren, zu denen noch das Fleisch der Robbe und des Seeotters oder Seebibers hinzukommt; auch die Wasservögel, namentlich die Magelhaensgans und der Pinguin liefern noch ihr Contingent dazu, und der Walfischspeck ist ein besonderer Leckerbissen der Pescherähs, wenn eines dieser Meeresungethüme an der Küste scheitert; Alle fallen dann begierig darüber her, und Niemand kümmert sich darum, ob das Thier vielleicht durch Fäulniß schon einen allzu starken Wildpretgeschmack bekommen hat. Die Pflanzenkost, Nachtisch und Gemüse, wird einzig durch eine kleine Beere vertreten, die Frucht einer Arbutusart, die auf den Torfgründen sehr häufig ist, und durch einen ganz eigenthümlichen Pilz, der auf den Buchenstämmen wächst. Dieser Pilz ist von kugeliger Gestalt und in jungem Zustande glatt, elastisch, aufgeblasen und von blaßgelber Farbe; wenn er reif wird, färbt er sich dunkler, wird runzelig, lederartig und zerspringt in verschiedene Zellen, die ihm das Ansehen eines Honigwabens geben. In diesem Zustande sammeln ihn die Pescherähs, und sein Fleisch, das unter den Zähnen sehr hart ist, verwandelt sich bald in einen weichen gelinden Teig, der dem Fleische unserer Moosschwämme gleicht. Außer diesen beiden Pflanzenstoffen, die ihnen zur Nahrung dienen, könnten die Feuerländer in der Pflanzenwelt, welche sie umgiebt, noch einige andere Gewächse finden, welche einige Abwechslung in ihre armselige Kost brächten und sie vor gänzlichem Mangel schützen würden. Die Europäer nämlich, welche ihre unwirthlichen Küsten besuchen, verfehlen niemals, einige dieser kostbaren Pflanzen aufzusuchen, worunter namentlich eine Sellerie, Apium antarcticum,

und das Scharbockskraut, **Cardamine antiscorbutica**, deren nährende und heilbringende Eigenschaften jedoch die Pescherähs nicht einmal kennen.

Bei den vorangegangenen Schilderungen von anderen Völkern habe ich auch die Art und Weise beschrieben, wie sie ihre Wohnungen bauen; allein von der Baukunst der Pescherähs weiß ich euch gar Nichts zu berichten. Sie errichten sich kein Haus, nicht einmal eine Hütte, und haben sogar kein Zelt; ihr Obdach hat weit mehr Aehnlichkeit mit dem Lager eines wilden Thiers, als mit einer menschlichen Behausung, und der Orang-Outang in den Wäldern von Borneo ist beinahe eben so gut logirt, wie diese Unglücklichen. Allein wie dieses Obdach auch immer beschaffen sein mag, so will ich es euch wenigstens beschreiben. Der Mann, der sich bei ihnen eine Behausung bauen will, sucht zunächst einige Aeste von einem gewissen Umfang, spitzt die Enden derselben mit der Schale einer Miesmuschel, die ihm die Stelle des Messers vertritt, steckt sie in einem Kreise in den Boden und bindet sie am obern Ende zusammen, nachdem er sie so gebogen hat, daß sie ein Gerüst in Gestalt eines Halbkreises bilden; auf dieses Gerüst werden Holzspäne und kleinere Aeste und Zweige gelegt, das Ganze mit einem Haufen dürren Grases bedeckt, und die Hürde ist fertig. Auf derjenigen Seite, welche der Richtung der herrschenden Winde entgegengesetzt ist, bleibt eine Oeffnung aufgespart, durch welche der Rauch abziehen kann; und da diese Oeffnung groß ist, so ergiebt sich daraus, daß die Hütte nur ein Schuppen oder ein Schutzdach ist, das nur die bescheidensten Anforderungen an ein Obdach erfüllt. Die innere Ausrüstung bestätigt dies noch weit mehr, denn Stühle, Tische und Betten sind hier nur durch ein Lager von feuchtem Grase ersetzt. Ein grobgeflochtener Korb, der zum Einsammeln der Beeren der Meerkirsche dient, ein Sack aus Robbenfell, um die Fische und

Schalthiere nach Hause zu tragen, und eine Thierblase voll Wasser, welche die Stelle des Krugs vertritt, bilden das ganze Hausgeräth.

Außerdem bemerkt man allerdings noch mehrere Werkzeuge, welche auf die Anwesenheit des Menschen deuten, nämlich einen Bogen nebst Pfeilen, deren Spitzen aus Feuerstein bestehen, einen Wurfspeer zum Fischfang mit einer gabelförmigen Spitze, deren beide Zähne aus dem Knochen eines Seelöwen verfertigt sind, einen kurzen Stock, mit welchem die Weiber die Schalthiere von den Felsen ablösen, und verschiedene Messer, die aus der Schale einer großen Miesmuschel verfertigt sind, welche sich in Menge an der Küste findet. Die Verfertigung dieser Messer aus Muschelschalen ist ein höchst einfaches Verfahren: Man entfernt durch Zerschlagen den zerbrechlichen Rand der Muschelschale, welche 4—5 Zoll lang ist, und bildet einen neuen, indem man sie durch Abschleifen auf dem Gestein schärft; sie schleift sich so scharf, daß man damit nicht nur das härteste Holz, sondern auch Fischgräten und Robbenknochen schneiden kann; mit einem Worte — Alles, was der Pescheräh schaben, schneiden oder aushöhlen will. In der Nähe seiner Hütte bemerkt man seinen Kahn, denn der Feuerländer hat, wie wir schon im Eingang gesagt haben, seinen Wohnsitz immer am Gestade; er läßt sich nie im Innern nieder, und die Weiber allein wagen sich in das Binnenland hinein, um dort Pilze von den Buchenstämmen, die Beeren des Arbutus und dürres Holz zur Feuerung zu holen. Der Wald hat keinen Reiz für diese Wassermenschen; er bietet in ihren Augen keinen andern Vortheil, als den, sie mit Brennholz zu versehen, und die Männer würden sich nie hinein wagen, wenn sie dieses Brennmaterial entbehren könnten. Wir haben überdies gesehen, daß der Boden dieser Wälder schlammig und torfig ist und Nichts enthält, was zum Unterhalt oder zur Behaglichkeit des Stammes beitragen kann.

Der Feuerländer nimmt ſeinen Aufenthalt an der Küſte, weil er hier allein ſeine Nahrung finden, hier allein ſich herumtreiben kann und freien Spielraum hat. Und doch iſt Letzteres nur bedingt wahr, denn die Beſchaffenheit dieſer ſteilen Küſte, wo die Klippen ſenkrecht nach dem Meere abfallen, es überhängen oder ſich manchmal in rieſige Zacken theilen, erlaubt dem Peſcheräh nicht immer, am Strande hinzugehen, und an vielen Stellen muß er ſich des Kahns bedienen, um zu den Klippen zu gelangen und die Schalthiere von dort zu holen. Die Nothwendigkeit hat alſo den Peſcheräh in ein wahres Amphibium verwandelt, aber trotzdem ſteht er, was die Erbauung und Führung ſeines Kahns anbelangt, ſehr tief unter den Eskimos und den küſtenbewohnenden Indianerſtämmen Nord-Amerika's. Sein Kahn iſt gewöhnlich aus der Rinde der Birke verfertigt, deren wir oben erwähnt haben; zuweilen beſteht er ganz einfach nur aus einem Theil dieſer Rinde, die man in einem einzigen Stück vom Baume abgelöſt, an beiden Enden geſchloſſen und durch Riemen von Robbenfell feſt gemacht hat. Eine kleine Anzahl Stöcke, die der Quere nach angebracht ſind, hält die Wände des Kahns aus einander, und die genannten Riemen verhindern, daß ſie nicht allzu weit aus einander gehen. Wenn die Rinde Spalten oder Riſſe hat, ſo hilft man dieſem Umſtande ab, indem man dieſelben mit Binſen, Moos und einer Art Harz verſtopft, die man in den Wäldern ſammelt. In dieſem einfachen urſprünglichen Fahrzeug wagt ſich der Peſcheräh in die Buchten hinaus, die in die Küſten ſeiner Heimath einſchneiden, und auf die zahlreichen Meeresarme, welche ſeine Eilande von einander trennen; nur ſelten aber trotzt er darin den Wogen einer ſtürmiſchen See. Iſt er reich, geſchickt oder fleißig, ſo kommt er in den Beſitz eines größeren und ſoliderem Fahrzeugs, das ihm eine längere Fahrt erlaubt. Auch dies iſt immer noch ein Kahn von Rinde, allein er beſteht nicht mehr aus einem ein-

zigen Stück, ſondern im Gegentheil aus vielen, welche ſorgfältig gewählt ſind, und iſt von bedeutendem Umfange, — 16—17 Fuß Länge auf mehr als 3 Fuß Breite in der Mitte des Boots ſind die gewöhnlichen Dimenſionen. Bug und Stern des Bootes ragen etwas in die Höhe, und die Querbalken, welche an beiden Enden eingelaſſen ſind, verbinden ſich in regelmäßigen Zwiſchenräumen mit zwei leichten Latten, welche den oberen Rand der Seitenwände verſtärken. Die Rindenſtücke, aus denen das Boot beſteht, ſind mit dünnen Lederriemen zuſammengenäht und die Nähte ſorgfältig kalfatert und verpicht. Der Peſcheräh trägt kein Bedenken, ſich mit ſeiner ganzen Familie und all' ſeinen Habſeligkeiten und Waffen in einem ſolchen Kahn einzuſchiffen, um nach einem andern Punkte der Küſte überzuſetzen, denn ſeine oben geſchilderte Behauſung kann ihn nicht an dem Orte zurückhalten, wo er wohnte. Er iſt Nomade, denn ſeine Lebensweiſe verlangt dies von ihm, und ſeine Wohnſitz-Veränderungen und Wanderzüge erſcheinen ihm ganz natürlich. Er hat ſich alſo auf den Weg gemacht, um einen andern Wohnort aufzuſuchen. Während er mit ſeinem ganzen Hab und Gut auf dem Meere treibt, erhebt ſich der Wind, er iſt rings von Klippen umgeben, und die mindeſte Woge, die ihn an die Küſte wärfe, würde ſeinen Kahn daran zertrümmern; die Klugheit erlaubt ihm alſo nicht, gegen den Sturm anzukämpfen; er landet, und die Wanderung wird zu Lande fortgeſetzt. Der Kahn iſt in dieſer Vorausſetzung ſchon ſo gebaut worden, daß er aus einander genommen werden kann; jedes Glied der Familie nimmt einen Theil des Kahns; die Kräftigſten belaſten ſich mit den ſchwerſten Stücken, und die Schwächeren tragen die Rippen, die Stäbe, die Fiſchfangs-Geräthe und ſonſtigen Habſeligkeiten; Jedes bekommt ſeinen Theil an der Laſt, bis auf die kleinen Kinder hinab. Die Urſache dieſer Wanderungen iſt leicht zu begreifen, denn ſie iſt ſtets nur eine Folge des

Mangels an Lebensmitteln. So gering an Kopfzahl der Stamm auch ist, so hat er doch immer sehr schnell die Schalthiere an demjenigen Theile der Küste aufgezehrt, wo er sich niedergelassen hat, und er muß also ein anderes Bett von Miesmuscheln aufsuchen, da es weit einfacher ist, dieselben an Ort und Stelle zu verzehren, als sie aus der Ferne zu holen und nach seinem Wohnsitze zu schleppen. Der Transport der Haushaltung macht ja so wenig Mühe, als die Wiedererbauung einer Hütte, und ist jedenfalls leichter, als das Herbeischleppen einer Ladung Miesmuscheln. Manche Pescherähs haben Zelte, die mit Thierhäuten bedeckt sind, allein dies ist schon ein seltener Luxus, und die Zelte sind stets von der ärmlichsten Art. Jedenfalls aber ist es nicht schwer, die Häute fortzuschaffen, die man zur Erbauung der Zelte bedarf; und gleichviel, ob die Familie ihre Hütte verläßt oder ihr Zelt mit sich schleppt, sie stößt nie auf ein Hinderniß, wenn sie ihren Wohnsitz verändern will. Bei jedem Umzug nimmt aber der Pescherähh nicht nur seine Habseligkeiten, sondern auch sein Feuer mit, denn dies ist in einem solchen Klima eine kostbare Sache. Geht ihm sein Feuer aus, so hat er zwar die Mittel, sich dasselbe wieder zu verschaffen, allein dieser Prozeß ist mit vielen Umständen verbunden, wie wir sogleich sehen werden. Der Pescherähh besitzt einen Feuerstein, oder vielmehr Feuerstahl in Gestalt eines Eisenkieses, den er in großer Höhe an den Abhängen seiner Berge gefunden hat; schlägt er mit diesem auf einen Kiesel, so giebt es Funken — es ist die alte Art und Weise, wie sich unsere Vorfahren im graueſten Alterthum ihr Feuer geschlagen haben. Etwas gedörrtes Moos, dürres Holz oder getrockneter Pilz dient anstatt des Zunders und fängt von den Funken Feuer. Brennt dieser Zunder, so legt man ihn in eine Kugel von dürrem Gras, die an einem Riemen befestigt ist und so um den Kopf geschwungen wird, daß sie rasche Kreise beschreibt und das Gras

zur hellen Flamme entzündet, mit der man dann ein Bündel Reiser und dürres Holz in Brand steckt. Dadurch bekommt man wieder Feuer auf den Herd und kann sich eine ordentliche Gluth verschaffen. Das Verfahren sieht sich sehr einfach an und ist auch leicht auszuführen in einem Lande, wo es genug Kiesel, Moos, dürre Bäume, welkes Gras und vor Allem eine trockene Atmosphäre giebt; allein im Feuerlande ist die Luft so sehr mit Feuchtigkeit geschwängert, daß der Zunder so naß wie Schwamm und das dürre Holz immer feucht sind, weshalb denn eben so viel Geduld als Mühe dazu gehört, um den Zunder in Brand zu stecken und ein paar Reiserbündel daran anzuzünden. Der Pescheräh weiß dies besser als irgend Jemand, und deshalb nimmt er bei jedem Umzuge die Gluth seines Herdes sorgsam mit sich. Trotz dem Reichthum an Brennmaterial, von dem er umgeben, ist dieser arme Wilde niemals warm, denn sein Haus ist nicht dicht, und sein leichter Pelzkragen schützt ihn nicht vor der Kälte, weshalb er auch immer wie im Fieberfroste bebt. Die Pescherähs bilden unter sich nur Verbindungen von geringer Kopfzahl, welche nicht den Namen von Stämmen verdienen, denn sie sind weder organisirt, noch einem Häuptling unterworfen. Die einzige Person, die sich von der Masse unterscheidet, ist der Beschwörer oder Zauberer, welcher die bösen Geister austreibt; allein trotz dem Einflusse, den er vermeintlich auf die Teufel hat, besitzt er kein anderes Ansehen, als dasjenige, welches er sich durch seine physische Kraft zu verschaffen weiß, und die religiösen Ideen seines Volkes beschränken sich auf den Schrecken, den ihnen die bösen Geister einflößen. Allein wenn sie auch keine Häuptlinge haben, so leben diese armseligen Wilden doch durchaus nicht im Frieden, sondern führen beständig unter einander Krieg und würden sich ohne die tiefen Schluchten, die Berge und die Meeresarme, welche sie von einander trennen, längst vollständig ausgerottet haben.

Ihre Lebensweise ist die armseligste und kümmerlichste von der Welt; sie haben zwar Feuer, aber sie verschlingen alle ihre Nahrungsmittel roh. Der Fisch wird verzehrt, wie er aus dem Wasser kommt und beinahe noch ganz lebend. Ein Gleiches findet mit dem Fleisch der Robbe und der Fettgans statt, sowie mit dem Speck des Walfisches, nach welchem diese Zwerge sehr lüstern sind. Wenn eines dieser ungeheuren Walthiere todt an die Küste getrieben wird (denn die Feuerländer haben nicht Muth und Geschicklichkeit genug, um einen solchen Wal zu erlegen), so ist dieser Glücksfall für die Rotte ein Anlaß zu unausgesetzten Schmausereien. Alle ihre Kähne versammeln sich dann und rudern als ein kleines Geschwader nach der kolossalen Beute hin, wenn es nöthig ist, sich derselben vom Wasser aus zu nähern; wenn aber Wind und Wellen den Leichnam so nahe an's Gestade treiben, daß man ihn watend erreichen kann, so stürzen Männer, Weiber und Kinder nach ihm hin, sobald sie seiner ansichtig werden. Einige Stunden später kehrt Jedes nach seiner Hütte zurück, beladen mit einem gewaltigen Stück Speck, welches ein Loch in der Mitte hat, um den Kopf hindurchzustecken wie ein mexicanisches Serape oder ein Poncho der Pampas, so daß die Hauptmasse des Speckstücks ihm auf den Schultern liegt, und die Enden davon ihm beinahe bis auf die Beine herabhängen. Dieser eigenthümlichen Prozession folgt dann sogleich ein förmliches Gelage. Nicht so leicht wird es dem Pescheräh mit der Robbe, die er immer erst erlegen muß, ehe er sie verzehrt; er legt aber bei dem Fang derselben eine Geschicklichkeit an den Tag, welche beinahe derjenigen des Eskimo gleichkommt. Seine Jagd auf die Robbe besteht darin, daß er sich dem Thiere nähert, während es ruhig schläft und sich von den Wogen schaukeln läßt; er schleudert ihm dann einen Wurfspeer zu, welcher nie verfehlt, dasselbe zu erlegen. Wir haben schon erwähnt, daß seine Nahrung vorzugsweise aus Austern, Mies-

muſcheln, Napfſchnecken u. ſ. w. beſteht. Jede Familie verzehrt davon eine ſolche Menge, daß man ganze Haufen von Schalen nicht allein vor jeder Hütte, ſondern auch an allen Punkten der Küſte findet, wo die Feuerländer einige Zeit zugebracht haben. Dieſe Haufen von Muſchelſchalen ſind mit großer Sorgfalt aufgeſetzt und ſo geſtellt, daß ſie nicht von den Wogen weggeſchwemmt werden können; auch ſind ſie nicht aus bloßem Zufall da, ſondern in voller Abſicht und in Folge einer abergläubiſchen Vorſtellung der Peſcherähs. Dieſe bilden ſich nämlich ein, wenn die Schalen, aus denen ſie die Miesmuſcheln und Auſtern verzehrt haben, auf's Gerathewohl zerſtreut und umher geworfen würden, ſo könnten ſie ihnen Unglück bringen. Sie hüten ſich daher gefliſſentlich, dieſe leeren Schalen in's Meer zu werfen oder ſie allzu nahe am Waſſerrande anzuhäufen, aus Furcht, die Fluth könnte ſie mit fortnehmen, und weil ſie ſich einbilden, die leeren Schalen könnten dann die Weichthiere erſchrecken und ihnen zeigen, daß man ihresgleichen aufgezehrt habe, worauf ſie ſich von einer Küſte entfernen würden, wo ein gleiches Schickſal ſie erwartete. Das Einſammeln der Miesmuſcheln, Auſtern, Napfſchnecken und aller Schalthiere iſt den Weibern zugewieſen, welche ſich die Ebbe zu Nutz machen, um auf den Fang derſelben auszugehen. Da aber nicht alle Schalthiere denſelben Standort haben, und manche davon nur im tiefen Waſſer vorkommen, wo man ſie nur durch Tauchen heraufholen kann, wie z. B. mehrere Arten von Seeigeln und Seeſternen, ſo iſt dieſer Fang kein ganz leichter. Beſonders muß eines dieſer Thiere, welches bei den Matroſen Meeresei heißt und in die Familie der Seeigel gehört, durch Tauchen aus dem tiefen Waſſer geholt werden. Dieſer merkwürdige Echinide hat ungefähr die Geſtalt einer Orange, aber die doppelte Größe einer ſolchen und iſt ganz mit Stacheln oder Höckerchen verſehen; er bildet eines der Haupt-

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau Lith. Anst. v. W. Loeillot in Berlin.

Die Bewohner des Feuerlandes.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

nahrungsmittel der Peſcherähs, und da er in ziemlicher Tiefe lebt, müſſen die armen Weiber, welche ihn einſammeln, zuweilen in ſehr große Tiefen hinuntertauchen, was ſie jedoch mit der Gewandtheit von Perlentauchern thun. Der Fiſch endlich bildet eine Hauptkoſt der Bewohner des Feuerlandes und iſt gar nicht zu verachten, denn unter den verſchiedenen Arten von Fiſchen, an denen die Gewäſſer ihrer Küſten ſehr reich ſind, giebt es verſchiedene treffliche Sorten. Die Peſcherähs erlegen die Fiſche meiſt entweder durch Pfeile oder durch Harpuniren; allein wenn dies gelingen ſoll, muß der Fiſch entweder in's ſeichte Waſſer kommen, oder an der Oberfläche des Waſſers erſcheinen, und dazu zwingen ihn die Peſcherähs durch ein ganz eigenthümliches Mittel — ſie hetzen den Fiſch nämlich ungefähr auf dieſelbe Weiſe, wie man den Haſen mit Hunden hetzt. Sie bedienen ſich hierzu einer armſeligen Race von kleinen Hunden, für deren Ernährung ſie nicht einmal ſorgen; dieſe Hunde ſind darauf dreſſirt, den Fiſch ſchwimmend zu verfolgen und ihn entweder in die Netze des Fiſchers zu jagen oder in ſeichtes Waſſer zu treiben, wo der Feuerländer mit Pfeil und Bogen oder Harpune auf ihn lauert. Ehe ſie aber dies können, müſſen die armen Hunde erſt untertauchen, den Fiſch aufſtören, ihm auf allen ſeinen Wendungen folgen und ihn in die Nähe der Oberfläche bringen. Gelingt es ihnen dann, ihn dem Peſcherähs mit der Behendigkeit einer Seeotter oder mit der Gewandtheit einer Robbe zuzutreiben, ſo bekommen ſie ſtatt alles Lohns nur den Kopf und die Gräten. Zum Glück können ſie ihren Beruf auch noch auf eigene Fauſt treiben, und man erlaubt ihnen von Zeit zu Zeit ſich einen Fiſch auf eigene Rechnung zu fangen, ſonſt müßten ſie buchſtäblich Hunger ſterben. Da man ihnen aber dieſe Erlaubniß nicht alle Tage giebt, ſo folgen ſie den Weibern beim Einſammeln der Schalthiere und machen ſich die Ebbe zu Nutze, um Mollusken, Polypen und andere Meeresthiere, ſowie eine

gewiſſe Art von Seetang zu verzehren, zu welcher ihre nicht minder hungrigen Gebieter ebenfalls bisweilen ihre Zuflucht nehmen müſſen. Wie wir ſchon mehrfach dargethan haben, iſt der Schmutz das eigentliche Element, worin ſolche tiefſtehende Völker leben; zu den allerſchmutzigſten aber muß man den Peſcheräh rechnen. Obſchon beinahe immer im Waſſer, hat er doch keine Ahnung davon, daß man ſich waſchen könne. Es iſt ihm nie eingefallen, das Waſſer zu dieſem Gebrauche anzuwenden und den Schmutz zu entfernen, der ſeinen Körper bedeckt. Er ſteht in dieſer Beziehung noch unter den Thieren, welche wenigſtens ihren Pelz oder ihr Gefieder von dem Kothe reinigen, der ſie beſchmutzt. Der Peſcheräh hat nicht einmal dieſen Inſtinkt und lebt buchſtäblich im Unrath, weshalb die alten Reiſenden von ihm zu ſagen pflegten: Der Feuerländer ſtinkt wie ein Fuchs; und es iſt leider nur allzu wahr, daß ſein abſcheulicher Geſtank ſich ſchon auf eine bedeutende Entfernung wahrnehmen läßt.

Als wir an anderen Stellen die Yamparicos und die Andamaner ſchilderten, glaubten wir, dieſe ſtehen auf der niedrigſten Stufe des Menſchengeſchlechts; nehmen wir aber Alles in Allem, ſo ſteht der Peſcheräh unbeſtreitbar noch tiefer, als jene Beiden, und offenbar am fernſten von aller Geſittung.

XVII.

Die Menſchenfreſſer der Fidſchi-Inſeln.

Jeder von unſern Leſern hat ſicherlich ſchon von Kannibalen oder Menſchenfreſſern reden hören und ſich ſelbſt die Frage geſtellt, wo denn jene entarteten Völkerſchaften, welche von Menſchenfleiſch leben, wohl wohnen mögen. Um dieſe Frage zu beantworten, müßte man eigentlich zunächſt wiſſen, um welches Volk es ſich eigentlich handelt. Man hat früher die Buſchmänner dieſes abſcheulichen Brauches beſchuldigt, allein wir wiſſen, daß dies falſch iſt; dann hat man es den Karaiben nachgeſagt, ohne es jedoch beweiſen zu können, und dann kamen die Bewohner der Freundſchafts- oder Marqueſas-Inſeln, der Andamanen und einer Menge anderer Eilande an die Reihe, welche zum größten Theile dem ſtillen Ocean angehören — allein der Beweis dafür iſt in keinem Falle genügend geleiſtet worden. Es iſt möglich, daß an dieſen verſchiedenen Orten Menſchen verzehrt worden ſind, jedoch nicht als eine alltägliche Thatſache oder regelmäßige Gewohnheit, und dies begreift ſich. Nur wenn die Stämme dem Patriarchat noch unterworfen ſind, d. h. aus Familien beſtehen, die unter einander gar keine Verbindung haben — mit einem Worte, nur ſo lange der Staat noch ſchwach iſt, kann man darin die Menſchenfreſſerei in dauernder Weiſe ausüben.

Das einzige Volk auf Erden, dem der Gräuel der Menſchenfreſſerei ganz klar und deutlich nachgewieſen werden kann, ſind die Bewohner der Fidſchi-Inſeln in der Südſee, einer großen Inſelgruppe, welche etwa unter dem 200. Grade öſtlicher Länge von Ferro liegt und vom 15. Grad ſüdlicher Breite gerade durchſchnitten wird. Die ganze Inſelgruppe beſteht aus mehr als 200 Inſeln, worunter etwa 90 bewohnte, welche zuſammen eine Bevölkerung von 200,000 Seelen enthalten. Von allen dieſen Inſeln ſind nur zwei von Bedeutung, nämlich die Inſel Viti, welche ungefähr 60 geographiſche Meilen im Umfang hat, und die Inſel Wanua, mit einer Größe von 70—75 Meilen Umfang.

Einige dieſer Inſeln ſind bloße Korallenbildungen und ragen nur unbedeutend über den Spiegel des Meeres hervor; andere ſind vulkaniſchen Urſprungs und bieten ſich dem Auge in allen Erſcheinungsformen des Gebirges dar: bald als ſchlanke, ſteile Spitzen und Zacken, bald in Zuckerhutform, bald als breite, maſſige Kuppen.

Ihr denkt wohl, ein Land, wo Menſchenfreſſer wohnen, müſſe ganz entſetzlich ſein, voll Felſen und Abgründe, öde und traurig, von abſtoßendem Anblick und unfruchtbarem Boden. Aber darin täuſcht ihr euch ſehr, denn die Fidſchi-Inſeln gehören zu den lieblichſten Theilen der Welt und bieten Anſichten dar, wie man ſie gar nicht herrlicher finden kann. Ihre Felſen ſind maleriſch, ihre Berge, von denen die höchſten ſich ungefähr 5000 Fuß über die Meeresfläche erheben, haben nichts Abſchreckendes, und ihre fruchtbaren, in den üppigſten Pflanzenwuchs gekleideten Thäler erſcheinen dem Fremden wie ein Paradies und ſind ſo ſchön, — wie ein berühmter Reiſender ſagt, der ſie geſehen, — daß man ſie kaum für den Wohnort eines Stammes von Kannibalen halten kann.

Was zunächſt ihre Fruchtbarkeit anlangt, ſo zeigt ſich die Natur beinahe nirgends ſo freigebig wie hier. Die reichſten Erzeug-

niſſe der Tropen gedeihen hier freiwillig, und alle Gewächſe, die man hier anbaut, erreichen rieſenhafte Verhältniſſe. Man erntet dort Ignamen von verſchiedenen Arten bis zu einer Länge von mehr als 6 Fuß und einem Gewicht von 100 Pfund, rieſige Bataten im Gewichte von 4—6 Pfund; und auch die Wurzelknollen des eßbaren Arum, welche ein Hauptnahrungsmittel der Fidſchi-Inſulaner bilden, erreichen daſelbſt eine ungeheure Größe. Man ſieht dort Knollen von der Dracaena terminalis von 16—20 Pfund und Wurzeln von einem Pfefferſtrauch, die bis zu 140 Pfund ſchwer werden. Aus dieſen letzteren, dort zu Lande Yakona genannt, den Wurzeln des Piper metysticum, bereitet man ein berauſchendes Getränk, welches unter den Bewohnern der Südſee-Inſeln allgemein üblich und unter dem Namen von Kawa bekannt iſt. Neunerlei Arten von Brodfruchtbäumen und dreißigerlei Arten von Bananen oder Paradiesfeigen, drei Arten von Cocospalmen und verſchiedene andere Fruchtbäume liefern den Bewohnern nicht nur eine mannichfaltige Nahrung, ſondern leihen auch der Landſchaft einen eigenthümlichen Reiz, welcher noch durch die ſüdlichen Formen der Ananas, das Laub der Papaya-Bäume, Carica papaya, der Pompelmuſen, Orangen, Citronen u. a. eine reiche Abwechslung erhält. Endlich iſt auf dieſen Inſeln noch der Papiermaulbeerbaum, Broussonetia papyrifera, heimiſch und liefert den Eingeborenen das Material zu dem Stoffe, in welchen ſie ſich kleiden, und zu den Zeugen, womit ſie ihre Wohnungen verzieren.

Die Thierwelt iſt hier allerdings weit weniger reich als die Pflanzenwelt, wie dies auf allen Südſee-Inſeln der Fall iſt. Als Hausthiere findet man bei den Fidſchi-Inſulanern das Schwein und den Hund, welche beide den Bewohnern einen weſentlichen Theil ihrer Nahrung liefern, und zwar nicht urſprünglich auf dieſen Inſeln eingeboren, aber doch ſchon ſeit unvordenklichen Zeiten

daſelbſt akklimatiſirt ſind. Einige kleine Nagethiere ſind die einzigen bekannten Vierfüßler, die auf jenen Inſeln einheimiſch zu ſein ſcheinen. Die Reptilien ſind daſelbſt auch nur dürftig vertreten, mit Ausnahme der Schildkröten, welche in jenen Gewäſſern in ſolcher Menge vorkommen, daß ihr Fang die Hauptbeſchäftigung einer beſonderen Klaſſe von Individuen bildet.

Minder arm iſt der Fidſchi-Archipel an Vögeln, beſonders an Papageien von einer beſonderen Art und einem wunderſchönen Gefieder.

Wir haben es aber hier weder mit der Thier-, noch mit der Pflanzenwelt dieſes Archipels zu thun, ſondern mit dem Fidſchi-Inſulaner, dem Menſchenfreſſer, der dieſe Inſeln bewohnt. Stellt euch aber unter dieſen Menſchenfreſſern keinen Unhold vor, wie ihn die Kindermärchen ſchildern, denn dies wäre ein Irrthum. Der Bewohner der Fidſchi-Inſeln iſt durchaus kein Wilder im ſtrengſten Sinne des Worts. Wenn wir ſogar unter einem civiliſirten Volke nur ein ſolches verſtehen, das gut gebaute Häuſer bewohnt, einen ſehr entwickelten Kunſt- und Gewerbfleiß beſitzt, den Boden mit Verſtand und Umſicht und nach bewußten Regeln anbaut, in geordneten geſellſchaftlichen Beziehungen ſteht und darin ſogar eine gewiſſe Verfeinerung an den Tag legt, ſo können wir füglich ſagen, daß der Fidſchi-Inſulaner noch über den unteren Volksklaſſen eines großen Theils von Europa ſteht. Wir können ſogar hinzuſetzen, daß die Bewohner der Fidſchi-Inſeln einen Menſchenſchlag von hervorragender körperlicher Schönheit bilden, denn ihre mittlere Größe überragt die unſrige. Sehr häufig trifft man unter ihnen Männer, die eine Größe von mehr als 6 Fuß haben; ihr Wuchs zeigt ſchöne Verhältniſſe, ihre Glieder ſind wohlgebildet, ihre Muskeln kräftig, und ihre Formen kommen denen der weißen Race näher, als die irgend eines anderen Volkes. Sie haben ein kräftiges

Bein, eine breite Bruſt, einen kurzen, gedrungenen Hals, ein ovales Geſicht, einen großen Mund mit weißen, regelmäßigen Zähnen, eine wohlgebildete Naſe mit ſtarken Naſenlöchern, und Naſe wie Lippen unterſcheiden ſich weſentlich von denen des afrikaniſchen Typus. Die Hautfarbe iſt allerdings ungefähr dieſelbe, wie bei den Negern, tritt aber, wie bei dieſen Letzteren, je nach den Individuen in verſchiedenen Schattirungen auf. Man ſieht ſelbſt unter ihnen viele Perſonen von der Farbe der Mulatten, aber dies ſind Eingeborene der Tonga-Inſeln, auf welche wir ſpäter zurückkommen werden.

Wir haben jetzt nur noch den Haarwuchs der Fidſchi-Inſulaner zu beſchreiben, welcher einer eingehenderen Schilderung werth iſt, weil ſie auf die Pflege deſſelben eine beſondere Sorgfalt verwenden. Dieſes Haar iſt von Natur ſchwarz, dicht, lang und gekraust, ſteigt ziemlich tief auf die Stirne herab und vereinigt ſich mittelſt eines dichten Backenbarts mit dem ebenfalls ſehr reichen abgerundeten oder zugeſpitzten Kinnbart, neben welchem manche noch Schnurrbärte tragen. Wenn aber dieſes Haar von Natur aus ſchwarz iſt, ſo halten es die Stutzer für angemeſſener, es entweder mit Kalk zu bleichen, oder noch häufiger es zu färben; und es iſt daher gar nichts Seltenes, das Haar gelb oder ſogar zinnoberroth gefärbt zu ſehen, je nach der Farbe, welche gerade am Hof des Königs in der Mode iſt.

Die Färbung dieſes Haares erfordert manche ſehr umſtändliche Vorbereitung. Die Häuptlinge vorzugsweiſe — ſagt Commodore Wilkes, einer der Reiſenden, die ſich am längſten unter den Fidſchi-Inſulanern aufgehalten haben — widmen ihrem Haare die größte Aufmerkſamkeit und haben Diener, deren ausſchließliche Beſchäftigung darin beſteht, ſie zu friſiren. Dieſe, bisweilen in der Zahl von 10—12 bei ihrem erlauchten Herrn angeſtellt, dürfen ihre

Hände an gar nichts Anderes legen, als an das Haar ihres Herrn; ſie berühren nicht einmal ihre eigene Nahrung, ſondern werden von Anderen gefüttert. Einen Häuptling zu friſiren iſt eine ſchwierige Operation, welche 3—4 Stunden in Anſpruch nimmt; jede einzelne Locke muß ganz gerade ſtehen und ſich fünf bis ſechs Zoll vom Schädel entfernt halten. Der Bart, der häufig bis zur Bruſt herabfällt, iſt ebenfalls ein wichtiger Theil der Perſönlichkeit des Fidſchi-Inſulaners; und wenn Bart und Haar kunſtvoll hergerichtet ſind, legt ihr Beſitzer eine Selbſtzufriedenheit an den Tag, die ausnehmend beluſtigend wirkt. Um dies zu erreichen, wird der Kopf zunächſt mit einem gefärbten Oele reichlich begoſſen und alle Haare, ſo zu ſagen eines nach dem andern, ergriffen und über ein kleines Stäbchen von Perlmutter oder Elfenbein gerollt, worauf man ſchnell mit einer Flamme über das Ganze hinfährt, ſo daß die darüber hinausreichenden Haare abgeſengt werden und der ganze Haarſchopf eine einzige dichte Maſſe bildet, die einer ungeheuern Perrücke gleicht. Hierauf nimmt man ein Stück Gaze von ſolcher Feinheit, daß man es für Seidenpapier halten würde, ſchlägt dieſes dünne Gewebe in Falten und legt es auf die Friſur, um ſie vor Staub zu bewahren.

Die Häuptlinge und ihre Familien haben allein das Recht, eine derartige Zierrath zu tragen; und wer die Frechheit hätte, einen ſolchen Schleier über ſeine Friſur zu werfen, würde zum Tode verurtheilt werden. Der Sala (wie man dieſes Stück Gaze nennt) kann etwa drei Wochen lang friſch bleiben, wenn man darauf Achtung giebt, und man berührt die Haare nicht, ſo lange die Sala darauf bleibt; allein die vornehmeren Häuptlinge und die Zierbengel wechſeln beinahe jeden Tag die Sala und laſſen ſich von Neuem friſiren.

Die übrige Tracht iſt weit einfacher: Die Männertracht be-

ſteht aus einer ſchmalen Schärpe, die mehrmals um die Hüfte gelegt und vorne geknüpft wird; nur der König und die großen Häuptlinge dürfen dieſelbe bis auf ihre Füße herabhängen laſſen. Eine andere Inſignie der Macht und des Anſehens iſt ein Turban vom koſtbarſten Stoff, welcher kunſtreich auf das Haargebäude geſetzt wird und dem damit Geſchmückten ein ſehr würdevolles Anſehen verleiht. Natürlich iſt die Mode auch hierin verſchiedenen Schwankungen unterworfen, weil Jeder ſich beeilt, die bei Hofe übliche Mode nachzuahmen.

Die Kleidung der jungen Mädchen beſteht nur in einem Gürtel, von welchem ein Franſenbeſatz 6—8 Zoll lang herunterhängt; nach ihrer Verheirathung tragen ſie dieſen Franſenbeſatz länger und bisweilen bis über die Kniee herab, was eine ſehr maleriſche Wirkung macht. Den Stoff dazu liefern verſchiedene Arten von Schlingpflanzen, und manche dieſer kurzen Röcke ſind mit einer überraſchenden Geſchicklichkeit verfertigt.

Die Frauen tättowiren ſich verſchiedene Theile des Körpers, jedoch weder das Geſicht noch die Extremitäten. Die Männer enthalten ſich alles Tättowirens, bemalen ſich aber bei feſtlichen Gelegenheiten Geſicht und Körper auf die ſeltſamſte Weiſe.

Die Häuptlinge tragen als Schmuck Zierrathen von Muſcheln von der Größe eines Tellers, die an einer Schnur vom Halſe herabhängen; manche haben auch ein Halsband aus Stoßzähnen einiger Wale, die in Form von Krallen zugeſchnitten ſind, oder eine ganze Menge von Menſchenzähnen, an Schnüren aufgereiht, um die Bruſt hängen.

Das herrliche Klima der Fidſchi-Inſeln, das in einem ewigen Sommer beſteht, macht ihren Bewohnern die Kleider entbehrlich, und wir müſſen ſogar hervorheben, daß ſie ſich, trotz ihrer verhält-

nißmäßigen Nacktheit, sehr anständig betragen und streng auf gewisse Tugenden halten.

Der Missionär Williams sagt von ihnen: Der Fidschi-Insulaner hat treffliche Geistesgaben, welche das größte Interesse verdienen und einer vorzüglichen Entwickelung fähig sind, so daß er durch dieselben in den Stand gesetzt ist, bei gehöriger Ausbildung dieser Gaben eines Tages eine höhere Stelle in der menschlichen Familie einzunehmen, welcher er gegenwärtig noch zum Gräuel gereicht. Er hat ein sehr lebhaftes Gefühl und ist leicht zu bewegen, er ist eben so empfänglich für Liebe, wie für Haß; er zollt eben so offen sein Mitgefühl, als er seine Abneigung geschickt verbergen kann. Wenn er einerseits keine Kränkung vergißt und den schwärzesten Verrath nicht verschmäht, sich zu rächen, so legt er andererseits gegen seine Freunde eine musterhafte Rechtlichkeit und probehaltige Treue an den Tag. Seine Sinnenkräfte sind vorzüglich, sein Scharfblick und seine Geistesgegenwart merkwürdig, und er überwindet mittelst derselben leicht Hindernisse, vor denen ein civilisirter Mensch zurückbeben würde; er findet Werkzeuge, Geräthe, Materialien, Stricke u. s. w., wo ein Europäer in der größten Hilfslosigkeit und Entblößung dastehen würde; für ihn scheint die Natur ein ungeheures Vorrathshaus zu sein, in welches er nur hineinzugreifen braucht, um alle seine Bedürfnisse zu befriedigen.

Kein Diplomat ist geschickter oder geduldiger; er legt in allen seinen Beziehungen einen ungemeinen Takt und eine seltene Gewandtheit an den Tag. Wenn er dir einen Besuch macht, so ist sein Gesicht und seine Stimme die Leutseligkeit selbst; er hat das seltene Glück, diejenige Unterhaltung zu errathen, welche dir die angenehmste ist, dich über Das zu befragen, was du ihm gerne sagst, und Dasjenige herauszufühlen oder zu ahnen, was du verschweigen möchtest. Er versteht dich auf den ersten Blick, und es

muß ſchon ein ſehr dringender Fall ſein, der ihn veranlaßt, dich um einen Dienſt zu bitten, wenn du nicht in der Laune biſt, ihm denſelben zu erweiſen; je wichtiger das Geſchäft iſt, welches ihn zu dir führt, deſto weniger ſcheint er daran zu denken; er wird lieber ein anderes oder ein drittes Mal wiederkommen, als Gefahr laufen, ſein Vorhaben durch allzu große Eile mißlingen zu ſehen. Er ſcheint in den tiefſten Gedanken Anderer zu leſen und verbindet mit einer Art natürlichen Ahnungsvermögens das ausdauernde Studium bizarrer, ſchwer zu begreifender oder zu erklärender Charaktere.

Ueber den Urſprung und die Herkunft dieſes zu gleicher Zeit ſo abſcheulichen und ſo merkwürdigen Weſens iſt man noch vollſtändig im Unklaren; was darüber geſagt worden iſt, beruht nur auf Vermuthungen. Der Fidſchi-Inſulaner hat keine Geſchichte, ja nicht einmal Sagen über die Art und Weiſe, wie ſeine Vorfahren ſich auf der Inſelgruppe niedergelaſſen haben, die er heut zu Tage bewohnt. Wir wiſſen nicht einmal, welcher Race er angehört. Man hat ihn unter die Papuas geſtellt, mit denen er in der That die Haare und die Hautfarbe gemein hat; allein im Uebrigen unterſcheidet er ſich eben ſo ſehr von den Eingeborenen Weſtauſtraliens, wie der Norweger vom Lappen. Allerdings tritt dieſer Unterſchied weniger hervor bei den Bewohnern der bergigen Inſeln, deren Lebensweiſe mühſamer, und deren Nahrung minder reichlich iſt. Aber von der polyneſiſchen Race im Allgemeinen, welche über alle Inſeln der Südſee verbreitet iſt, weichen die Fidſchi-Inſulaner nicht allein durch ihre Züge, Hautfarbe und Sprache, ſondern auch noch durch den Charakter und die Gewohnheiten ab.

Wollten wir die Sitten, die Baukunſt der Fidſchi-Inſulaner und die Erzeugniſſe, die ſie verfertigen, im Einzelnen ſchildern, ſo müßten wir darüber ein ganzes Buch ſchreiben. Wir heben aber nur hervor, daß ihr Gewerbfleiß ganz ihnen eigen iſt; denn wenn

ſie auch einige Ideen mit ihren Nachbarn von den Freundſchafts-Inſeln ausgetauſcht haben, ſo entlehnten ſie doch Nichts von der Civiliſation der Europäer. Ihre gut gebauten Wohnungen ſind ganz ihren Bedürfniſſen angeeignet und entbehren ſogar der Zierlichkeit nicht. Die Mehrzahl der Privathäuſer ſind ungefähr 27 Fuß lang und 16 Fuß breit und enthalten nur ein einziges Gemach; aber an dem einen Ende befindet ſich eine Art Diwan, bisweilen durch einen hübſchen Vorhang von Zeug abgeſchieden, der einen geſchloſſenen Alkoven bildet. Dieſe Häuſer bilden ein längliches Viereck und haben keinen Giebel, ſondern ein viereckiges Palmendach, das in einer Dicke von 1—2 Fuß mit Zuckerrohr oder Pandanusblättern bedeckt iſt und dann tief herabſteigt, ſo daß es weit über die Außenwände hervortritt und dieſe durch ſeinen Vorſprung ſchützt. Auf dem Gipfel iſt ein äußerer Balken angebracht, welcher mit jedem ſeiner Enden das Stroh um mehr als einen Fuß überragt, und dieſer Grat oder Kamm, welcher an ſich ſelbſt ſchon eine Zierrath bildet, iſt noch mit weißen Muſcheln verziert, und zwar faſt durchgehends mit einer Porzellanſchnecke, welche bei den Naturforſchern Cypraea ovula heißt. Nur Eines verunſtaltet jedoch dieſe im Allgemeinen maleriſche Wohnung, nämlich die Kleinheit der Thüren; es befinden ſich gewöhnlich zwei ſolcher an jeder Wohnung, und die größten derſelben ſind nicht einmal $3^1/_2$ Fuß hoch. Der Fidſchi-Inſulaner ſagt dir nicht, weshalb er ſeine Thüren ſo niedrig macht; allein wenn du ihn beſuchſt, findeſt du ihn manchmal mit einem Stock in der Hand vor ſeiner Thüre Schildwacht ſtehend, und ſo haben dieſe niedrigen, ſchmalen Thüren wahrſcheinlich einen Vertheidigungszweck.

Die Hütten der Häuptlinge und der große Rathsſaal, der zugleich zum Tempel dient und den Namen Buré führt, ſind nach dem gleichen Muſter gebaut, wie die Privathäuſer, nur haben ſie

weit größere räumliche Verhältniſſe, und die Mauern, die Thüren und der Kamm auf dem Dache ſind daran auf zierlichere Weiſe geſchmückt. Die Verzierung beſteht faſt immer aus verſchlungenen Zügen oder Flechtwerk von Cocosfaſern, aus Arabesken oder Schnörkeln an den Balken oder Pfeilern.

Allein diejenige Art von Gebäuden, welche das vollkommenſte Beiſpiel von der Baukunſt der Fidſchi-Inſulaner bildet, findet ſich nicht auf allen Inſeln; jeder Theil des Archipels hat ſeine beſondere Bauweiſe und Bauten. Die Behauſung der Bewohner der weſtlichen Inſeln iſt weſentlich verſchieden von derjenigen der Bewohner der Oſtinſeln. Manche Dörfer gleichen einem Haufen ungeheurer Körbe, andere einer Sammlung roher Lauben von Stab- oder Flechtwerk; eine dritte Art ſcheint aus länglichen Heufeimen zu beſtehen, während bei anderen der Feimen kegelförmig iſt. Es würde zu weit führen, wollte man alle die launenhaften Einzelnheiten beſchreiben, welche die Baukunſt der Fidſchi-Inſulaner aufzuweiſen hat.

Einer eben ſo großen Mannichfaltigkeit und Abwechſelung begegnen wir in den Geräthen, welche dieſe Häuſer enthalten. Stets aber iſt das Mobiliar derſelben ſehr einfach. Man ſieht hier weder Stühle, noch Tiſche, noch Ruhebänke. Das Bettzeug beſteht aus einer ſchönen Matte, welche man über den oben erwähnten Divan breitet, und bei reichen Leuten iſt der Boden anſtatt eines Fußteppichs mit einem ähnlichen Gewebe bedeckt. Es giebt in dieſer Art nichts Schöneres und Feineres, als das Gewebe dieſer ausgezeichneten Matten, die man in der ganzen Welt nicht mehr in derſelben Vollkommenheit finden dürfte, und zu welchen verſchiedene einheimiſche Gewächſe den Stoff liefern, namentlich eine Art feiner Binſen, ſowie die lindenblätterige Ketmia (Ketmia tiliaefolia, eine Hibiscusart) und eine kleine Palme oder Bromeliacee, woraus ein

in Indien und Madagascar wohlbekannter Faserstoff, der sogen. wohlriechende Baquois oder Bakwa, gewonnen wird.

Diese Matten sind in jedem Haus in reicher Menge vorhanden; selbst der Aermste besitzt eine derselben, um sich darauf zu setzen, und sie dienen zugleich den sehr großen Kähnen und namentlich den Kriegsfahrzeugen der Fidschi-Insulaner zu Segeln.

In den Wohnungen der Reichen trifft man noch eine Menge von Körben, eine Mannichfaltigkeit von Zeugen und Vorhängen von verschiedenen Stoffen, deren Hauptbestandtheil jedoch meist aus der Faser des Papiermaulbeerbaums besteht, so wie endlich ein Möbel, das eine ganz besondere Erwähnung verdient. Dies ist nämlich eine Art Schemel aus polirtem Holz, welche beim Schlafen die Stelle eines Kissens oder Kopfpfühls vertritt und den Zweck hat, den Haarputz während der Ruhestunden unversehrt zu erhalten. Man liegt darauf sehr hart, wie man sich wohl denken kann; allein die liebe Eitelkeit des putzsüchtigen Eingeborenen erträgt geduldig dieses kleine Ungemach.

Außer den Matten und Körben findet man noch Gefäße von allen Größen und Gestalten: Tiegel und Schüsseln, Platten und Teller, Näpfe und Krüge, Ober- und Untertassen, Trinkbecher und Humpen aus gebranntem Thon, von zierlicher Zeichnung und sehr reinen Linien, obschon der Gebrauch der Töpferscheibe dem Fidschi-Insulaner unbekannt ist. Dieses Geschirr ist bald roth, wie die alte römische Siegelerde, bald gefirnißt mittelst des Harzes der Kaurifichte, welche auf diesem Archipel einheimisch ist. Unter allen diesen Geschirren zeichnen sich die Kochtöpfe besonders durch ihre Größe aus; sie gleichen ungeheuren abgestutzten Wasserkrügen, deren Mündung groß genug ist, um die massenhaftesten Fleischstücke aufzunehmen. Ich brauche euch wohl nicht erst zu sagen, was für ein Fleisch man an den hohen Festtagen darin kocht.

Wir kommen nun zu den Werkzeugen und Ackergeräthen, welche letztere allerdings von der urſprünglichſten Art ſind und nur aus einem ſpitzen Stock und einer kleinen Keule beſtehen. Der Stock dient zum Auflockern des Bodens und erſetzt unſere Pflüge; die Keule dient ſtatt einer Walze, um die Erdſchollen zu zertrümmern, welche der Stock aufgehoben hat, und die man dann mit den Fingern zerkleinert. Dieſe Art von Ackerbau iſt ſehr langſam und umſtändlich, aber raſch genug für den Bewohner der Fidſchi-Inſeln, deſſen Meierei nur den Umfang eines Gartens hat. Wozu ſoll er denn auch ein größeres Stück Feld anbauen, wenn ein paar Beete hinreichen, um Wurzeln und Knollen von 8—100 Pfund Schwere und Piſangpflanzen in Menge hervorzubringen, deren lange Riſpen je mit mindeſtens 150 Früchten behangen und ſo ſchwer ſind, daß ein Mann daran zu tragen hat. Ein einziger Morgen Landes erträgt dort ſo viel, als bei uns fünfzig. Nur Schade, daß der Fidſchi-Inſulaner nicht zum rechten Genuſſe der Fruchtbarkeit und des Reichthums dieſes Bodens kommt, weil er in geſellſchaftlichen Zuſtänden lebt, die ihn ſchwerer bedrücken, als einſt die mittelalterliche Leibeigenſchaft auf unſern deutſchen Bauern laſtete. Wir werden auf die Schilderung dieſer Zuſtände weiter unten zurückkommen.

Ein anderer hervorragender Zug von Kunſtfleiß bei dieſen Inſulanern iſt ihre Geſchicklichkeit im Schiffsbau, worin ſie es den Bewohnern der meiſten benachbarten Inſelgruppen zuvorthun. Sie haben Kähne von 20 bis zu 90 und 120 Fuß Länge und bis zu 22 Fuß Breite, die meiſterhaft ausgearbeitet ſind, aus einem harten, feſten Holze, welches dem Wurmfraß nicht unterworfen iſt und in ihrer Sprache Feſi heißt. Nach europäiſchen Begriffen ſind dieſe Kähne allerdings verhältnißmäßig etwas zu breit, haben aber deshalb um ſo weniger Tiefgang und können dennoch zu gro-

ßen Fahrten dienen, weil sie nicht blos mit Rudern in Bewegung gesetzt werden, sondern auch Masten und Segel haben, welche letztere aus den schönen festen Matten bestehen, in deren Bereitung sie so geschickt sind. Ueberhaupt sind sie den benachbarten Südsee-Insulanern in manchen Kunstfertigkeiten weit überlegen und verrathen einen etwas höhern Grad von Kultur, sowohl durch die verhältnißmäßige Höflichkeit und Feinheit ihrer Manieren, durch ihren rührigen Fleiß und ihre Betriebsamkeit, als auch durch die eigenthümlich entwickelte gesellige und politische Verfassung, in der sie leben. Die Fidschi-Inseln zerfallen politisch in eine Menge kleinerer Staaten und Fürstenthümer; beinahe jedes Dorf hat seinen eigenen Häuptling oder König, der nahezu eine unumschränkte Gewalt ausübt, und ist hierdurch ein kleiner Staat an sich. Eine Anzahl solcher Dörfer und Häuptlinge, die sich mindestens auf 10, bisweilen aber auch auf 150 beläuft, stehen mit einander unter einem gemeinsamen Oberhaupte, das aber nicht König heißt, sondern nur „großer Häuptling", und dem vorzugsweise der Oberbefehl im Kriege zusteht. Die Macht dieser Häuptlinge und noch mehr der Könige ist ganz uneingeschränkt; sie begegnen ihren Unterthanen, als ob diese ihre Leibeigenen wären. Das gemeine Volk hat mindestens $^4/_5$ von dem Ertrage seines Fleißes in Gestalt von Zehnten und Abgaben aller Art an seine Häuptlinge und Könige zu entrichten. Der Unterthan ist mit Leib und Leben, mit Hab und Gut vom Willen und der Laune seines Häuptlings abhängig, muß für ihn arbeiten und frohnen und in jedem Augenblick fürchten, daß man ihm seine Weiber, seine Töchter, seine Hütte, sein Feld und sogar sein Leben nehme. Kein Gesetz schützt ihn gegen die Launen oder die Habsucht seiner Herren, und wie arm auch der Einzelne sei, so fehlt es doch nicht an Leuten, die ihn noch ausplündern. Ein Häuptling kann einen Mann aus dem gemeinen Volke erschlagen oder

wegnehmen, ohne daß ihn eine Strafe trifft; Handlungen dieſer Art kommen täglich vor, und der Häuptling ſeinerſeits wird von dem Könige todtgeſchlagen, ohne daß Jemand ſich darüber wundert. Noch im Jahre 1848 führte der zum Chriſtenthum bekehrte Häuptling Rawatu von Raki-Raki den engliſchen Miſſionär Lyth einige tauſend Schritte weit aus dem Dorfe hinaus und zeigte ihm die Steine, welche ſein Vater an einem beſtimmten Orte zuſammengelegt hatte, und zwar jedes Mal einen, ſo oft er einen Menſchen verzehrt hatte. Rawatu's Vater hatte jedoch mit dieſer eigenthümlichen Buchführung ſeiner Menſchenfreſſerei erſt begonnen, als ſeine Kinder ſchon erwachſen waren, und dennoch fand Lyth nicht weniger als 872 ſolcher Steine, deren jeder ein Menſchenleben bedeutete, ungerechnet diejenigen, welche aus der Reihe gefallen oder geſtoßen worden waren. Rawatu verſicherte noch, ſein Vater habe dieſe Menſchen alle allein verzehrt und nie einen weggegeben, wenn er auch zuweilen einige übrig gehabt habe. Die Leiche wurde gekocht und wieder gekocht, und dadurch das Fleiſch erhalten, bis der letzte Biſſen verzehrt war. Unweit davon war eine zweite Reihe Steine, zum Andenken an diejenigen Menſchen, welche Rawatu's Bruder verſpeiſt hatte, ehe er Chriſt geworden war. Es waren nur 48 Steine, aber in dieſer Bedeutung ſchon mehr als zu viel. Weder der Vater noch der Bruder Rawatu's waren jemals über dieſe ſchändliche Grauſamkeit zur Rechenſchaft gezogen worden, ſondern ihre Nachbarn und Untergebenen hatten dies für ganz natürlich gefunden.

Auf dem ganzen Fidſchi-Archipel giebt es etwa acht Könige, von denen jeder mit unbeſchränkter Macht über eine größere Anzahl von Häuptlingen und Dörfern herrſcht. Jeder dieſer Könige bewohnt eine eigene Inſel, an die ſich dann eine Gruppe von anderen mehr oder minder beträchtlichen Eilanden anſchließt. Die Macht

dieſer Könige iſt bald mehr, bald weniger ausgedehnt, und die Oberherrſchaft über den ganzen Archipel oder die Hauptmacht hat ſeit etwa einem Jahrhundert mehrfach gewechſelt. Derjenige König, der ſtark genug iſt, um ſeinen Nebenbuhler zu tödten, erringt den Oberbefehl und behält ihn ſo lange, bis er einen Arm trifft, der noch ſtärker iſt, als der ſeinige. Allein keinem von dieſen Monarchen iſt es ganz gelungen, den geſammten Archipel unter ſeiner Herrſchaft zu vereinigen; der wichtigſte Triumph, welchen die Mächtigſten erlangt haben, beſtand nur darin, daß ſie auf denjenigen Inſeln, die ihnen nicht unterworfen waren, gefürchtet wurden und von den Beherrſchern derſelben Geſchenke und Geiſeln erhielten. Uebrigens iſt an eine vollſtändige Unterwerfung auch darum nicht zu denken, weil die einzelnen Stämme beinahe unausgeſetzt Krieg mit einander führen, um ſich das Menſchenfleiſch zu verſchaffen, nach dem ſie ſo lüſtern ſind. Das, was die Fidſchi-Inſulaner Krieg nennen, iſt jedoch nicht ſelten blos ein hinterliſtiger Ueberfall auf Wehrloſe, welche von einem Hinterhalte aus von der Uebermacht überrumpelt, erſchlagen und dann im Triumph zum Backofen geſchleppt werden. Zuweilen mäſten ſie ihre Kriegsgefangenen förmlich zum Schmauſe, oder üben die abſcheuliche Grauſamkeit, den verwundeten Gefangenen die Glieder abzuhauen und dieſe vor den Augen der noch lebenden Verſtümmelten unter lautem Hohne zu verzehren.

Jeder dieſer Könige der Fidſchi-Inſeln hat einen Hof, und an jedem dieſer Höfe macht ſich, wie anderwärts, eine beſondere Etikette und Mode geltend. Das herkömmliche Ceremoniell wird mit eiſerner Strenge gehandhabt, und nicht ſelten ſieht man Denjenigen, der dagegen fehlt, beſonders bei Rückfällen, durch des Königs eigene Hand erſchlagen werden. Ein zufälliger Fehler, ein geringes Verſehen wird mit dem Verluſte eines Fingers beſtraft,

woher es denn kommt, daß es an dem Hofe eines Fidſchi-Königs nur ſehr wenige vollſtändige Hände giebt. Wenn der König oder oberſte Häuptling ſtolpert und zu Boden fällt, ſo wirft ſich ſein ganzes Gefolge ebenfalls zur Erde, um vor dem Gewaltigen Nichts voraus zu haben. Wollte man alle die Thorheiten und Niederträchtigkeiten aufzählen, zu denen die Willkür und Grauſamkeit der Häuptlinge und die Gemeinheit des Adels der Fidſchi-Inſeln Veranlaſſung giebt, ſo könnte man kein Ende finden; allein man kann ſich dieſelben wohl denken, denn das Volk der Höflinge iſt überall das gleiche und bewohnt nicht blos die Fidſchi-Inſeln. Iſt auch die Form verſchieden, ſo bleibt doch die Sache immer dieſelbe.

Ich ſollte nun eigentlich zum letzten Charakterzuge dieſes Volkes, der es vor allen anderen auszeichnet, nämlich zu ſeiner Menſchenfreſſerei übergehen, die um ſo auffallender iſt, weil der Bewohner dieſer Inſel inmitten einer ſolch' herrlichen Natur buchſtäblich im Schooße des Ueberfluſſes ſitzt. Allein ich glaube, daß Dasjenige, was ich ſeither ſchon im Vorübergehen und gelegentlich über dieſe abſcheuliche Sitte geſagt habe, mehr als hinreichend iſt, um meinen Leſern Abſcheu vor dieſem Brauche einzuflößen, und ich verzichte daher auf eine eingehende Schilderung, obſchon mir mehr als zwanzig Augenzeugen das Material dazu geliefert haben.

XVIII.

Die Bewohner der Freundſchafts-Inſeln.

Mit wahrem Vergnügen verläßt man die Fidſchi-Inſeln und wendet ſich zu dem ſanften freundlichen Volke des Tonga-Archipels. Bekanntlich erhielt dieſe Inſelgruppe durch den berühmten Seefahrer Cook den Namen Freundſchafts-Inſeln in Folge der angenehmen Beziehungen, welche er mit den Eingeborenen derſelben hatte.

Dieſe Inſelgruppe wurde im Jahre 1663 durch einen holländiſchen Seefahrer Namens Abel Tasman entdeckt, dem man auch die Entdeckung von Auſtralien, Neuſeeland, Vandiemensland und anderen Südſee-Inſeln verdankt. Die drei bedeutendſten derſelben erhielten Anfangs den Namen Amſterdam, Rotterdam und Middelburg; allein die Geographen haben den einzelnen Inſeln diejenigen Namen wiedergegeben, welche ſie bei den Eingeborenen von Anfang hatten, und für die ganze Gruppe denjenigen Namen angenommen, welchen Cook ihnen ertheilt hatte.

Daſſelbe Zurückgreifen auf die urſprünglichen Namen, welche gewiſſe Inſeln und Länder in der Mutterſprache ihrer Ur-Eingeborenen führten, ſollte auch noch an manchen andern Stellen ſtattfinden, denn es giebt gar nichts Kläglicheres als alle dieſe Prinz-Wilhelms-, dieſe Karolinen-, dieſe König-Georgs-, dieſe Tauſende von

Alberts- und Viktoria-Inseln, womit der Geist der Schmeichelei unsere Landkarten zum Nachtheil der Wissenschaft bedeckt hat.

Kapitän Cook hat also die Tonga-Inseln nicht entdeckt, aber er war der Erste, der sie und ihre Bewohner genau geschildert hat, und es wäre ein Unrecht, wenn man den Namen, welchen jener berühmte Mann für diese Inseln geschaffen hat, nicht erhalten wollte, zumal da derselbe ein Beweis von dem friedlichen Charakter derjenigen ist, welche diese Inseln bewohnen.

Die Lage der Freundschafts-Inseln ist leicht zu behalten: der 20. Grad südlicher Breite und der 177. Grad westlicher Länge begegnen sich in ihrem Durchschneidungspunkt auf der Insel Tofoa, die beinahe im Mittelpunkte dieses Archipels liegt. Der letztere ist also im Mittel ungefähr um 2 Grade südlicher und um 5 Grade östlicher als der Centralpunkt des Fidschi-Archipels; die beiden nächsten Inseln dieser zwei Gruppen sind also etwa 300 englische Meilen von einander entlegen. Diese Entfernung, die an sich schon unbedeutend ist, verringert sich für die Tonga-Insulaner noch um ein Bedeutendes dadurch, daß die Passatwinde, welche von Osten her wehen, denselben sehr zu statten kommen, so daß die Fahrt mit den Passatwinden für die Tonga-Insulaner, die nach den Fidschi-Inseln segeln wollen, ungefähr einer Fahrt bergab gleicht, während man die Fahrt der Fidschi-Insulaner in umgekehrter Richtung eher einem Berganfahren vergleichen könnte. Hierzu kommt noch, daß die Bewohner der Freundschafts-Inseln weit gewandtere Seefahrer und Schiffer sind als Jene, und daher rührt es denn, daß man sie weit häufiger auf den Fidschi-Inseln trifft, als die Bewohner der letzteren in dem Tonga-Archipel. Ferner enthalten die Fidschi-Inseln in ihren Wäldern weit schöneres Bauholz, als die benachbarten Inselgruppen; und die Freundschafts-Insulaner kommen daher nach den Werften der Fidschi-Inseln, um dort für eigene

Rechnung oder im Solde der Eingebornen zu arbeiten und sich das Material und die Proceduren zu Nutz zu machen, die man dort anwendet; denn wenn die Bewohner der Fidschi-Inseln auch in Beziehung auf Schifffahrtskunde noch unter den Bewohnern mancher anderen Insel der Südsee stehen, so haben sie doch in Beziehung auf ihre Erfahrung und Gewandtheit im Schiffsbau kaum mehr ebenbürtige Nebenbuhler.

Leider sind die gewerblichen Vortheile, welche die Freundschafts-Insulaner aus diesem Verkehr mit den Bewohnern der Fidschi-Inseln gezogen haben, mehr als aufgewogen durch den Schaden, den sie dabei an ihrem sittlichen Wesen erlitten haben; das Laster gewinnt stets mehr Proselyten als die Tugend, und durch den Verkehr mit den Kannibalen der Fidschi-Inseln haben die Freundschafts-Insulaner viel von ihrer Sanftmuth verloren. Zu der Zeit, wo Tasman diese Inselgruppe entdeckte, bemerkte er bei den Bewohnern derselben nicht eine einzige Kriegswaffe, und vielleicht war ihnen schon der Begriff des Krieges nicht einmal bekannt. 180 Jahre später fand der Kapitän Cook bei ihnen schon den Wurfspeer, die Keule und verschiedene andere Waffen, welche ganz mit denjenigen übereinstimmten, die unter den Wilden der Fidschi-Inseln üblich sind. Hierbei blieb das Uebel nicht einmal stehen, sondern die Tonga-Insulaner sind in ihren Beziehungen zu jenen Menschenfressern auch blutdürstig geworden und wären wahrscheinlich zu Kannibalen heruntergesunken, wenn der Einfluß der Missionäre sie nicht daran verhindert hätte. Sie waren schon so weit gekommen, daß sie ihre Kriegsgefangenen den Götzen opferten, und von den Menschenopfern bis zur Menschenfresserei ist es nur ein kleiner Schritt.

Die Tonga-Inseln sind nicht sehr zahlreich und nur von mittelmäßiger Ausdehnung; nur 5 oder 6 von ihnen haben eine

gewiſſe Wichtigkeit, und Tongatabu, die größte und bedeutendſte derſelben, hat nur einen Umfang von etwa 18 geographiſchen Meilen. Die Richtung des Archipels geht von Süd nach Nord oder Nordoſt; und von der ſüdlichſten Spitze der Inſel Eau bis zur nördlichſten von Vavau, welche das andere Ende der Gruppe bildet, beträgt die Entfernung höchſtens 300 geographiſche Meilen.

Der ganze Archipel, mit Ausnahme von ein oder zwei Inſeln, iſt flach; allein auch auf dieſen haben die kleinen Hügel, welche das Flachland unterbrechen, ſelten über 50 — 60 Fuß Höhe, und wenn auch unter der ganzen Zahl ab und zu ein kleines Eiland iſt, das in Geſtalt eines Berges unmittelbar aus dem Meere emporſteigt, ſo erreicht ſein Gipfel doch ſelten eine Höhe von mehr als 600 Fuß.

Auf der Mehrzahl dieſer Inſeln zeigt das Pflanzenleben einen unglaublichen Reichthum und eine ſeltene Ueppigkeit; man findet daſelbſt den Pandanus, verſchiedene Arten von Palmen, namentlich die Cocospalme, verſchiedene Spielarten vom Brodfruchtbaum, mehrere Piſangarten, die Dracäna mit eßbaren Knollen, den Papiermaulbeerbaum, das Zuckerrohr, die Igname, die Curcuma, ſchöne Caſuarinen und eine Menge anderer Gewächſe, welche ſowohl durch ihre Wurzeln, als ihre Früchte, ihren Saft, ihr Mark, ihren Stengel, ihre Zweige, Blätter oder Rinde für den menſchlichen Haushalt mannichfach nützlich ſind. In landſchaftlicher Beziehung giebt es vielleicht keinen Punkt auf der Welt, der lieblichere Oertlichkeiten darböte, als die Freundſchafts-Inſeln. Die Landſchaft iſt vielleicht weniger maleriſch, weniger impoſant und ergreifend als auf den Fidſchi-Inſeln, allein es liegt eine friedliche Schönheit, ein außerordentlich inniger Reiz über ſie hingebreitet, der in Verbindung mit dem köſtlichſten Klima ſie zu einem wahren irdiſchen Paradieſe zu machen ſcheint.

Die Bewohner dieſer bevorzugten Inſeln gehören der polyneſiſchen Race an und ſind ganz von der Race der Papuas oder Melaneſier verſchieden. Letztere ſind von ſchwarzer Hautfarbe und ſcheinen urſprünglich von Weſten her zu kommen, da die Fidſchi-Inſeln ihr öſtlichſter Aufenthalt ſind. Nach meinem Dafürhalten ſtammen ſie von afrikaniſchen Negern ab, die einſt von der Oſtküſte Afrika's hier herüber verſchlagen worden ſind, während die Polyneſier, welche den öſtlichen Theil der Südſee-Inſeln bevölkern, ſicher von Oſten her kamen und nach meinem Dafürhalten demſelben Menſchenſtamme angehören, wie die Eingeborenen von Amerika.

Wenn die Ethnologen, das heißt, die Gelehrten, die ſich mit dem Studium der Menſchen-Racen befaſſen, aus ihrem Geiſte jene fabelhafte Annahme oder Nachricht verbannen könnten, laut welcher das ganze Menſchengeſchlecht von einer einzigen gemeinſamen in Aſien gelegenen Stammfamilie, deren Heimathsort zwar ſchwer aufzufinden ſein dürfte, abſtammen ſoll, ſo würden ſie ſich endlich dem Beweiſe des Augenſcheins unterwerfen und anerkennen, daß die Bewohner der Sandwichs-Inſeln aus Californien ſtammten, und nicht umgekehrt, daß die Californier von den Hawai-Inſeln aus nach der Weſtküſte des nordamerikaniſchen Feſtlandes einwanderten.

Aber wir wollen hier keinen wiſſenſchaftlichen Streit führen; es genügt uns zu wiſſen, daß die Bewohner des Tonga-Archipels demſelben Menſchenſtamme angehören wie diejenigen von Tahiti, Neuſeeland und vorzugsweiſe diejenigen von den Schifferinſeln, von denen ſie ein abgelöſter Zweig zu ſein ſcheinen. Die Sprache des Tonga-Archipels iſt nur ein Dialekt von der in ganz Polyneſien üblichen Sprache; und in phyſiſcher Beziehung unterſcheiden ſich die Bewohner von den anderen Inſulanern im öſtlichen Theile von Polyneſien nur durch reinere Züge und edlere Formen. Die Män-

ner gelten für die ſchönſten in der ganzen Südſee, und die Frauen dürfen füglich unter die ſchönſten der ganzen Erde gerechnet werden; viele unter ihnen wären an allen Orten hübſch und überragen an Anmuth und Adel der Züge im Allgemeinen ſicherlich die Tahitierinnen, von denen man ſo viel Aufhebens gemacht hat. Dieſer Menſchenſchlag iſt von höherem Wuchs als die Europäer, von kräftigen wohlgebildeten Geſtalten, harmoniſchen Verhältniſſen, runden Gliedern und feinen Extremitäten. Namentlich ſind bei den Weibern Hände und Füße auffallend klein und zierlich. Es würde ſchwer halten, ihre Züge genau zu beſchreiben, denn dieſe wechſeln wie überall je nach dem einzelnen Individuum. Man wäre ſehr in Verlegenheit, wenn man unter allen Bewohnern einer großen Stadt oder auch nur eines Dorfes, ja ſelbſt unter den Gliedern einer einzigen größeren Familie diejenigen auswählen müßte, deren Geſtalt dazu dienen könnte, das Portrait der Anderen darnach zu machen. Aehnliches findet für die Bewohner der Tonga-Inſeln ſtatt; neben dem allgemeinen Stammescharakter findet ſich eine individuelle Verſchiedenheit, welche ſogar im Einzelnen zu ſchildern wäre. Wir können jedoch ſagen, ihre Lippen haben niemals die Dicke derjenigen der Neger, und wenn ſie auch im Allgemeinen Stumpfnaſen haben, ſo ſieht man doch bei ihnen eine ziemliche Anzahl Adlernaſen und viele Geſichter, deren Totaleindruck an die vollen ſchönen Züge der Italienerinnen erinnert. Die Frauen unterſcheiden ſich in dieſer Beziehung weniger von den Männern, als man es gewöhnlich ſieht: ſie haben dieſelben Züge wie die Letzteren, nur feiner und zarter geſchnitten. Der auffallendſte Charakterzug dieſes Menſchenſchlages iſt jedoch die Reinheit ſeiner Formen; eine große Anzahl von ihnen könnte jeder Bildhauer zum Modell nehmen. Die Hautfarbe der Freundſchafts-Inſulaner iſt nicht ſo dunkel, wie bei den meiſten andern Polyneſiern; bei den Frauen der wohlhabenderen Klaſſen

iſt ſie einfach olivengelb, und die Kinder kommen beinahe weiß zur Welt; ſie bräunen ſich ſpäter durch die Einwirkung der Sonne, denn ſie ſind den ganzen Tag im Freien und nie anders unter Obdach, als um zu ſchlafen.

Beinahe Alle haben weiße Zähne und ſchöne Augen, was jedoch kein unterſcheidender Charakterzug iſt, denn die meiſten Bewohner Oceaniens erfreuen ſich deſſelben Vorzuges. Sogar die Kannibalen der Fidſchi-Inſeln ſelbſt könnten in dieſer Beziehung nicht übertroffen werden. Anſtatt aber, wie dieſe, nur eine Art ſtraffer friſirter Mähne zu haben, zeigen die Bewohner der Tonga-Inſeln ein ſchönes reiches geſchmeidiges und fließendes Haar, das manchmal ſtraff und platt iſt, wie bei den amerikaniſchen Indianern, weit häufiger jedoch wellenförmig und zuweilen beinahe geringelt, jedoch niemals kraus, wie bei den Negern. Da dieſes Haar vom glänzendſten Schwarz iſt, wie Ebenholz, ſo muß man nur bedauern, daß dieſe Leute es um einer thörichten Mode willen röthlichbraun, roth oder orange färben. Wahrſcheinlich haben ſie dieſen unſinnigen Brauch, der bei ihnen keine Entſchuldigung zuläßt, von ihren Nachbarn entlehnt, denn die Fidſchi-Inſulaner behaupten, dieſer zerſtöre die Inſekten, von denen ihr dichtes ſchwarzes Haar wimmelt, und man begreift, daß dieſer Beweggrund eine ſolche Gewohnheit auch annehmbar macht, eben weil ſie vortheilhaft iſt; das ſtraffe dichte Haar der Fidſchi-Inſulaner iſt weniger reinlich zu erhalten, als das weiche geſchmeidige der Freundſchafts-Inſulaner, bei welchen daher die Sitte, es zu färben, einfach nur lächerlich iſt. Wie Schade daher, daß die Bewohner des Tonga-Archipels, wenn ihnen die rothen Haare ſo ſehr gefallen, nicht mit denjenigen Europäern tauſchen können, die mit einer ſolchen Färbung heimgeſucht ſind!

Außer dieſer Färbung der Haare iſt aber bei den Freundſchafts-Inſulanern auch noch der Brauch im Schwange, ihr Haar

auf verſchiedene Weiſe zu beſchneiden: die Einen raſiren ſich die eine Seite des Kopfes ganz, die Andern bringen nur eine leichte Tonſur an oder nehmen nur eine oder zwei Locken davon weg, während die in ihrer Toilette am wenigſten Eiteln oder Sorgfältigen die Haare in ihrer ganzen Länge beibehalten und dadurch offenbar den beſten Geſchmack an den Tag legen. Im Gegenſatz zu der bei uns üblichen Sitte pflegen gerade dort die Frauen ihr Haar am kürzeſten zu verſchneiden.

Allein wenn die Männer ihre Haare lang tragen, ſo raſiren ſie ſich zuweilen den Bart nur allzu dicht und zwar mittelſt zweier Muſcheln, von denen die eine auf die Haut gedrückt wird und die Stelle des Kammes vertritt, während die andere das Scheermeſſer erſetzt. Dieſe Operation ſoll nach Angabe jener Eingebornen gar nicht ſchmerzlich ſein oder wenigſtens ihnen nicht die Thränen in die Augen treiben, wie es das ſtumpfe Raſirmeſſer bei uns unglücklichen Europäern thut.

Die Kleidung der Bewohner der Tonga-Inſeln iſt beinahe die gleiche wie bei denen von Tahiti und beſteht in einer Art kurzem Rock oder Unterrock oder Schürze, die ſie Parehu nennen. Der Schnitt iſt ſehr einfach und erheiſcht weder Schneider noch Nähterin; denn der Parehu iſt bei beiden Geſchlechtern üblich. Man nimmt einfach nur ein Stück Tappa oder Zeug aus der zubereiteten Rinde des Papier-Maulbeerbaums, das ungefähr drei Ellen in's Gevierte hat, biegt es ſo zuſammen, daß es doppelt zu liegen kommt, legt es um die Umbiegung der Hüften, nähert die beiden Enden einander und bindet ſie vorne zuſammen. Der untere Theil fällt bis auf die Mitte des Beins, bisweilen bis auf den Knöchel herab; die andere Hälfte, welche die Schultern bedecken kann, wird bei Nacht heraufgeſchlagen und häufig auch am Tage, wenn ſtarke Winde oder Regen eintreten, oder wenn der Miſſionär es verlangt. Ehe die

Methodiſten ihnen das Unſchickliche ihrer Tracht vorgeworfen, wovon ſie keine Ahnung hatten, pflegten die Freundſchafts-Inſulaner den oberen Theil des Parehu unfehlbar zuſammenzurollen, ſo daß er einen Wulſt bildete, der auf den Hüften aufſaß und die Schlankheit einer feinen Taille noch mehr hervorhob. Nach der landesüblichen Mode gab es nichts Graziöſeres als dieſe Art von Tunika; durch die puritaniſche Auffaſſung der Miſſionäre jedoch wird dieſes reizende Gewand zu einem ungraziöſen Sack ohne Aermel. Die Temperatur erfordert dieſe Vorſichtsmaßregel nicht, denn das Klima iſt außerordentlich milde und die Luft warm; und wenn ſich die Bewohner des Tonga-Archipels bei Nacht zuzudecken pflegen, ſo geſchieht es nicht, um ſich vor der Kälte zu ſchützen, welche bei ihnen gar nicht vorkommt, ſondern als Vorkehrung gegen die Stechmücken, von denen dieſe Inſeln wimmeln, und die eine der unangenehmſten Landplagen ſind.

Der Parehu beſteht nicht nothwendig immer aus Rinde, ſondern man verwendet zu demſelben Gebrauch noch eine Art ſehr feiner Matten, welche man aus den Faſern des Pandanus verfertigt, und die ebenfalls vortrefflich kleiden. Bei feſtlichen Gelegenheiten tragen ferner die Wohlhabenden Parehus, die mit rothen Federn geſchmückt, von wunderſchöner Arbeit und von größtem Effecte ſind. Die Angehörigen der unteren Volksklaſſen tragen eine minder weite und minder hübſche Schürze, die aus der Rinde des Brodfruchtbaums verfertigt iſt und oft in eine einfache Schärpe oder Binde ausartet, die um die Lenden geſchlagen wird.

Beinahe alle Männer gehen barhaupt, mit Ausnahme der Häuptlinge; dieſe ſind bei feſtlichen Gelegenheiten und an Galatagen mit einem Diadem geſchmückt, das in der Mitte der Stirne eine Höhe von einer bis zwei Spannen hat, nach dem Nacken hin niedriger wird und aus den Schwanzfedern des Tropikvogels

(**Phaeton aethereus**) verfertigt iſt, die man auf einem Bandſtreifen von rothen Papageienfedern aufgereiht hat. Die Weiber verwenden zu ihrem Kopfputz nur Blumen, welche ihnen in außerordentlicher Mannichfaltigkeit zu Dienſten ſtehen, denn die Flora dieſer Inſeln iſt überaus reich an blühenden Gewächſen; namentlich bedienen ſie ſich gern der Orangenblüthen, welche ſie immer in Menge haben, um damit ihr Haar zu ſchmücken.

Die übrigen Zierrathen, deren ſie ſich bedienen, ſind ſo mannichfaltig, als nur die Laune ſie eingeben kann; in den Ohren wird gewöhnlich ein Stück weißen Knochens getragen, das ungefähr $1\,^1/_2$ Zoll lang und durch zwei in das Läppchen gebohrte Löcher geſteckt iſt, damit es ſich horizontal trägt. Außerdem werden Halsbänder von Perlen, die in den Schalen ausgeſchnitten ſind, und manchmal aufgereihte Samen von Pandanus in Form von Paternoſtern getragen, und ein Armband von Perlmutter vervollſtändigt gewöhnlich den ganzen Putz.

Die Männer allein tättowiren ſich, aber mit großer Mäßigung und niemals auf dem Arm, dem Geſicht oder der Bruſt. Manche Frauen tragen bisweilen kleine Zeichnungen auf dem Ballen der Hand; aber keines von beiden Geſchlechtern entſtellt jemals ſeine hübſchen Geſichtszüge durch jene abſcheulichen Gemälde von eingeritzten Strichen und Punkten, welche bei den Wilden ſo häufig im Gebrauche ſind.

Die Freundſchafts-Inſulaner reiben ſich den Körper mit Cocosnußöl ein, worin man wohlriechende Blumen macerirt hat; dieſes Oel iſt theuer und daher nur bei den oberen Klaſſen im Gebrauch. Allein Reiche und Arme huldigen einer außerordentlichen Reinlichkeit und baden ſich häufig in den Bächen und Quellen. Zum Baden im Meere greifen ſie ſeltener, und wenn ſie es je thun,

ſo ſpülen ſie ſich nachher mit ſüßem Waſſer ab, weil ſie behaupten, das Meerwaſſer macht die Haut rauh und uneben.

Die Baukunſt iſt bei den Bewohnern der Freundſchafts-Inſeln noch wenig entwickelt, denn ſie bedürfen auch keiner umfangreichen auf Dauer berechneten Bauten. Das herrliche Klima ihrer Inſeln macht jedes ſolidere Gebäude überflüſſig; eine Art Schuppen aus Palmſtämmen, mit Pandanusblättern oder Zuckerrohr gedeckt, genügt der Maſſe des Volks zum Obdach. Die Wohnungen der Häuptlinge und Vornehmen unterſcheiden ſich von den anderen nur dadurch, daß ſie geräumiger ſind, und daß ihre Wände aus Matten von Pandanus beſtehen. Im Innern dieſer Behauſungen herrſcht die ängſtlichſte Reinlichkeit: der Fußboden iſt mit ſchönen Matten belegt, die mit verſchiedenen Farben geziert ſind und an Zierlichkeit mit unſern Fußteppichen wetteifern. Tiſche oder Stühle findet man nicht, denn die Männer ſetzen ſich mit untergeſchlagenen Beinen auf den Boden, und die Weiber lagern ſich halb auf die Seite geneigt und auf die Ellbogen geſtützt auf den Matten. Auch die Zwiſchenwände werden nur von einer dicht geflochtenen Matte gebildet, welche ungefähr drittehalb Fuß hoch und an beiden Enden aufgerollt iſt, ſo daß ſie von ſelbſt ſtehen kann; dieſe Matten theilen das Innere der Wohnung in verſchiedene Gemächer ein und haben den Vorzug, daß man keiner Thüre bedarf, weil man über ſie hinwegſteigen kann.

Das Hausgeräthe beſteht wie in der ganzen Tropenzone nur aus Kürbisflaſchen, Cocosſchalen und hölzernen Trögen, welche die Stelle von Krügen, Flaſchen, Schüſſeln, Platten, Näpfen, Taſſen und Tellern verſehen, ſowie aus einer Menge von Körben von den verſchiedenſten Formen und der ſcharfſinnigſten feinſten Arbeit.

Die Einwohner der Freundſchafts-Inſeln bedienen ſich, wie die Fidſchi-Inſulaner, anſtatt des Kopfkiſſens einer Art hölzernen Sche-

mels, die aber eine Aushöhlung hat, um den Kopf darein zu legen. Endlich sieht man bei ihnen noch eine Menge musikalischer Instrumente, wie Panspfeifen, eine Art Flöten, welche mit der Nase geblasen werden, und verschiedene Arten von Trommeln aus den Zwischengelenken von Bambusrohr, welche von früheren Reisenden längst ausführlich beschrieben worden sind. Leider findet man in den Häusern auch eine Menge Streitkolben, Kriegskeulen, Lanzen und Speere, die leider nicht immer unthätig sind; auch Bogen und Pfeile führen die Eingeborenen, jedoch nicht als Kriegswaffen, sondern nur zur Jagd auf Vögel und kleine Nagethiere, hauptsächlich Ratten, die in den Feldern sehr zahlreich sind und unter den Nutzgewächsen großen Schaden anrichten. Die Fleischkost besteht hauptsächlich aus Fischen, Schweinen und Hunden. Die Tonga-Insulaner sollen das Schwein zuerst auf den Fidschi-Inseln eingeführt haben, was uns jedoch nicht wahrscheinlich erscheint, denn jene besondere Art von Schweinen, die sich auf allen Inseln der Südsee vorfindet und von den Naturforschern Sus papua genannt wird, scheint wie das Geflügel von Westen her nach diesen Inseln gekommen zu sein. Dagegen ist der Hund offenbar von amerikanischer Race und von Osten her auf den Inseln Ost-Polynesiens verbreitet worden. Diejenigen Hunde, welche zum Verspeisen bestimmt sind, werden von Jugend auf nur mit Pflanzennahrung gefüttert, so daß ihr Fleisch in der That sehr lecker und nichts weniger als ekelhaft ist. Im Gegensatz zu uns Europäern schlachten diese Südsee-Insulaner ihr Vieh nicht durch Blutentziehung, sondern erdrosseln es und behaupten, daß das Fleisch dadurch wohlschmeckender und nahrhafter werde. Allein die Hauptnahrung der Bewohner der Freundschafts-Inseln ist dem Pflanzenreiche entnommen und besteht aus Gemüsen verschiedener Art, aus Ignamen, Arum, Brodfrucht, Bananen, Bataten, Kartoffeln ꝛc., mit einem Wort aus der Mehr-

zahl derjenigen Früchte, Knollen und Wurzeln, welche auf all' dieſen Inſeln wachſen; ferner aus den Fiſchen und Schalthieren, von welchen die Gewäſſer dieſes Archipels wimmeln. Sie haben auch ein berauſchendes Getränk, die ſogenannte Kawa, einen gegohrenen Trank, den ſie aus der Wurzel eines Pfefferſtrauches (Piper metysticum) dadurch bereiten, daß ſie dieſe Wurzel klein kauen, in eine hölzerne Schüſſel ſpucken und dann unter Zuſatz von Waſſer gähren laſſen. Sie genießen jedoch dieſes Getränke nur mäßig, und viele von ihnen, hauptſächlich die Frauen, verzerren beim Genuſſe deſſelben das Geſicht gewaltig, was auch gar nicht zu verwundern iſt, da die Kawa in der That abſcheulich ſchmeckt. — Ihre Kochkunſt iſt ſehr einfach; die Hunde, Schweine, Fiſche und Wurzeln werden in Erdgruben mit erhitzten Steinen umgeben und dann mit heißer Aſche und Erde bedeckt und auf dieſe Weiſe gebacken, wodurch das Fleiſch ausnehmend zart, ſaftig und ſchmackhaft wird. Aus den Knollen verſchiedener Gewächſe bereiten ſie auch eine Art Mehl, das ſehr nahrhaft und von gutem Geſchmack iſt; man mengt es unter den Teig aus zerquetſchten Brodfrüchten, bäckt es auf heißen Steinen und gewinnt dadurch eine Art rauhen Brodes, welches ſelbſt europäiſchen Gaumen mundet.

Auf dieſe Weiſe führen die Bewohner der Freundſchafts-Inſeln ein ſehr angenehmes und ruhiges Daſein, wenn ſie nicht in irgend einen abſcheulichen Krieg verwickelt ſind. Die Männer beſchäftigen ſich mit Ackerbau, mit dem Fiſchfang, den ſie mit Netzen und Angeln betreiben, mit der Jagd der Vögel und Ratten und verfertigen verſchiedene Gegenſtände, welche ziemlich viel Kunſtſinn verrathen. Die Frauen ſind bei dieſem Volke keine Sklavinnen und werden nicht mit Arbeit überbürdet, wie es bei Wilden gewöhnlich und ſogar bei halb civiliſirten Völkern nicht ſelten iſt. Dieſe Thatſache ſpricht ſehr zu Gunſten der Eingeborenen dieſer Inſeln; die Männer unter-

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau. Lith. Anst. v. W. Loeillot in Berlin.

Bewohner der Tonga-Inseln.

ziehen sich nicht nur den gröbsten Arbeiten, sondern suchen auch den Umgang der Frauen auf, erfreuen sich der Unterhaltung mit ihnen und theilen mit ihnen alle Mahlzeiten und Vergnügungen, unter welch' letzteren der Tanz eine Hauptrolle spielt. Ihre Feste oder vielmehr ihre Bälle werden im Freien abgehalten und zeichnen sich besonders dadurch aus, daß Männer wie Frauen sich äußerst anständig betragen, mit vieler Anmuth bewegen, und den Frauen des Stammes ein Hauptantheil daran zufällt; auch dies ist eine Seltenheit bei den Wilden und besonders bei den Südsee-Insulanern, wo der Tanz, namentlich bei großen festlichen Veranlassungen, meist dem männlichen Geschlecht vorbehalten ist. Ringen, Wettkampf, Wettlauf, Boxen und andere männliche Uebungen sind unter ihnen ebenfalls sehr beliebt und heben die Geschmeidigkeit und Muskelkraft dieses schönen Menschenschlages auf eine vortheilhafte Weise hervor.

Die Bewohner der Freundschafts-Inseln arbeiten also und zwar sehr emsig und sehr gut; ihre Felder sind sehr schön bestellt, und jede Pflanzung mit schönen Hecken umgeben, welche ungefähr mannshoch und mit einer Kunst angelegt sind, daß man sie mehr für einen Gegenstand des Luxus, als für ein Werk der Nothwendigkeit halten könnte. Zwischen diesen Einfriedigungen laufen breite öffentliche Wege hin, welche dem Stamme angehören und die Verbindung der einzelnen Niederlassungen untereinander vermitteln. Jedes Besitzthum ist mit einer derartigen Einhegung umgeben; vor jeder Hütte befindet sich ein freier Raum, mit Orangen und Brodfruchtbäumen, mit Pisanggewächsen und Pandanus bepflanzt, und so umgiebt das reichste Pflanzenleben diese Hütten und Schuppen, in welchen die Familie ihr Obdach für die Nacht sucht.

Mit diesen ländlichen Arbeiten und dem Bau von Kähnen,

welcher der Gegenstand eines besonderen Gewerbes ist, verbinden die Männer, wie wir gesehen haben, noch die Verfertigung von Werkzeugen und Geräthen aller Art und das Flechten von Körben und Matten. Der wichtigste Zweig gewerblicher Thätigkeit ist jedoch die Verfertigung von Tappa, welche auch hier wie bei allen Polynesiern dem weiblichen Geschlechte zufällt. Die Tappa ist eine Art Zeug, welche aus dem Bast des Papier-Maulbeerbaums verfertigt wird. Man löst nämlich die Rinde in langen Streifen von den Stämmen des Papiermaulbeers ab, schabt die Borke davon mit einer Muschel herunter, nachdem man sie in Wasser eingeweicht hat, und klopft die Streifen nun mit einem hölzernen Hammer, dessen Fläche mit Rinnen versehen ist. Werden zwei solcher Streifen über einander gelegt und auf diese Weise mit besagtem Hammer geschlagen, so verbreitern sie sich von einem Streifen von etwa $1^1/_2$ Zoll Breite zu einem Stück Zeug von etwa $1^1/_2$ Fuß Breite; mehrere auf diese Art bereitete Breiten werden dann mit einem Kleister aus Pfeilwurzmehl an einander geklebt, bis daraus ein Stück Zeug von etwa 18—36 Fuß im Gevierte entsteht. Jetzt erst wird die ganze Geschicklichkeit der Frauen in Anspruch genommen, um dieses breite Stück Zeug zu verzieren. Die Arbeiterinnen bringen nämlich auf einem convexen Brette kleine Leisten aus Bambus an, die etwa eine Linie von einander entfernt sind; auf dieses Tuch nun sticken sie mit den Mittelnerven der einzelnen Fiederblätter der Cocospalme eine Art Zeichnung und färben diese mit dem färbenden Saft der Lauce, Alourites triloba, einer einheimischen Pflanze. Der färbende Saft wird auf allen denjenigen Stellen eingerieben, wo der Stoff auf das Muster von Cocosblattfasern gedrückt wird, und die Zeichnung stellt sich auf diese Weise gewissermaßen in erhabener Arbeit dar. Hat man so dem Zeug die Grundfarbe gegeben, so nimmt man jetzt ein lebhafteres Färbemittel und vollendet so mit dem Pinsel die

Verzierung der Tappa, deren Farben manchmal ſehr prachtvoll ſind. Iſt nun auf dieſe Weiſe der Grund und der innere Theil des Stückes Zeug gefärbt, ſo bleibt jetzt noch der Rand oder die Bordüre zu verzieren, welche 2—2½ Fuß breit iſt, und für die die Künſtlerin ihre ganze Einbildungskraft aufbietet; iſt z. B. die Mitte des Stückes roth verziert, ſo wählt man zur Verzierung des Randes die ſchwarze Farbe und zwar auf folgende Weiſe: die Arbeiterin nimmt diesmal ein Stück von einem Piſangblatte, ſchneidet in demſelben irgend eine beliebige Zeichnung aus, deren Linien etwa einen Zoll breit ſind; das auf dieſe Weiſe ausgeſchnittene Blatt bildet nun eine Art Patrone oder Schablone, welche auf das Zeug gelegt wird, wo man ſie mit dem Zeigefinger und Daumen der linken Hand feſthält, während die rechte Hand einen kleinen mit Farbe getränkten Tupfballen oder Bauſch führt und damit über den Einſchnitt hin und her reibt, ſo daß jene eingeſchnittene Zeichnung ſich deutlich in ſchwarzer oder ſonſt beliebiger Farbe auf dem Stoffe abdruckt. Die Finger der Arbeiterin ſind ſehr behende, allein dennoch iſt dieſe Verzierung ein ſehr mühſames Werk, das eben ſo viel Geſchmack als Geduld und Uebung erfordert.

Während die Frauen ſich dieſer Beſchäftigung hingeben, legen ſich die Männer leider auf die Verfertigung von Waffen und laſſen ſich bisweilen einfallen, von denſelben Gebrauch zu machen. Woher mag es kommen, daß dieſe ſanften, friedlichen Menſchen, die im Ueberfluſſe leben und das Vergnügen und die Arbeit lieben, auch im Stande ſind, mit Anderen Krieg zu führen? Dies ſcheint in der That ſonderbar; es iſt gegen die Natur des Menſchen, einen Zerſtörungskampf zu führen, und die Bewohner der Freundſchafts-Inſeln werden hierzu weniger veranlaßt, als irgend ein anderes Volk. Es ſcheint alſo die Annahme berechtigt, daß die ſchlimme Nachbarſchaft der Fidſchi-Inſulaner den Charakter dieſes friedlichen

Volkes verdorben habe. Eine sehr ungeeignete Bewunderung für die Kriegsthaten jener Menschenfresser, bei denen der Krieg sich wenigstens durch seinen abscheulichen Zweck erklären läßt, mag dem Geiste der Bewohner des Tonga-Archipels eine falsche Richtung gegeben und auch bei ihnen den Durst nach einem traurigen Ruhm hervorgerufen haben.

Leider sind zu den früheren Beweggründen, welche sie zum Kriege veranlaßten, noch neue hinzugetreten, welche aus religiösem Sektengeiste entsprangen. Ein Usurpator hat den Einfall gehabt, sich von den Methodisten zum Christenthum bekehren zu lassen; die Missionäre sahen in seinem Ehrgeize ein Mittel, ihren Glauben unter diesem Volke weiter auszubreiten, unterstützten Jenen durch ihren Einfluß und trieben ihn zur Eroberung des ganzen Archipels. Hierdurch ist diese friedliche Völkerschaft jetzt in zwei feindliche Lager getheilt: in die christliche und in die heidnische Partei. Der Zweck des Krieges ist, die heidnische Partei der Herrschaft des Despoten zu unterwerfen, welcher den christlichen Theil des Volkes schon beherrscht und sich den Satzungen der Missionäre unterwirft. Die Gesetzgebung der methodistischen Missionäre hat sich darauf beschränkt, vorzuschreiben, daß der Parehu über die Schultern heraufgezogen werde, und das Tabakrauchen zu verbieten. Diese Satzung hat allerdings nichts Grausames oder Gewaltthätiges an sich, allein die Bewohner der Freundschafts-Inseln lieben den Tabak leidenschaftlich, bauen selbst eine treffliche Sorte von Tabak an und sehen in dem Verbote, das ihnen den Genuß desselben verwehrt, eine äußerst drückende Maßregel. Der Commodore Wilkes, jener amerikanische Seefahrer und Reisende, von dem wir schon in einem früheren Kapitel gesprochen haben, landete vor ungefähr 10 Jahren auf den Tonga-Inseln und wurde von den Missionären gebeten, die Durchsetzung ihrer Lehren durch die Mithilfe und Unterstützung sei-

ner Matroſen zu fördern. Allein der Commodore fand, daß das gute Recht auf Seiten jener armen Heiden war, und verweigerte ſeine Einmiſchung oder bot vielmehr ſeine Vermittlung an, um den Streit zu ſchlichten, was jedoch nicht im Sinne jener frommen Miſſionäre lag. Einige Zeit nach dem Beſuche des Commodore Wilkes legte ein engliſches Kriegsſchiff unter dem Befehl des Kapitän Croker auf den Tonga-Inſeln an; dieſer war weniger vorſichtig, als der Amerikaner, ergriff Partei für die Methodiſten und zog gegen die armen Heiden zu Felde, büßte aber in dieſem Kampfe mit einem großen Theil ſeiner Mannſchaft das Leben ein. Beinahe um dieſelbe Zeit hielten ſich andere Offiziere von der britiſchen Flotte auf den Fidſchi-Inſeln auf und waren hier Zeugen von Auftritten des gräßlichſten Kannibalismus, ließen ſich aber durch das Prinzip der Nichtintervention veranlaſſen, dieſen Gräueln nicht Einhalt zu thun.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Neueste elegante Jugendschriften

aus dem

Verlage von Eduard Trewendt in Breslau.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Von demselben Verfasser sind früher erschienen:

Die jungen Pelzjäger

im Gebiet der Hudsonsbay-Compagnie.

Ein Naturgemälde zu Lust und Lehre

für die reifere Jugend gebildeter Stände.

8. Mit 8 Kupfern in Farbendruck. Eleg. geb. Preis 1 Thlr. 22½ Sgr.

Der durch seine früheren Jugendschriften rühmlichst bekannte Verfasser führt seine jungen Leser in dem vorliegenden Werke in jene große Region am Nordrand des amerikanischen Festlandes und am Saum der Eis- und Schneewelt der Polarzone, welche gewöhnlich unter dem Namen der „Pelzregion" bekannt ist. Dort hausen nämlich in wilder Freiheit jene verschiedenartigen pelztragenden Thiere, welche einen eigenen Handelszweig hervorgerufen haben, den sogenannten Pelzhandel, dessen eigenthümliche Einrichtung in dem Buche beschrieben ist. Auf eine höchst anziehende Weise wird auch das Leben jener kühnen und ausdauernden Menschenklasse geschildert, welche den Fang und die Jagd der Pelzthiere betreibt und den Transport der Pelzwaaren aus den Einöden im Innern bis an die schiffbaren Ströme und über diese nach den größeren Niederlagen in Canada oder an den Küsten des Oceans vermittelt. Da der Verfasser sich bei der Schilderung der Natur dieser nordischen Zone und des Thier- und Pflanzenlebens in derselben streng an die Wahrheit und an die Gesetze der Natur gehalten hat, so kann die reifere Jugend nicht allein Unterhaltung, sondern auch mannichfache Belehrung aus dem Buche schöpfen.

Die jungen Boers

im Binnenlande des Kaps der guten Hoffnung.

Ein Zonengemälde aus Süd-Afrika

zu Lust und Lehre für die reifere Jugend gebildeter Stände.

8. Mit 8 Kupfern in Farbendruck. Eleg. geb. Preis 1 Thlr. 22½ Sgr.

Karl Müller, der sich bereits als Verfasser vortrefflicher Reisebilder und Charakteristiken aus der neuen Welt einen Namen von gutem Klange erworben, ladet uns diesmal ein, das Naturleben der südafrikanischen Zone wie immer im Gewande einer einfachen Familiengeschichte zu schauen. Die handelnden Personen derselben sind die holländischen Boers, ein kühnes, ausdauerndes, ruhiges und thatkräftiges Volk, das sich durch diese glänzenden Eigenschaften vorzüglich eignet, der europäischen Cultur in den Wildnissen und Einöden Südafrika's, der Heimath der mordlustigen Kaffern und der stumpfsinnigen Hottentotten, Bahn zu brechen. — Ohne der Natur Zwang anzuthun, aber auch mit Vermeidung aller Schematisirung werden Pflanzen und Thiere, die geognostischen und geographischen Verhältnisse des fast romanhaften Landes geschildert; und wie sich auch dieses bunte Durcheinander von Abenteuern und Naturereignissen häufen mag, es liegt demselben die organische Einheit einer sittlich-ästhetischen Motivirung zu Grunde. So hilft das Buch nicht nur eine genauere Kenntniß dieses Erdtheils verbreiten, dem nach des Verfassers Meinung noch eine ebenso merkwürdige Rolle zugedacht ist, wie dem Festlande von Nordamerika, es bringt auch — und das ist ein wesentlicher Vorzug — einen unwiderleglichen Beweis, daß in allen Zonen und unter allen Himmelsstrichen in den mannichfaltigen Schicksalen der Menschheit der Finger einer göttlichen Vorsehung sich erkennen läßt. Demnach sehen wir uns doppelt berechtigt, das Buch als eine Lust und zugleich als eine Lehre der reiferen Jugend dringendst zu empfehlen.

Aus dem Verlage von Eduard Trewendt in Breslau.

Die jungen Büffeljäger

auf den Prairieen des fernen Westens von Nordamerika.

Ein Naturgemälde zu Lust und Lehre

für die reifere Jugend gebildeter Stände.

8. Mit 8 Kupfern in Farbendruck. Eleg. geb. Preis 1 Thlr. 22½ Sgr.

Eine treue Schilderung der Pflanzen- und Thierwelt jener Gegenden, nach der in wenigen Jahren in vier Auflagen und mehr als 20,000 Exemplaren verbreiteten trefflichen Jugendschrift „The Boy Hunters“ von Capt. Mayne Reid frei und mit wesentlichen Aenderungen bearbeitet. Der Verfasser hat vornehmlich die Belehrung der Jugend im Auge; er vermeidet daher romantische Situationen und Charaktere in seinen Darstellungen, welche sich durch schlichte Einfachheit und dabei durch stets fesselndes Interesse auszeichnen.

Esperanza

oder die jungen Gauchos in den Pampas am Fuße der Andes.

Ein Zonengemälde aus Südamerika

zu Lust und Lehre für die reifere Jugend gebildeter Stände.

8. Mit 8 Kupfern in Farbendruck. Eleg. geb. Preis 1 Thlr. 22½ Sgr.

Der Verfasser, der die allgemeinste Anerkennung erworben, versucht es hier mit großem Glück, von den südlichen und nördlichen Prairieen von Nordamerika den Schauplatz seiner Schilderung nach den minder bekannten Theilen von Südamerika, nämlich den Andes und den Pampas des westlichen Patagoniens zu verlegen. Gerne wird „die reifere Jugend gebildeter Stände“ an dies lebendig entworfene und in der Erzählung, die das Ganze verbindet, unausgesetzt fesselnde Zonengemälde herantreten.

Die jungen Canoéros des Amazonenstromes.

Ein Naturgemälde aus dem tropischen Südamerika

zu Lust und Lehre für die reifere Jugend gebildeter Stände.

8. Mit 8 Kupfern in Farbendruck. Eleg. geb. Preis 1 Thlr. 22½ Sgr.

Der sehr beliebte Erzähler bietet eine Erzählung, welche das tropische Südamerika darstellt, von der peruanischen Küste am stillen Ocean über die Cordilleren durch die Binnenwälder jenseits derselben zu den großen Strömen. Freilich ist diese Schrift vorzugsweise für die reifere Jugend bestimmt, allein wir können sie um so mehr im Allgemeinen auch für ältere und ernstere Leser empfehlen, als dem Verfasser viele Notizen von Reisenden mitgetheilt worden sind, deren Benutzung dem Buche höhere Bedeutung verleiht.

Der goldene Traum

oder Leben und Treiben in den Goldminen Californiens.

Von R. M. Ballantyne.

Für die Jugend bearbeitet von Dr. W. Jeep.

8. Mit 4 Bildern in lithographischem Farbendruck. Eleg. geb. Preis 1 Thlr.

Dieses Buch wird wackeren Knaben große Freude machen, denn es bietet lebendige Schilderungen von Natur- und Menschenleben und fernen Zonen, es schildert die Gährung und den Kampf, durch welchen sich die bunte Bevölkerung eines neubesiedelten Landes durch das wüste Getreibe entfesselter Leidenschaften zu Gesetzlichkeit, Ordnung und Civilisation hindurchrang. Es sucht aber auch der Schönheit, dem Reichthum und der Erhabenheit der Natur Californiens gerecht zu werden, und der Faden der Erzählung reiht eine Menge theils ernster theils heiterer Abenteuer und Genrebilder auf, ganz so wie die heranwachsende männliche Jugend sie mit Begierde liest. Das Buch verdient nach Gehalt und Ausstattung bestens empfohlen zu werden.

Aus dem Verlage von Eduard Trewendt in Breslau.

Der Waldläufer.

Erzählungen aus dem amerikanischen Volksleben von **Gabriel Ferry.**

Für die Jugend bearbeitet von **Julius Hoffmann.**

Mit 12 von Koska gezeichneten und sauber in Farbendruck ausgeführten Kupfern.

Fünfte Auflage. 8. Zwei Theile in einem Band. Geschmackvoll in Halbleinwand gebunden. Preis 2 Thlr. 7½ Sgr.

Wie sehr unter den zahllosen Jugendschriften, von welchen viele recht ausgezeichnet in neuerer Zeit an's Licht getreten sind, die man ohne Bedenken in die Hand des Knaben legen kann, dieses vortreffliche, schön ausgestattete Buch in die jugendliche Leserwelt Eingang gewonnen hat, davon sind die vier vergriffenen Auflagen ein erfreulicher Beweis, und Allen, die sich nach edler Geistesnahrnng für die Jugend umsehen, wird diese fünfte Auflage sehr willkommen sein. — Die wunderbaren Erlebnisse eines durch die Treulosigkeit des nächsten Verwandten seiner Mutter, seiner Heimath und seiner Güter beraubten jungen spanischen Grafen, den wir inmitten der Wälder Mexico's als den Pflegesohn eines Gambusino wieder finden, bilden den leitenden Faden, welcher durch das Ganze hindurchgeht. Ungemein fesselnd schildert Ferry — und er steht hierin Cooper und Sealsfield gleich — und nach ihm Hoffmann die weiten Ebenen der Sonora, das Leben der weißen und indianischen Jäger und Krieger in denselben, wie in den Wäldern dieses Theiles von Nord-Amerika. Die Kämpfe mit den kriegerischen Stämmen der Apachen, Comanchen, die auf flüchtigen Rennern die Ebene durchstreifen, die Jagdscenen, die Gefahren, welche Gold suchende Abenteurer zu erdulden haben, und das furchtbare Ende Einzelner derselben, welche von den von Goldgier geblendeten Gefährten hinterlistig in Abgründe gestürzt oder ihrer Reichthümer beraubt dem Elende und der Wuth der Rothhäute preisgegeben werden, sind lebendig und ergreifend geschildert. Gottes Hand, die den Frevler da zu finden weiß, wo er sicher vor jeder Verfolgung zu sein wähnt, erscheint drohend und strafend in dem Schicksal des Mörders Medina und seines verrätherischen Genossen Cuchillo. Daß die Habgier eine Wurzel alles Uebels ist, lehren die furchtbaren Scenen im Goldthale. Mit richtigem Takte hat Hoffmann einzelne Längen und Knaben weniger ansprechende Darstellungen verkürzt oder umgestaltet. Wir können das Buch unserer frischen, fröhlichen Jugend angelegentlich empfehlen.

Europäische Bilder und Skizzen.

Zur Belehrung für die reifere Jugend bearbeitet

von

Julius Hoffmann.

8. Mit 6 Kupfern in Farbendruck nach Originalzeichnungen von **Th. Hosemann.** Eleg. geb. Preis 1 Thlr. 7½ Sgr.

Inhalt: Englische Skizzen. — Bilder aus dem holländischen Leben. — Erinnerungen aus einem Aufenthalte in Bornholm. — Skizzen aus Corsica. — Ein Tag in Gibraltar. — Bilder aus den Pyrenäen. — Europäische Luftschifffahrten. — Schweizer Winterfahrten. — Schilderungen aus dem nördlichen Eismeere. — Norwegische Bilder.

Dieses Buch soll den Blick der reiferen Jugend hinwenden auf die Länder und Meere unseres Erdtheils und ihre Freude erwecken an den Naturschönheiten, den Einrichtungen, den Sitten und Gebräuchen derselben, der Denkungsweise ihrer Bewohner und den großen Thaten Einzelner. Es ist ein schöner Nachlaß des der Jugend leider zu früh verstorbenen Verfassers, dessen Andenken fortlebt und segensreich fortwirkt in seinen Geist und Gemüth belebenden und bildenden Schriften.

Aus dem Verlage von Eduard Trewendt in Breslau.

Prairieblume unter den Indianern.

Eine Erzählung aus dem Westen Nordamerika's

von

Ch. A. Murray.

Für die Jugend bearbeitet von

Wilhelm Stein.

Zweite Auflage. 8. Mit 8 Kupfern in Farbendruck von F. Koska und einer Karte. Eleg. geb. Preis 1 Thlr. 22½ Sgr.

Ein überaus angenehmes und passendes Angebinde für die reifere Jugend. Der talentvolle Bearbeiter des allbekannten Murray'schen „Prairievogel" hat mit vielem Glück und Geschick seine Aufgabe gelöset und hier Jünglingen und Mädchen eine sehr fesselnde Lectüre geliefert. Obgleich das Buch ziemlich stark ist (fast 400 Seiten), so wird das Interesse der Jugend durch die fließende Erzählung des anziehenden Stoffes doch unzweifelhaft bis zum letzten Buchstaben des Textes wach erhalten werden, zumal da die kapitelweise Eintheilung des Ganzen die Wißbegierde des Lesers bei dem Fortschreiten der Handlung immer höher spannt. Daß der jugendliche Leser die Kreuz- und Querzüge der in der Handlung auftretenden Personen gerne auf der Karte verfolgt, ist ausgemacht, und daher ist es nur zu loben, daß der Verleger dem Buche eine kleine Karte beifügt, auf welcher jene endlosen Prairien und Urwälder Nordamerika's angegeben sind. Die acht kleinen colorirten Kupfer sind sehr hübsch und erhöhen, zumal in den Augen der Jugend, den Werth des Buches; sie veranschaulichen die Hauptmomente der Erzählung.

Der König der Wälder

oder

Tecumseh und der Prophet.

Von

Harry Hazel.

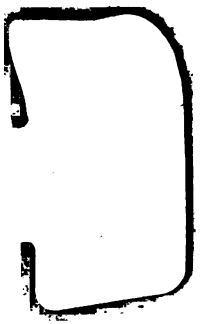
Für die Jugend bearbeitet von

Wilhelm Stein.

8. Mit 8 Kupfern in Farbendruck. Eleg. geb. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Das vorliegende treffliche Buch bietet der reiferen Jugend ein überaus anschauliches Bild des großen Befreiungskampfes der nordamerikanischen Indianer unter Tecumseh gegen die neuenglischen Eindringlinge und wird durch die wechselvollen Schicksale der Rothhäute und ihres Anführers, wie der gegen sie unter den Waffen stehenden amerikanischen Jäger und Kolonisten, durch die lebendigen Schilderungen aller der Gefahren, Wechselfälle und Einzelkämpfe des Hinterwälderlebens und des erbitterten Racenkriegs auf dem Saum der Civilisation die Phantasie wackerer Knaben in hohem Grade anziehen. Derartige historische Schilderungen und Zonengemälde in Verbindung mit kühnen Thaten und Abenteuern üben ja vorzugsweise einen hohen und den Charakter bildenden Reiz auf die jugendliche Einbildungskraft aus.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

Form 419